Offenbach am Main

in

Vergangenheit und Gegenwart

von

Friedrich Jöst

Druck und Verlag von ……
J. P. Strauß. Offenbach a. M.

Offenbach a. M.

in Vergangenheit und Gegenwart

von Friedrich Jöst

Druck und Verlag von
J. P. Strauß, Offenbach a. M.

Allen Freunden

einer

gesunden Weiterentwicklung

unserer Vaterstadt

gewidmet vom Verfasser

Begleitwort.

Als im vorigen Jahre, just um dieselbe Zeit, mein Schulbüchlein „Geschichte von Offenbach a. M. und Umgegend“ als heimatgeschichtliches Ergänzungsheft zur „Deutschen Geschichte“ von Weigand-Tecklenburg und zur „Geschichte des Großherzogtums Hessen“ von Hartleb erschien, da wurde mir von verschiedenen Seiten nahe gelegt, die Geschichte unserer Vaterstadt auch noch auf breiterer Basis, d. h. über den Rahmen des Schulunterrichts hinaus, schriftlich niederzulegen. Und so entschloß ich mich denn, zumal mittlerweile das Pirazzi'sche Werk völlig vergriffen ist, das von mir gesammelte Material mit den nötigen Erweiterungen — und dabei dennoch säuberlich gesichtet — hiermit allen denen zu unterbreiten, die den Entwicklungsgang Offenbachs gern eingehender kennen lernen wollen.

Bezüglich des Inhaltes und seiner Darstellung sei mir die Bemerkung gestattet, daß ich mich auf den Standpunkt der Objektivität stellte. Ich habe die reinen Thatsachen gebracht, niemand zu lieb, niemand zu leid, wenn mir auch — ich gestehe es ganz offen — gar manchmal die Feder zu allerlei Randglossen gezuckt hat. Bei der Stoffauswahl selbst aber auf allzuempfindliche Hühneraugen Rücksicht zu nehmen, das schien mir nicht am Platz zu sein. Wenn in erster

Linie die kulturellen Erscheinungen und sozialen Verhältnisse in den Vordergrund gestellt sind, so bedarf dies wohl gerade in einer Geschichte von Offenbach keiner besonderen Rechtfertigung; noch nicht ausgereifte Erscheinungen jedoch sind vorerst gar nicht berücksichtigt oder nur flüchtig gestreift worden. Bei der Darstellung der Begebenheiten war ich bestrebt, in einfacher, volksverständlicher Sprache wirkliches — Deutsch zu reden, d. h. alle überflüssigen Fremdwörter zu vermeiden.

Was die Anlage des Buches anbelangt, so dürfte dieselbe den früheren Werken gegenüber als neu erscheinen; ob sie aber zugleich eine gute ist, das zu beurteilen überlasse ich den verständigen Lesern und meinetwegen auch den schönen Leserinnen. Für gute Ratschläge, Ergänzungen und Berichtigungen in dieser und jeder anderen Beziehung bin ich stets dankbar.

Zum Schlusse soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Verleger keine Mühen und Kosten gescheut hat, um dem Buche eine schöne Ausstattung und ein gefälliges Gewand zu geben.

Und so sende ich denn mein „Offenbach a. M. in Vergangenheit und Gegenwart" hinaus, daß es frisch, frei, fröhlich unter das leselustige Publikum treten und sich dort gute Freunde und — ich will galant sein — noch bessere Freundinnen erwerben möge.

Offenbach a. M., um Martini 1901.

Der Verfasser.

Quellenangabe.

Außer den an passender Stelle im Texte angegebenen Schriften wurden noch benutzt:

1. Akten der Bürgermeisterei Offenbach a. M.
2. Frankfurter Zeitung, Jahrgang 1895.
3. Gedenkblatt zum 100jährigen Jubiläum der römisch-katholischen Pfarrgemeinde zu Offenbach a. M.
4. Hartleb, Geschichte des Großherzogtums Hessen.
5. Hartleb, Geschichte von Mainz und Umgegend.
6. Künzel-Soldan, das Großherzogtum Hessen.
7. Lammert, Geschichte von Bürgel a. M.
8. Lehn, Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde zu Offenbach a. M.
9. Offenbacher Zeitung. (Verschiedene Jahrgänge.)
10. Schloßmacher, Entwicklung und Bedeutung Offenbachs als Industriestadt.
11. Stahl, Geschichte des Turnvereins Offenbach a. M.
12. Wagner, Ein Achtundvierziger.
13. Weigand und Tecklenburg, Deutsche Geschichte.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Widmung.

Begleitwort.

Quellenangabe.

I. Das Bauerndorf.

Im Dunkel der Urzeit . . . . . 3—6

(Der Name Offenbach. Das Maingebiet und seine Bewohner. Die Franken oder Chatten. Anfänge des Ackerbaues in unserer Gegend. Offenbach als chattische Ansiedelung.)

Die Zeit der ersten Verfassung . . . . . 7—10

(Die Mark und ihre Bewirtschaftung. Offenbach gehört zur Bieger Mark. Die Rechte der Markgenossen. Das Märkergericht auf dem Bieberer Berg. Das Bebraer Weistum. Offenbach als Hauptort der Bieger Mark. Die fränkische Gaueinteilung. Offenbach gehört zum Rodgau. Das Leben der Franken. Verbesserter Ackerbau.)

Altkirchliche Zeiten . . . . . 11—15

(Das Christentum im Mainland. Offenbach wird zum erstenmale urkundlich erwähnt. Offenbach im Pfarrverband Unter-Mulinheim. Offenbach wird selbständige Pfarrei. Domsteuer und Zehnte.)

Unter der Reichsvogtei Dreieich 16—22

(Eine Jagd Karls des Großen. Der Reichsbannforst. Das Maigeding zu Langen. Verschenkung von Grund und Boden im Reichsbannforst. Der Königsforst. Offenbach kommt an die Herren von Hagen-Münzenberg. Offenbach unter den Grafen von Falkenstein. Offenbach kommt an das Haus Isenburg.)

Seite

Das Centgericht vom Bornheimer Berg . . . . . 23—26

(Offenbach gehört zur Bornheimer Cent. Eine Gerichtsverhandlung. Frankfurter Vorrechte in der Cent. Sonstige Privilegien der Stadt Frankfurt. Das Burgrecht. Offenbach wird dem Gericht von Bergen zugeteilt. Offenbach gehört zum „Lantgericht im Hayn.")

Zur Residenz der Isenburger . . . . . 27—34

(Das Stammschloß der Isenburger. Büdingen als Sitz des Hauses Isenburg. Offenbach wird Residenz der Grafen von Isenburg. Das Offenbacher Schloß. Eine Legende.)

Kirchlicher Wandel . . . . . 35—40

(Die Reformation in Offenbach. Lutherische Geistliche. Die Reformation in der Umgebung Offenbachs. Das Kloster Patershausen. Die reformierte Lehre an Stelle der lutherischen. Streit zwischen Lutheranern und Reformierten. Die reformierte Lehre in Offenbach. Die Schloßkirche. Wallonen und Niederländer in Offenbach.)

Aus böser Zeit . . . . . 41—62

(Der Bauernkrieg. Der Aufstand in der Umgebung von Offenbach. Der Schmalkaldische Krieg. Die Belagerung von Frankfurt. Verwüstung der Umgebung. Offenbacher Hexenprozesse. Der Dreißigjährige Krieg. Graf Wolfgang Heinrich greift zu den Waffen. Plünderung Offenbachs. Wolfgang Heinrich wird von seinen Schlössern verjagt. Gustav Adolf in Offenbach, Frankfurt und Mainz. Graf Wolfgang Heinrich begleitet den Schwedenkönig. Die Grafschaft Isenburg wird an den Landgrafen von Hessen-Darmstadt verschenkt. Wiedereinsetzung der Isenburger in ihre Rechte. Kriegselend: Plünderung, Pest, Teuerung, Hungersnot.)

Nach dem Kriege . . . . . 63—69

(Der Westfälische Friede. Offenbach als befestigter Ort. Der Galgen. Offenbach zur Zeit Merians.)

Seite

II. Der Ort des Kleingewerbes.

Am Wendepunkt . . . . . 73—82

(Vergrößerung Offenbachs unter Johann Philipp. Die Lateinschule; die Deutsche Schule. Gründung der französisch-reformierten Gemeinde. Vorrechte der Franzosen. Réfugiés und Waldenser. Gründung von Neu-Isenburg. Die ersten Zweige des Offenbacher Kleingewerbes.)

Im ersten Wachstum . . . . . 83—86

(Weitere Vorrechte der Franzosen. Einwanderung der Waldenser. Pflichten der Juden. Neue Straßen. Der Markt. Das Armen- und Waisenhaus.)

Im neuen Zeichen . . . . . 87—91

(Nach dem Tode Johann Philipps. Birstein wird alleinige Residenz. Der große Brand in Offenbach. Das erste Rathaus. Das Offenbacher Wappen. Alt- und Neugemeinde. Das Aufstreben des Gewerbes.)

III. Die Fabrikstadt.

Die Oberalten unserer Industrie . . . . . 95—106

(Anfänge des Großbetriebs. Die Bernard'sche Fabrik und ihre Privilegien. Die Grafen von Isenburg werden in den Fürstenstand erhoben. Offenbach wird wiederum Residenz. Fürst Wolfgang Ernst II. hebt in seinem Lande die Leibeigenschaft auf. Die „Ahnentafel" unserer Industrie. Die frühesten Druckereien. Die erste Offenbacher Zeitung.)

Handel und Wandel . . . . . 107—114

(Entstehung der Messen. Die Frankfurter Messe: Haupthandelsgegenstände; das Meßgeleite. Die Geleitstraße zu Offenbach. Die Geleitsbrezeln. Seligenstädter Trinklöffel. Offenbachs Beziehungen zur Frankfurter Messe. Der Nikelchestag. Das Offenbacher Marktschiff. Rückgang der Frankfurter Messe.)

Seite

Im Fluge zur Stadt . . . . . 115—118

(Neue Straßen. Der westliche Teil Offenbachs. Die Aepfelallee. Die lutherische Gemeinde. Die ältesten Pläne von Offenbach.)

Der Fürstenkongreß . . . . . 119—120

(Das Recht der Kurfürsten. Die Gegenströmung. Die Sitzungen des Fürstenkongresses zu Offenbach. Der Erfolg des Kongresses. Ein Andenken des Kongresses.)

Klassische Zeiten . . . . . 121—131

(Johann André. Mozart. Johann Nikolaus Bernard. Johann Georg d'Orville. Pfarrer Ewald. Goethe und Lili. Peter Bernard. Lavater. Anton André. Senefelder. Wilhelm Speyer. Das Ewald'sche Singekränzchen. Aloys Schmitt. Jean Paul. Sophie la Roche. Herder. Frau v. Staël. Karl Ernst Wilhelm Buri. Bettina Brentano. Hofrat Meyer. Seume. Alexander v. Humboldt. Dr. Becker. Uhland. Dahlmann. Arndt. Adolf Spieß. Christine Blancs.)

Ein Sektenhäuptling . . . . . 132—144

(Mysticismus. Jakob Frank, der podolische Messias. Der Polenhof zu Offenbach. Jakob Franks Tod. Ende der Polenherrlichkeit.)

Folgenschwere Tage . . . . . 145—148

(Der Bonapartistische Krieg. Ein Gefecht in Offenbach. Der Rheinbund; Fürst Karl von Isenburg schließt sich ihm an. Die Schlacht bei Leipzig. Fürst Karl flieht in die Schweiz. Offenbach unter einem Militärkomitee. Offenbach wird österreichisch. Offenbach kommt an Hessen.)

Im neuen Kurs . . . . . 149—156

(Die Entstehung der Portefeuilleindustrie. Andere Industriezweige. Neue Verkehrsmittel. Die Offenbacher Handelskammer. Der preußisch-hessische Zollvertrag. Die Offenbacher Messe und ihr Ende. Die Verwendung der Dampfkraft. Offenbach wird ausschließlich Fabrikstadt.)

Seite

Der Herzog von Jerusalem . . . . . 157—164
(Müller-Proli: seine Jugendzeit; sein Aufenthalt im Kloster; sein Leben in Irland, London, Würzburg, Offenbach, Amerika; sein Ende.)

Kirchliches der Neuzeit . . . . . 165—168
(Wiedererstehung der römisch-katholischen Gemeinde. Weitere Entwickelung der französisch-reformierten und der israelitischen Gemeinde. Verschmelzung der lutherischen und deutsch-reformierten Gemeinde. Deutschkatholische und altkatholische Gemeinde. Andere Religionsgemeinschaften.)

Geistige Fürsorge . . . . . 169—174
(Konfessions- und Privatschulen. Reform der Lateinischen und Deutschen Schule. Neugestaltung des Offenbacher Schulwesens. Andere Bildungsanstalten. Das Theater. Das Zeitungswesen.)

Tolle Geschichten . . . . . 175—182
(Das Jahr 1848. Offenbacher Achtundvierziger. Die „große Unbekannte".)

Verkehrsmittel unserer Zeit . . . . . 183—186
(Neue Straßen. Die Post. Die Eisenbahn. Die feste Brücke. Uferbauten. Kettenschiffahrt. Mainkanalisation.)

Samariterdienste . . . . . 187—196
(Der deutsche Krieg von 1866. Bildung des Sanitätskorps. Das fliegende Korps im deutsch-französischen Kriege. Das Lazarettkorps. Das Sanitätskorps nach dem Kriege 1870/71.)

Verwaltung und Rechtspflege . . . . . 197—206
(Teilung der Bieger Mark. Vereinigung der Alt- und Neugemeinde. Gerichtswesen. Der Pranger. Die letzte Hinrichtung. Kreisverwaltung. Städtische Verwaltung. Wohlfahrtseinrichtungen. Militärverwaltung.)

Die Industrie der Gegenwart . . . . . 207—212
(Mineralische Erzeugnisse. Nahrungs- und Genußmittelbranche. Die Holz- und Schnitzstofffabrikation. Die polygraphischen und verwandten Gewerbe. Die Lederindustrie. Chemische Produkte. Metallindustrie. Textilindustrie. Ausstellungen. Schlußbetrachtung.)

I.

Das Bauerndorf.

I

Das Bauernhorf.

Im Dunkel der Urzeit.

In tiefem Nebel liegen längst vergangene Tage vor uns. Gar mancher schon wanderte mit seinem Forscherlaternchen darin umher, nach einem Pfädlein suchend, das dem Ursprung unserer Vaterstadt zuführen könnte. Vergebens! Nirgends eine Spur; nicht einmal die Bedeutung des Namens unseres Heimatortes steht fest. Zwar sind uns mündliche Ueberlieferungen aus Ur-Urgroßmütterchens Zeiten erhalten, gewiß recht gut gemeint, dazu auch hübsch erzählt; aber es sind leider nur — Sagen.

Da wird als unser erster Urahn ein steinreicher Mann bezeichnet. Zur Kurzweil habe er in seinem an einem Bache dahier gelegenen Gehöfte allerlei Getier gehalten, darunter auch Affen. Diesen Possenreißern des Südens zu Ehren sei die ganze Besitzung „Affenbach" benamset worden; die Nachwelt habe dies jedoch in „Offenbach" umgewandelt. Um die Glaubwürdigkeit dieser Ueberlieferung zu bekräftigen, verwies man auf das Affenthor in Sachsenhausen; denn unsere schöne Nachbarin Frankfurt habe ihre Thore immer nach den zunächst gelegenen Orten der Umgebung benannt. — Eine andere Sage spricht von einem riesigen Kalkofen, nach dem ein vorbeifließender Bach, sowie die daranliegenden Hütten „Ofenbach" genannt worden seien. — Eine dritte Sage plaudert von einem Bach, der seines warmen Wassers halber im Winter nie zugefroren, sondern stets offen geblieben sei; daher habe man die Siedelung daran „Offenbach" geheißen. — Dies aus den Tagen der Urgroßväter! Das entdeckungsreiche 19. Jahrhundert aber erklärt kurzerhand, daß unser Wohnort wegen seiner offenen Lage am Ausfluß mehrerer Bäche in den Main die Bezeichnung „Offenbach" erhalten habe. Möglich wohl, sonst aber auch nichts! Eins aber erscheint mir mindestens ebenso der Beachtung wert: Hat unsere gute Stadt früher wirklich „Affenbach" geheißen, so stammt dies sicherlich nicht von unsern „darwinistischen Vorfahren" her, vielleicht aber von dem uralten Wort affa, d. i. Wasser, wie z. B. auch Aschaffenburg (Asch-affen-burg) die Burg am Eschenwasser bedeutet.*)

*) Das Sachsenhäuser „Affenthor" aber entstand durch Verkürzung der Worte: „Aschaffenburger Thor".

Bei der Suche nach dem Ursprunge Offenbachs tasten wir also vorerst noch im Finstern, da wir nur Großmütterchens Erzählungen und bloße Vermutungen der Neuzeit an Stelle einer Urkunde aufzuweisen haben.*) Wir wissen weder etwas Bestimmtes über die Entstehung unserer Stadt und ihres Namens, noch über die Namengeber und müssen uns darum bezüglich der Urzeit unserer Heimat mit allgemeinen Angaben über das Maingebiet im großen und ganzen begnügen. Und was erfahren wir da?

Die Welt eines echt germanischen Urwaldes thut sich uns auf. Westlich bis zum Rheine, südlich bis zum Odenwalde, östlich bis zum Spessart und rechtsmainisch bis zum Taunus: nichts als Wald! Mächtige Eichen strecken darin ihre knorrigen Aeste in die Weite; gewaltige Buchen recken kühn ihre Häupter gen Himmel; Stamm reiht sich an Stamm; es ist, als wolle der Wald den Wald erdrücken. Am Saume des Waldes und am Rande der Lichtungen, der Luft und dem Lichte zugängig, wuchert üppiges Gestrüpp; im Waldesinnern ist weniger Unterholz. Das undurchdringliche Blätterdach der Baumkronen wehrt den erwärmenden und trocknenden Sonnenstrahlen den Weg zur moosigen Erde; daher feuchter Boden und weichschlammige Moräste über und über. Reichliche Wassermassen sammeln sich und bilden stille Teiche oder rollen als Waldbäche geschwätzig übers Gestein dem fischreichen Mainstrom zu. In ungeregeltem Lauf wälzt dieser seine trägen Fluten westwärts; niemand dämmt den vielarmigen Fluß ein. Im dichten Ufergehölz, im Schilf und Rohr der Sümpfe, sowie im Dickicht der endlosen Waldungen haust jegliches Getier. Dort rasen Wisent[1]) und Ur[2]) dahin; hier erdröhnt der Boden vom Hufschlag wilder Pferde; von Baum zu Baum wandert der Elch[3]), mit Gier die Rinde abknabbernd. Da reißt plötzlich ein stattlicher Schelch[4]) durchs dichte Gebüsch und setzt in weiten Sprüngen über Bach, Teich und Sumpf; er wittert Meister Petz, der brummend vor seiner Höhle auf und ab trottet, indes die Bärin mit ihren Jungen allerhand Kurzweil treibt. In den Eichengründen werfen Wildschweine wühlend die Erde empor; ein grimmiger Eber schärft an rissiger Rinde die Hauer. Auf einsamen Waldblößen grast friedlich ein Rudel Rehe. Reinecke, der Fuchs, schleicht langsam und vorsichtig heran; es gilt einen kühnen Sprung nach dem an der Seite seiner Mutter tändelnden Rehkälbchen. Doch das schauerliche Geheul grauleibiger Wölfe unterbricht die Stille und mahnt zur Vorsicht. Hoch in den Lüften

---

*) Ebenso ergeht es den übrigen Orten mit dem Namen Offenbach (am Queich, am Glan, in Nassau).

[1]) Ein germanischer Bison oder Buckelochs. [2]) Auerochs. [3]) Elentier [4]) Ein Riesenhirsch.

ziehen Raubvögel ihre Kreise; pfeilschnell schießen sie herab auf ihre Beute, die sie mit scharfem Auge erspäht. Das Gekreisch verscheucht die Vögel und kleineren Vierfüßler in die nächsten Schlupfwinkel. Kurzum: Neben unseren heutigen Bewohnern des Waldes hauste in der Urzeit noch mancherlei grimmiges Getier, darunter auch jenes, von dem uns das Nibelungenlied bei Siegfrieds letzte Jagd im Odenwald zu erzählen weiß:

„Darnach schlug er schiere einen Wisent und einen Elch,
Starker Ure viere und einen grimmen Schelch." —

Gerade dieser Riesenwald mit seinem ungeheueren Wildbestande aber wird wohl am meisten dazu beigetragen haben, daß schon in den frühesten Zeiten verschiedene Völker sich zeitweilig in der Mainebene niederließen. Der Wald gab ihnen Gelegenheit zur Jagd, das Wasser zum Fischen; am Saume und an den Lichtungen der Wälder waren genügend Weideplätze für das Vieh. Damit waren alle Bedingungen für das einfachste Leben der Urvölker erfüllt: sie hatten Fleisch, Milch und Fische als Nahrung, Wolle und Häute zur Kleidung. Ihre Waffen und Geräte verfertigten sie anfangs aus Holz, Stein, Knochen und Horn, später aus anderem Material.

Das erste Volk, das nach Mitteilung der Völkergeschichte in unsere Gegend kam, waren die Kelten. Sie sollen sogar unseren lieben Main über die Taufe gehoben haben, da er bei ihrer Ankunft noch namenlos dahinfloß. Nach ihnen beglückten die Markomannen die Mainebene. Sie wurden von den Römern hinausgefegt und diese wiederum von den Alemannen. Letztere behaupteten im allgemeinen bis zu Anfang des 5. Jahrhunderts die Gegend zwischen Rhein, Main und Neckar. Dann aber kamen mit der Hochflut der Völkerwanderung die Vandalen, Sueven, Alanen und Burgunder nacheinander im Sturme durch das Land, da ihnen die schlitzäugigen Hunnen raubend und mordend, sengend und brennend auf den Fersen waren. Nach dem Abzuge dieser asiatischen Räuber war unsere Gegend verwüstet und entvölkert. Da tauchten urplötzlich die Franken am Mainstrom auf. Wer waren sie und woher kamen sie? „Diese Franken sind nun sicherlich keine andern Leute, als die alten Chatten." So schreibt ein bedeutender Gelehrter, also können wir's gläubig hinnehmen.

Mit der Einwanderung der Chatten, die sich unter dem Namen Franken, d. i. die Freien, die Kühnen, mit andern Völkerschaften vereinigt hatten, vollzog sich auch ein Wechsel der Beschäftigung in unserer Gegend: die Bodenkultur trat in ihren ersten Anfängen auf. Als nämlich der römische Feldherr Julius Cäsar die Chatten von ihren Eroberungsgelüsten teilweise geheilt und sie mit dem Schwerte in der Faust am Vordringen über den

Rhein gehindert hatte, zogen sie wieder in ihr Gebiet nördlich des Mains zurück. Später wurde ihr Land vollends von den römischen Besitzungen durch den Pfahlgraben oder Limes geschieden. Dies war eine 542 km lange, militärisch bewachte Grenzsperre der Römer, die vom Siebengebirge bis nach Regensburg sich erstreckte. Der Limes bestand aus einer Reihe von Wachttürmen, die unter sich durch Mauern und Gräben mit davorliegendem Wall verbunden waren. In unserer Gegend zog er von Miltenberg am linken Mainufer hin bis nach Seligenstadt, dann über den Main und quer durch Oberhessen. In der Wetterau und im östlichen Odenwald befinden sich heute noch deutliche Spuren dieser Befestigungslinie. — Durch diese römische Grenzsperre war den Chatten die Besitzergreifung anderer Weideplätze für ihr Vieh unmöglich gemacht; sie sahen sich deshalb bei ihrer stets wachsenden Bevölkerungszahl gezwungen, dem Boden mehr als früher abzugewinnen und damit zu einem seßhaften Leben überzugehen. Ein bestimmter Teil des Bodens wurde zu Ackerland verwandt, seine Bearbeitung von den Nachbarn, den Römern, erlernt. Die Häuser wurden mit der Zeit mehr für die Dauer erbaut; Scheuern, Schuppen, Ställe und Keller wurden angelegt. — Als die Chatten darum ihre Siedelungen dauernd am Mainstrom anlegten, waren sie bereits mit den Anfängen der Bodenkultur bekannt und von ihrem Jagd- und Hirtenleben zum Ackerbau übergegangen.

Nun wird man fragen: Treffen diese Ausführungen auch für Offenbach zu? Haben chattische Familien auch unsere Vaterstadt gegründet? Wahrscheinlich wohl! Denn warum sollen obige Darlegungen aus der Völkergeschichte für unsern Offenbacher Himmelsstrich nicht passen, während sie doch für unsere nähere, weitere und weiteste Umgebung, also links und rechts von uns, vor und hinter uns zutreffen? Nehmen wir darum schlankweg an: Allem Anscheine nach haben die Nachkommen altchattischer Familien unsern Wohnort begründet. Und halten wir so lange daran fest, bis ein anderer uns eines Besseren belehrt. Ob wir's wohl erleben? — Und wenn andere Orte sich brüsten, ihre gesamte Verwandtschaft und Urverwandtschaft am Schnürchen aufzählen zu können bis in die allerentferntesten Zeiten — vielleicht sogar bis zu Adams fatalem Apfelbiß — so trösten wir uns in diesem Abschnitt der Offenbacher Geschichte — beileibe aber nicht in den folgenden Kapiteln — mit den humorvollen Worten eines Wilhelm Busch: „Wer ist heutigen Tages noch so harmlos, daß er Weltgeschichten und Biographien für richtig hält? Sie gleichen Sagen und Anekdoten, die Namen, Zeit und Ort benennen, um sich glaubhaft zu machen. Sind sie aber unterhaltlich erzählt, sind sie ermunternd und lehrreich, oder rührend und erbaulich, nun gut! so wollen wir's gelten lassen!" — — Der böse Busch!

Die Zeit der ersten Verfassung.

Die Finsternis der Urzeit macht allmählich dem Lichte der folgenden Jahrhunderte Platz. Mit der genauen Kunde über das Leben der seßhaft gewordenen Franken im allgemeinen beginnt auch die eigentliche Geschichte unserer Heimat im besonderen. Seitdem sich nämlich dieses Volk am Mainstrom niedergelassen und einigermaßen häuslich eingerichtet hatte, begann es alsbald mit der Urbarmachung des Bodens. Der Wald wurde mit der Zeit weiter zurückgetrieben, so daß rings um das Dorf eine immer größere freie Flur entstand. Ackerland, Weideplätze und Wald bildeten zusammen die Mark; die Bewohner einer Mark hießen die Markgenossen oder Märker. An den Tieren und Bäumen des Waldes hatten die Markgenossen gleiches Recht; auf der Weide gingen ihre Pferde, Rinder, Schafe und Schweine zusammen in Herden; selbst die Ackerflur war Eigentum aller. Sie hatte unter Zugrundlegung der römischen Dreifelderwirtschaft drei Teile; einer davon blieb jedes dritte Jahr brach liegen, die beiden andern wurden abwechselnd mit Winter- und Sommerfrucht bestellt. In jedem der drei Felder erhielt jeder Markgenosse ein Stück Land. Wegen der Verschiedenheit des Bodens wurden die einzelnen Ackerflächen alljährlich verlost. Später aber wurde das Stück, das dem einzelnen Markgenossen zugefallen war, als dessen Eigentum angesehen; Wald und Weide hingegen wurden auch fernerhin als gemeinsames Besitztum behandelt.

Die Mark, in der unsere fränkischen Vorfahren wohnten, hieß die Bieger Mark. Jetzt noch treffen wir vielfach in unserer Gegend auf die Bezeichnung Mark, z. B. Vordermark, Hintermark u. s. w. Die Bieger Mark hatte ihren Namen von Bieber — früher Bebra,

Bibraw oder Bibrau — und umfaßte 11 Orte: Bieber, Bürgel, Dietesheim, Hausen, Heusenstamm, Lämmerspiel, Mühlheim, Oberts-hausen, Offenbach, Rembrücken und Rumpenheim.

Jedem wehrhaften Märker dieser Orte waren als Rechte ein-geräumt: Er bekam 32 Morgen Acker- und Wiesenland; er durfte 32 Schafe und ebensoviel Schweine von den Hirten zur Fütterung in den Wald treiben lassen; jeder Busch, der von den mit dem Joche darüber gehenden Ochsen gebogen werden konnte, war sein Eigentum. Wollte einer bauen, so konnte er nach erhaltener Genehmigung selbst sein Bauholz fällen, doch mußte er binnen Monatsfrist das Holz wegfahren und den Boden ebnen. Jeder Märker durfte in der Rodau fischen.

Die gemeinsame Nutznießung bedingte naturgemäß auch gemeinschaftliche Beratung der Markangelegenheiten: Bestimmung der Aussaat und Ernte, Ordnung beim Benutzen von Wald und Weide, Rechtsprechung bei Verletzung der Mark u. s. w. Auf einer Anhöhe, dem „Bieberer Berg", versammelten sich des Jahres zweimal die geschworenen Männer des Volkes — die Schöffen oder Schöppen — nach altgermanischem Brauch unter freiem Himmel und im Schatten einer mächtigen Eiche oder Linde: es tagte das Märkergericht, auch der Oberhof oder das Ding genannt. Alle Vergehen gegen die Mark wurden hier vorgebracht; jeder Frevel an Wald, Wasser und Weide fand hier seine Sühne; alte Anord-nungen wurden eingeschärft, neue erlassen. Den Vorsitz des Märker-gerichts führte der von den Schöffen erwählte Vogt; ihm stand nebenbei auch die Ernennung der Förster zu, denen unter Beihilfe eines Waldknechtes der Schutz des Waldes oblag. Gerichtet wurde nach altherkömmlichen Rechtsgewohnheiten, die erst viel später — im Jahre 1585 — gesammelt und als sogen. Bebraer Weistum niedergeschrieben wurden. Darin lesen wir u. a.:

„Wir deilen zu dem ersten, das der mercker scheffin zwölff sollen sin off diß stule zu Bebra, der scheffen sollen zwene sin von Ofenbach vnd vß ijdem dorffe einre, ane vß Rijmprucken; die zwelff scheffin sollen der mercker recht wijssen und deilen, als sie iz zu den heilgen hant gesworn.

Wir wijssen auch, das man an will hebin in der mark, wilcherlei das ist, daß sal man zu Ovenbach anheben.

Wir wijssen, daz kein holczladen noch lad sal sin in der marg, dan obendig Ovenbach des dorffes, daz en sal man auch kurczen oder lengen; wo dez broch worde, so mogen die Meister darvmb penden.

Auch wer da ladit holcz odir kolen, wilcherly daz ist, die meister die mogen den penden vor einen schilling pfennige; me weris sache, daz ymand lude anderswo dan an dem rechten lade, der hette der mercker recht gebrochen.

Wir wijſen auch, welch mercker buwen wil, der ſal laub bitten; gibbyd man ihme laube, ſo mag er zu Walde geen vnd mag hauwen buweholze, alſa daz iß czijmmerlich ſij, vnd ſal iz bynne eym mande uffſlahen vnd bynne eynre jar fryſt decken; wer daz nit endede, der hette der mercker recht gebrochen.

Wir wijſen, das ein iglich feldſchucze, der in der marck ein ſchucze iſt, in welchem dorff das iſt in der marck, der ſal ſin wyſen, ſin ecker vnd ſine flore vmb gen, vnd beſehen obe jeme kein ſchade ſij geſcheen von ſinen anſtoßern.

Auch wijſen wir, kein holcz uß der marck ſal foren, er ſij jnmercker oder ußmercker; dediß jm abir ußmercker, man mochte in halden, wie man yn funde mit wene vnd pherden vnd in ſelber. Wer iz aber ſache, daz man jn nit begriffe, man mochte en wieder heiſchen gein Bebra vur die merckir, das er das virantwort, vnd hette darvmb zehin punt virlaren.

Wir wijſen auch, worden die mercker icht zu rade von der marck wegen, vnd ſprechen, das en daß beſte vnd das notzeſte wer, vnd darmyb dan czweijhen worden, ſo ſchulden die mynſten den meiſter folgen, vnd ſulde vorgang han.

Wir wijſen, das zu Bijhra die bach als frij iſt, das ein iglich mercker drin mag geen fiſchen als lange, biß das der Kudel in die Roda hangit, vnd ſal darvmb kein uberſehn von nijmanden han."

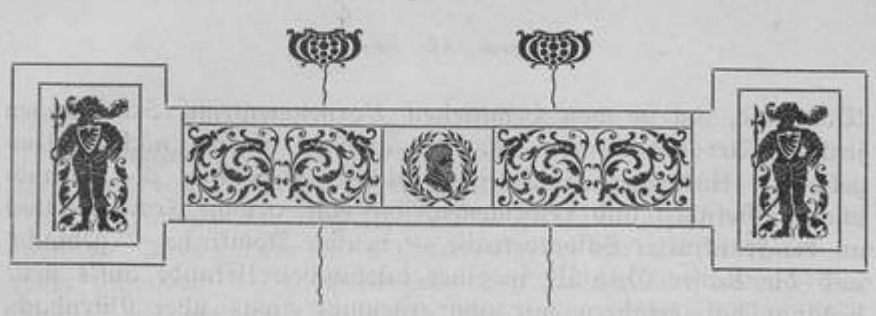
Zwei Orte der Mark hatten gewiſſermaßen die Führerrolle übernommen: Bieber und Offenbach. In erſterem traten auch alljährlich zur Zeit der Kerb oder Kirmeß die Hirten der Mark zuſammen. Sie zeigten daſelbſt ihre Handwerkszeuge zur Beſichtigung vor und beſprachen ſich über verſchiedene Obliegenheiten ihres Amtes, z. B. über Hornſignale, die beim Verlaufen eines Tieres gegeben werden ſollten und was dergleichen Dinge mehr waren. Offenbach aber hatte ſeiner Bedeutung wegen das Recht, 2 Schöffen zum Oberhof zu ſtellen.

Wie nun Offenbach mit den benachbarten Dörfern zu einer Mark verbunden war, ſo bildeten mehrere aneinander grenzende Marken ihrerſeits einen Gau. Unſere Bieger Mark war ein Teil des Rodgaues, zu dem auch noch die Röder Mark gehörte mit den Dörfern Oberroden, Niederroden, Dietzenbach, Jügesheim u. a., ſowie die Babenhäuſer Mark mit Babenhauſen, Dudenhofen, Sickenhofen, Eppertshauſen u. a. Der Rodgau war wiederum eine Unterabteilung des großen Maingaues, der in unſerer Gegend noch den Plumgau, den Bachgau und den Kinziggau umfaßte. Der Maingau zog von Gelnhauſen ab an der Kinzig und dann am Maine hin bis unterhalb unſerer Stadt. Ihm ſchloſſen ſich an: die Wettereiba, d. i. die heutige Wetterau, der Ried- oder Niddagau, zu dem auch Frankfurt gehörte, die Kunigesundra —

gleichbedeutend mit Königsgau — auf der rechten Seite des unteren Maines, und linksmainisch der Oberrheingau, der sich über Sachsenhausen hin erstreckte. Dies die fränkische Gaueinteilung in unserer Gegend!

Und über das Leben und Treiben der Bewohner wird folgendes zwar allgemeine, aber doch speziell uns interessierende Bild entworfen: „Der Franke liebte die bunten Farben. Das enganliegende, buntgestreifte Kleid reichte bis zur Kniekehle und ließ Wade und Knie bloß; die Aermel bedeckten nur die Oberarme. Ein farbiger Mantel umhüllte die kraftvolle Gestalt. Die fränkischen Frauen umwickelten die blonden Zöpfe mit bunten Bändern; die Jungfrauen trugen die Haare frei. Ferner besaßen die Frauen Haarnadeln aus Erz, Gold und Silber, die Knöpfe reich geschmückt mit Darstellung von Tierköpfen: Sperber und Falken. Besonders künstlerisch war der Frauengürtel gearbeitet. Die Gürtelschnallen und Beschläge waren sehr kostbar; am Gürtel trugen die Frauen den Schlüsselbund. Auch Fingerringe kannte man damals schon. — Die Hauptbeschäftigung der Franken war in damaliger Zeit der Ackerbau; doch wurden nebenbei schon allerlei einfache Gewerbe getrieben zur Anfertigung der Kleider und Gerätschaften. Von Haustieren hielten die Franken Gänse, Hühner, Enten; zu deren Bewachung diente ein gezähmter Storch oder Kranich. Die Bienenzucht war wohl bekannt. Hunde gab es viele Arten. Sehr beliebt waren Jagdvögel: der zahme Falke, der Baumfalke, der Stangenfalke und der Hausfalke, sowie der Sperber. Wichtig für die Landwirtschaft waren die eigentlichen Nutztiere: Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine. Die Pferde- und Schweinezucht stand auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Der Wald wurde sich selbst überlassen und diente den Bewohnern in mannigfacher Weise als Weide für das Vieh, zur Holzung, zur Jagd."

Aus all diesem ist zu ersehen, daß unsere Heimat im Laufe der Zeit einen deutlich erkennbaren Wechsel durchgemacht hatte. Die rauheren Erscheinungen im Leben der alten Naturvölker waren den ersten Anfängen der Kultur gewichen. Der Boden lieferte weit mehr und bessere Erzeugnisse als früher; die Beschäftigung der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche hatten eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Aus einem Gebiet, das in der Hauptsache vordem nur für Jagd, Fischerei, Weidegang und Holzschlag geeignet erschien, war ein solches entstanden, an dem sich das Fortschreiten der Kultur in gelichtetem Urwalde, gepflegten Wiesen und bebauten Feldern zu erkennen gab; an Stelle der ehemaligen Jäger, Fischer und Hirten war eine dem vollkommeneren Ackerbau zustrebende Bevölkerung getreten. Freilich waren darüber viele, viele Jahre hingeflossen, bis die Franken sich zu dieser Kulturstufe emporgeschwungen hatten.



Altkirchliche Zeiten.

Die bedeutsamsten und einschneidendsten kulturellen Umwälzungen der ersten Jahrhunderte waren die auf religiösem Gebiete: Mit dem altdeutschen Gottesdienst war's zu Ende; die Opfersteine der geheiligten Haine standen verlassen oder waren von den Sendboten einer neuen Lehre zertrümmert; Wodan und sein gesamter Götterrat mußten dem Christengott den Platz räumen. Um welche Zeit dies nun in unserer Heimat geschah, darüber weiß die Geschichte nichts zu erzählen. Wohl berichtet sie aber, daß im Jahre 368 der Alemannenfürst Rando seinen Plünderungsbesuch in Mainz gerade um die Stunde abstattete, als die Christen ein kirchliches Fest feierten. Damit ist also das Vorhandensein einer Mainzer Christengemeinde im 4. Jahrhundert erwiesen. Wir wissen ferner, daß der Frankenkönig Chlodwig im Jahre 496 mit vielen seiner Edlen die Taufe empfing. Doch dieser Fürst, der ja von Paris aus gebot, und der zudem durch Verrat, Gift und Dolch einen Thron von Sünden und Schanden errichtet hat, er wird sich wohl herzlich wenig um die Bekehrung unserer Gegend bekümmert haben. Weit wichtiger für uns ist die geschichtliche Mitteilung, daß es im 6. Jahrhundert in Mainz einen Bischof Sidonius mit Namen — mithin auch ein Bistum Mainz gab, und daß im 7. Jahrhundert der heilige Kilian als Prediger bei den Mainfranken aufgetreten ist. Es mag also schon zu jenen Zeiten den Bewohnern des Maingaues das Christentum bekannt gewesen sein; die Hauptbekehrung schreibt man indes dem heiligen Bonifatius zu, der im Jahre 747 den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestieg.

Mit der Verbreitung des Christentums entstanden allerorts Klöster und Kirchen. Die meisten derselben gelangten bald zu

Wohlstand, da sie von bemittelten Vornehmen mit Schenkungen jeglicher Art bedacht wurden. So auch in unserer nächsten Umgebung. Und gelegentlich einer solchen Zuweisung von Grundstücken, Gefällen und Leibeigenen, die eine gewisse Frau Ruotlint an die Frankfurter Salvatorkirche — heutige Domkirche — gemacht, und die Kaiser Otto II. in einer lateinischen Urkunde auf's neue bestätigt hat, erfahren wir zum erstenmal etwas über Offenbach. Doch nur herzlich wenig ist es, was uns da über unsere Vaterstadt berichtet wird. Ja, gerade ihre diesbezügliche erstmalige Erwähnung wird vielfach als ein willkürliches Einschiebsel angesehen, das dazu beitrage, die Echtheit der ganzen Urkunde in Frage zu stellen. Pirazzi, der sich Urteile von verschiedenen Sachverständigen eingeholt hat, schreibt darüber: „Es sind im Frankfurter Stadtarchiv zwei Urkunden vom 13. April 977 vorhanden, welche beide das notorische Kaiser-Siegel von gelbem Wachs tragen, auch in allen wesentlichen Punkten genau miteinander übereinstimmen, nur daß in dem einen Exemplar, welches mit dem Kaiser-Monogramm Ottos II. gezeichnet ist, der Name „Ovenbach" (ebenso wie der von „Vechenheim") nicht vorkommt, wogegen das andere, mit dem Königs-Monogramm Ottos signierte Exemplar, diese beiden Ortsnamen enthält. Der Vorstand des Frankfurter Archivs, dessen Gutachten über diesen eigentümlichen Fall ich erbat, hält nun die Echtheit der Urkunde mit dem Königs-Monogramm für keineswegs über jeden Zweifel erhaben, schon weil letzteres mit dem Text der Urkunde in Widerspruch steht, worin Otto sich ausdrücklich als „Imperator" bezeichnet, und weil die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß mit der Einschiebung von Ovenbach und Vechenheim auch Rechtstitel auf Ländereien in den Gemarkungen dieser beiden Orte für das Salvatorstift begründet werden sollten, — Fälschungen, wie sie bei solchen Dokumenten ja nicht eben selten auftreten. Andere Schriftkundige halten dagegen die Urkunde mit dem Königs-Monogramm für genau ebenso echt, als es die mit dem kaiserlichen Namenszuge ganz unzweifelhaft ist. Der verstorbene Frankfurter Stadtbibliothekar Dr. Böhmer erklärte die fragliche Urkunde für verdächtig; der Stadtarchivar Dr. Grotefend verhält sich in der Frage mehr neutral, und Prof. Sickel in Wien, eine anerkannte paläographische Autorität, besonders für die Karolingische Zeit, erklärt die Urkunde für echt. Die Frage ist also controvers." Soweit Pirazzi!

Fischer aber schreibt in seinem „Urgesetz der Heiligen Dreieich", daß alle bis jetzt erschienenen Abhandlungen über Offenbach, die sich auf diese Urkunde des Kaisers Otto stützen, in Wirklichkeit eine Handschrift vom 2. Dezember 882 citieren, „in welcher Karl der Dicke eine Schenkung seines Vaters Ludwig des Deutschen und zugleich eine solche der Ruotlint bestätigt." Eine Stelle derselben,

nämlich: „et sicut Heririh in beneficium habuit in Osterenaha", sei jedoch einerseits fälschlich übersetzt worden mit: „und wie Heririh den Nießbrauch hatte in Niederkirchen*), andererseits sei das Wort Osterenaha in einigen Uebersetzungen gänzlich „wegpunktiert" worden. Aber gerade dieses Osterenaha sei der frühere Name für unser Offenbach. Die Anhängung der Endung aha bedeute eine Bachgegend; und wie wir z. B. Bieberaha — Bieber, Mudaha — Mudau, Rodaha — Rodau kennen, so sei gleicherweise „Osterenaha, von Frankfurt aus besehen, als Osterbach — Ostbach zu betrachten." „Es muß also vor 1100 Jahren Offenbach eigentlich als Ostbach benannt worden sein, und durch die vorhandenen warmen Quellen, deren sich am Uferrande und im Maine selbst drei sicher nachweisen lassen, erklärt sich die einzig richtige Bezeichnung als offene Bach. Entweder waren einzelne Stellen im Main durch die warmen Quellen offen, oder durch die Gewalt des Flusses (in seiner Jugend mehr Strom) wurde die schmale, eingeengte Wasserzeile doch immer wieder aufgerissen, wenn sie auch vom Eise erstarren wollte! Diese für warm gehaltenen Quellen müssen aber salzhaltige Quellen gewesen sein, welche überhaupt nicht zufroren."

Und was erfahren wir also über unsere Vaterstadt aus all diesen ersten Urkunden und ihren Uebersetzungen? Im Grunde genommen nichts weiter als die Namenszüge Osterenaha, Osterbach, Ostbach, Ovenbach; ihr Träger aber war vielleicht zur Zeit der Ur-Urkunde noch nicht einmal ein Dörflein, sondern nur ein einsames Hofwerk, — — — vielleicht!

Das Rad der Zeit rollt weiter; es führt uns allmählich zu lichteren Stellen. So sehen wir Offenbach in den folgenden Jahrhunderten nach Unter-Mulinheim[1]) — dem jetzigen Mühlheim — eingepfarrt. Dahin gehörten auch Heusenstamm (früher Husestein), Meilsheim[2]), Dietesheim, Bieber und Bürgel. Letzterer Ort war zwar schon 880 zur parochialen Selbständigkeit gelangt, hatte sie aber im Laufe der Jahre wieder verloren. Der gesamte Pfarrverband Unter-Mulinheim war dem Bistum Mainz zugeteilt und der direkten Verwaltung des Archidiakonats St. Peter und Alexander in Aschaffenburg unterstellt. Die Archidiakonen waren angesehene Geistliche; ihnen hatte der Bischof zugleich das Recht übertragen, in kirchlichen Dingen Richter zu sein. In der Regel wurden später die Pröpste der Stifte zu Archidiakonen ernannt. So war

*) In der bayerischen Pfalz; es habe früher Oster geheißen.

[1]) Ober-Mulinheim dagegen ist das heutige Seligenstadt, dessen Benediktinerkloster von Eginhard im Jahre 828 gegründet wurde. Unsere Eginhardstraße ist nach diesem berühmten Baumeister und Geheimschreiber Karls des Großen benannt.

[2]) Früherer Ort in der Nähe von Mühlheim.

z. B. dem Propste des Stiftes St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg die geistliche Gerichtsbarkeit im ganzen Rodgau übertragen. Er hatte über die Sitten der Geistlichen und des Volkes zu wachen und demzufolge schlechte Leute vor sein Gericht zu fordern; es wurde in Mühlheim abgehalten. Die Dörfer Bieber, Bürgel, Dietesheim, Heusenstamm und Offenbach hatten dazu insgesamt 11 Sendschöffen aus ihren Einwohnern zu wählen, die für ihre Mühewaltung einen Geldbetrag von 12 Albus*) erhielten. Dem Propst aber flossen als Reisekosten zu: Von den Gemeinden 4 „gehuffde" Malter Hafer, 5 Pfund Heller alter Frankfurter Münze; von jedem Müller ein Viertel Wein, von den Schmieden Hufeisen, dann noch eine Ackerabgabe und kleinere Beträge an Geld.

Das 13. Jahrhundert brachte einigen Wechsel ins kirchliche Leben. Mehrere Gemeinden wurden zu selbständigen Pfarreien erhoben und traten aus dem Pfarrverband Unter-Mulinheim aus: Heusenstamm 1297, Bieber 1307; Bürgel jedoch kam als Filiale zu Bieber. Auch in Offenbach wird schon im Jahre 1270 urkundlich eine eigene Kirche erwähnt, die an der Stelle der jetzigen Schloßkirche stand. Sie war im gotischen Stile erbaut, sonst aber im allgemeinen „ein wenig in die Augen fallendes Gebäude". Der Gottesdienst in dieser Kirche wurde anfangs von einem Geistlichen der Umgegend abgehalten. Später erhielt das Gotteshaus — Parochialkirche genannt — einen eigenen Pfarrer, dem im Laufe der Zeit noch ein Kaplan beigegeben ward. Er hatte vor dem zweiten Altar, dem Marienaltar, die Frühmesse zu lesen. — Offenbach war also sicherlich schon im 13. Jahrhundert vom Pfarrverband Unter-Mulinheim gelöst und zur selbständigen Pfarrei erhoben worden; eine direkte Urkunde hierüber ist allerdings nicht vorhanden.

Jede einzelne Gemeinde des Bistums mußte nach Mainz eine Domsteuer zahlen. Offenbach hatte jährlich ein Pfund zu entrichten, ein Betrag, der nach unserm heutigen Gelde nicht mehr genau festgestellt werden kann. Außerdem ging der Zehnte an das St. Petersstift in Mainz, das in unserer Gegend bedeutende Güter und Vorrechte hatte. Als es aber in dem Streite, den König Ludwig der Bayer mit dem päpstlichen Stuhle führte, die Partei des Papstes ergriff — im Gegensatz zu dem Erzbischofe Heinrich III. von Mainz — wurden verschiedene seiner Liegenschaften eingezogen. Nach Jahresfrist aber verständigte „der merer teyl der Chorherren des stiftes zu sancte Peter zu Mencze sich mit dem erwirdigen Heinrich, erczbischof zu Mencze, unserem lieben Fürsten, und dem erbaren Conrad von Kirkel, Dumherrn und Vormundirn**) des erczstiftes zu Mencze." Ludwig der Bayer versprach

*) 1 Albus (Weißpfennig) = 8—9 Pfg.

**) Verweser.

daraufhin, wieder zu beschützen „alle gut gerichte und leute, mit Namen zu Cruzenburg, Rodinbach, Auheim, Moilnheim, Dydinsheim, Meilsheim, Heusenstam, Byberau, Birgil, Ovenbach und anderswo, wo die gelegin sint by dem Meyne und umbe Frankinfurt." Dem St. Petersstift wurden sodann auch sämtliche eingezogenen Liegenschaften wieder zurückgegeben. Das Zehntrecht in Offenbach, Bieber, Bürgel, Dietesheim, Mühlheim und Meilsheim aber ging bald darauf wiederum auf eine kurze Spanne in andere Hände über; die Herren von Cronenberg pachteten es auf drei Jahre. Sie mußten davon an das St. Petersstift liefern 387 Malter guten, harten, trocknen Kornes und 80 Malter Weizen nebst allen übrigen Abgaben, die aus den genannten Dörfern dem Stifte zustanden.

Die gute alte Zeit!

Unter der Reichsvogtei Dreieich.

Die Riesenwaldungen der Mainebene wurden ehedem mit Vorliebe von den fränkischen Königen aufgesucht, da sie sich dieses Gebiet zum besonderen Jagdrevier erkoren hatten. Namentlich hielt Karl der Große hier des öfteren große Jagden ab. Er nahm alsdann entweder in der Sala zu Frankfurt oder in den Pfalzen zu Tribur und Seligenstadt Wohnung. „Sobald der erste Strahl der Sonne die Ebene erhellt, erscheint das Jagdgefolge und wartet auf den Gebieter. Der Klang der Waffen und das Gewieher der mutigen Rosse durchhallt die Luft. Da tritt der Herrscher heraus, umgeben von seinen Edlen, welche er alle an Gestalt überragt. Er besteigt das reich geschmückte Schlachtroß, das schon freudig erregt auf den erlauchten Gebieter wartet. Es fallen die eisernen Fesseln der Rüden. Durch das geöffnete Thor sprengt Karl mit seinem Gefolge dahin, und munterer Klang der Hörner erfüllt die Flur. Der hohen Wildbahn zu eilen die großen Bluthunde mit scharfer Nase, suchen sorgsam die Beute, durchstöbern begierig das Dickicht. Die Reiter umstellen den Wald und halten sich bereit, dem flüchtigen Wilde zu begegnen. Ein bräunlicher Eber ist im Thale erspürt. Die Reiter sprengen in den Wald und verfolgen ihn mit Jagdruf. Die schnellen Hunde wetteifern, die flüchtige Beute zu jagen. Tief drinnen im Forste erhebt sich Gebell, und das Jagdhorn treibt die mutigen Hunde zu scharfem Kampfe dahin, wohin der wilde Eber mit drohendem Haner sich wendet. Schäumend und knirschend erreicht er die Höhe des Berges. Erschöpft vom Laufe macht er Halt. Schon wetzt er die Todeswaffen gegen die Hunde, schleudert hinweg die verfolgende Schar, rollt zu Boden die wütenden Bluthunde. Karl fliegt heran, durchbohrt des Tieres Brust, taucht das kalte Eisen in die Eingeweide. Vom Berge herab klirrt der Zug. Die Vornehmen eilen zurück in den Wald und jagen das flüchtige Wild auf. Allen voran fliegt Karl, schleudert mit der Hand das Wurfgeschoß und erlegt unzählige

Haufen von Wildschweinen. Er verteilt die Beute an alle Vornehmen. Dann kehrt er um, zurück zu den frischen Gewässern, deren Ufer breite Rasenflächen kränzen, zu kühlem Waldesschatten. Hier stehen Zelte. Rings glänzt das Lager der Fürsten. Frohgemut läßt Karl den Gefährten das fröhliche Mahl dort bereiten. Ein munteres Gelage, bei dem der König den Vorsitz führt, beendet das Fest." *)

Zu diesen Jagden der deutschen Kaiser wurden in dem benachbarten Dreieichenhain — früher Hayn oder auch Schloß und Stadt Hain in der Dreieich genannt — die erforderlichen Hunde gehalten, weshalb dieser Ort den Beinamen „des heiligen römischen Reiches Hundestall" erhielt. Im übrigen aber erinnert Dreieichenhain mit seinem Namen ebenso wie Götzenhain, Hainhausen, Hainstadt u. s. w. an die gewaltigen Eichen- und Buchenschläge vergangener Zeiten. Denn unsere Nadelbäume gehören einer späteren Periode an. Ein zu Anfang des 15. Jahrhunderts von Nürnberg nach Frankfurt a. M. berufener Förster brachte den Samen dieser neuen Baumart mit und bepflanzte so zum erstenmale den Frankfurter Stadtwald mit Nadelholz. Die Laubwälder unserer Umgebung aber bilden noch den Nachwuchs des ehemaligen Riesenforstes Dreieich, wie auch die jetzigen Sumpfstellen derselben die Ueberreste der großen Sümpfe des einstigen Urwaldes sind. So z. B. der Hengster, d. i. die sumpfige Strecke zwischen Weißkirchen, Rembrücken, Heusenstamm und Obertshausen.

Um nun den ungeheueren Wildbestand unserer Gegend für die Jagden der deutschen Herrscher ungeschmälert zu erhalten, wurden die gesamten Waldungen der Mainebene zum „Reichsbannforst von Dreieich" erklärt mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß nur der Kaiser oder sein beauftragter Beamter in diesen Waldungen jagen dürfe. Auch wurden die Grenzen dieses Banngeheges folgendermaßen festgesetzt: „Zu dem ersten tylten sye, daß der Wiltpann angehet zu Meynes Gemonden den Meyne mitten uff die Nydde, die Nydde uffen biß gein Vilwyl mitten uff die Brucken, hynder Vilwyl hyne durch das Hochhultze, und ober hinder Bergen, und dann under Hoenstadt hyne in die Brubach an die Brucken, die Brubach inne mitten in den Meyne aber offen zu Stockstadt an den Isern Pfale, den Meyne aber offen zu Aschaffenburg mitten uff die Brucken an das Creutze, dan vorwarter über den Meyne biß zu Nullenkeyn, do aber biß tzu Wiltzenmole vnd vorbaß den Schiffweg vßen, und da aber hinder Ostheim hyne die Ecken uß über den Bintzelberg, vorworter mitten ober den Torn tzu Ottetzberg vnd von dannen biß tzu Ryneheym an den westen Gibbel, da vorbaß über den Romißberg, vorbaß

*) Nach E. Blume, Quellensätze zur Geschichte unseres Volkes.

an die Droſtbrucken in die Mudawe, jene biß gein Stockſtadt mitten in den Ryne, den Ryne mitten je abe widder gein Meynßgemonden."

Zur beſſeren Handhabung des Wildbannes war der Reichsforſt in 36 ſog. Wildhubenbezirke geteilt. Jeder Hube war ein Hübner zugewieſen, der neben der Bebauung ſeines Feldes auch die Aufſicht über den ihm zugeteilten Waldbezirk zu führen hatte. Die Hübner mußten jährlich eine entſprechende Abgabe an den Hayn entrichten; beſonders ſcheint Wildhafer ein beliebter Zins der damaligen Zeit geweſen zu ſein. So leſen wir z. B. in einer Verordnung: „Offenbach. Sagenn des Peten Hens nachgelaſſene Witwe hab doſelbſt ein Gut vnder Handen, darvon muß ſie jerlich von wegen der Gemein zu Offenbach den Wilthabern an ſtat der Gemein zu Offenbach zum Haine liebern." — Die Oberaufſicht über den ganzen Reichsbannforſt war einem beſonderen Beamten übertragen, dem Vogt oder Vaut, ſpäter Forſtmeiſter genannt. „Er trug die Einkünfte des ganzen Bannforſtes zu Reichslehen und hatte außerdem das Recht, jederzeit in den Wäldern zu jagen. Als Wohnung war ihm das Schloß Hayn oder Hagen in der Dreieich zugewieſen, das der Sage nach ſchon von Karl dem Großen erbaut worden iſt, urkundlich jedoch erſt 1075 erwähnt wird. Noch heute geben die ſtattlichen Ruinen zu Dreieichenhain Zeugnis von dem bedeutenden Umfange des einſt ſtolzen Schloſſes, das, umgeben von einem üppigen Wieſenflor und einem Kranze prächtiger Wälder, in idylliſcher Ruhe ſeine Mauern in einem ſtillen Teiche wiederſpiegelt, als träume es von längſt vergangenen Tagen, von ſeiner früheren Pracht und Herrlichkeit."

Alljährlich hielt der Vogt das Maigeding (Maigericht) zu Langen ab, woran die Hübner folgender Wildhuben teilnehmen mußten: „Item Merßfelden Item Nuweheim Item Tribur Item Steden Item Kelßterbach Item Sweynheim Item Grießheim Item Bockenheym Item Vilwille Item Riedern Item Offenbach Item Bieberawe Item Schonfelt Item Gugißheym Item Rodauwe Item Stockſtat Item Schaffheym Item Frankfurt Item Langen Item Dieppurg Item cleyn ßimern da ſynt ßwo Huben oder drye Item Clingen Item Oberauwe Item Dilßhoffen Item Ramſtatt Item Dreyſte Item Worfelden Item Arheiligen Item Darmſtadt Item Pungſtadt." Auf dem Maigeding wurden allerlei Verordnungen bekannt gegeben; ſo z. B., daß die Hirten mit ihren Herden nicht weiter in den Wald gehen dürfen, als ſie mit ihrem Stabe — Schäferſchippe genannt — werfen können. „Auch ſall eyn gemeyner Hirte nit ferner fahren mit ſynen Schaffen und Ziegen in den Walt, dann er mit ſynem Stab gewerfen mag, und ſoll allezyt davor ſteen und werenden ſie heruß." Alle Zuwiderhandlungen gegen die Wildbannverordnungen wurden

auf dem Maigeding zu Langen bestraft. Besonders strenge, ja geradezu barbarisch wurde der Waldfrevel geahndet. Wer z. B. beim Brennen eines Baumes ergriffen ward, dem hatte der Forstmeister (d. i. der kaiserliche Vogt) die Hände auf den Rücken und die Füße zusammenzubinden und einen Pfahl zwischen die Beine zu schlagen. Hierauf wurde ein Feuer vor seine Füße gemacht „vnd das soll also lang brennen, biß Im die Solen verbrennen von synen Füessen vnd nit von synen schuhen."

Solche und ähnliche Verordnungen wurden auch damals teils neu erlassen, teils als herkömmliche Rechtsgewohnheiten in Erinnerung gebracht, als Ludwig der Bayer am 21. Mai 1338 — am Himmelfahrtstag — in eigener Person das Maigericht auf dem Marktplatz zu Langen abhielt. Die Jagd im Reichsbannforst war also im 14. Jahrhundert noch königliches Vorrecht; der Grund und Boden aber war inzwischen größtenteils durch kaiserliche Schenkungen in die Hände einzelner Fürsten, Herren, Bistümer und Gemeinden übergegangen; nur ein geringer Teil gehörte noch zum Besitze des Reiches: der heutige Frankfurter Stadtwald als sog. Königsforst. Der jeweilige Frankfurter Schultheiß war zugleich Forstmeister dieses Gebietes. Als solcher war er verpflichtet, dem Maigeding zu Langen in eigener Person beizuwohnen und hatte das Vorrecht, daß ihm die Wildhübner jährlich im Herbste einen Hirsch zu bringen hatten. Nach festlichem Empfang desselben in Sachsenhausen wurde ein Umzug durch die Straßen der Stadt veranstaltet, der mit der Bewirtung der Wildhübner endete.

Der Königsforst zerfiel in drei Teile: der Forst, der Buchwald und das Lehen. Letzterer Teil — im Volksmund „Liehen" genannt — ist jenes Stück, das unmittelbar an unsere Stadt heranreicht. Auch die Ausdrücke Forst und Buchwald finden sich in unserer Gegend als Namen für bestimmte Waldbezirke, die dem Frankfurter Stadtwald nahe liegen, z. B. in der Gemarkung unseres Nachbarortes Heusenstamm. Der übrige Teil des großen Reichsbannforstes aber war in Bezug auf Grund und Boden nicht mehr im Besitze der deutschen Könige. Denn schon nach dem Bebraer Weistum gehörte „walt, waßer und weide den merckern zu rechtlichem eigen, und han die von nijmand zu lehen, weder von Könige noch von Kaisern, noch von burgern odir von steden, dann sie ir recht eigen ist." „Auch sollte darin kein man, er sy ritter oder knecht, paffe odir leijge[1]) keine sunderunge[2]) han."

Zu derlei Bestimmungen scheinen die Markgenossen wohl durch die Konflikte gekommen zu sein, die zwischen ihnen einerseits und den Wildhübnern und dem Reichsvogte andererseits schlechterdings nicht ausbleiben konnten.

---

[1]) Laie. [2]) Vorrechte.

Der erste Vogt des Reichsforstes, dessen Name uns die Geschichte bewahrte, war Eberhard, der Begründer der Familie von Hagen, ein treuer Anhänger und Vertrauter des unglücklichen Kaisers Heinrich IV. Als treu ergebener Freund, besonders in den Tagen des gänzlichen Verlassenseins seines kaiserlichen Herrn, trug er mit diesem alle Folgen des päpstlichen Bannfluches. Auch sein Sohn Konrad wurde mit der Reichsvogtei Dreieich belehnt und erfreute sich wie sein Vater der besonderen Gunst seines Lehnsherrn. Und so sehen wir die Familie von Hagen oder Hayn bis zu ihrem Aussterben in ununterbrochenem Besitze dieses einträglichen Amtes, dem sie ihre unermeßlichen Reichtümer — durch Schenkungen und reiche Heiraten noch vermehrt — größtenteils zu verdanken hatte. So wurde ihnen die Burg Hayn mit einigen umliegenden Besitzungen — darunter auch Offenbach — als Eigentum überlassen. Durch Heirat Kunos von Hagen, des Enkels Eberhards, kam das Schloß Arnsburg in den Besitz der Familie, die nunmehr ihren dauernden Aufenthalt in dem neu erbauten Schlosse auf dem Münzenberg bei Butzbach nahm, während die Burg Hayn zur Beamtenwohnung des Oberförsters wurde, der den Reichsvogt zu vertreten hatte. Von nun ab bezeichnete sich das Geschlecht von Hagen nach seinem neuen Besitztum als Herren von Münzenberg, die 1255 mit Ulrich II. in der männlichen Linie aussterben.

Der Haupterbe des umfangreichen Besitztums der Münzenberger war Ulrichs Schwager, Graf Philipp von Bolanden, der sich nach seiner Burg am Donnersberg Graf von Falkenstein nannte. Und so kam auch Schloß und Städtchen Dreieichenhain zu fünf Sechstel an die Falkensteiner, die damit zugleich die Vogtei über den Reichsbannforst als Lehen erhielten. Ebenso gehörte Offenbach um jene Zeit den Herren von Falkenstein, wie aus einer Urkunde vom Jahre 1356 zu ersehen ist. Sie verpfändeten es jedoch im Jahre 1372 auf einige Zeit um 1000 Goldgulden an die Stadt Frankfurt.

Die Falkensteiner bekleideten das Amt eines Reichsvogts über 150 Jahre bis zum Aussterben ihrer Familie (1418). Der letzte derselben war Graf Werner III., Erzbischof und Kurfürst von Trier. Nach seinem Tode teilten sich seine Erben in den reichen Nachlaß. Verschiedene Besitzungen, darunter auch das Gebiet von Dreieich mit Offenbach, kam an den Grafen Diether von Isenburg, dessen Frau Elisabeth eine Nichte Werners von Falkenstein war, und an den Grafen von Sayn. Anfangs regierten beide Häuser gemeinsam. Im Jahre 1433 aber teilten sie sich in das Besitztum; Offenbach fiel dabei dem Grafen von Sayn zu. Dieser versetzte aber sein Erbe für 25 800 Gulden an verschiedene Herren, bis es Ludwig II. von Isenburg im Jahre 1486 für 28 000 Gulden käuflich erwarb. Die diesbezügliche Urkunde lautet:

„Wir, Gerhard der Alt, Graue*) zu Sain, vnd Elisabeth von Syrcke, Greuin zu Sain, des vorgenantten Grauen Gerhards eheliche Gemal, bekennen vnd thun kunth offenbar mit dießem Brieffe gegen allermenniglich vor Vnß vnd vnser Erben, das Wir mit Verwilligung des Allerdurchleuchtigsten, Großmechtigsten Fursten vnd Herrn, Herrn Friederichs, Romischen Kayfers, vnsers allergnedigsten Herrn, von der Mayestät die nachgemelte Herschaft zu Lehen ruret vnd gehet, auch mit Verwilligunge der nachgeschrieben meiner Sohne, Dochter und Dochter Menner, recht vnd redlich, freyen Willens vnd wolbedachtes Muts, verkaufft vnd zu kauffe gegeben haben erblich vnd vnwiderrufflich, vnd verkauffen auch hiemit gegenwertiglich, wie dan ein stetter, uffrechter, redtlicher, erblicher, ewiger vnd vnwiederrufflicher Kauff an allen Stetten vnd Ortten, auch an allen Gerichten, geistlichen vnd werldlichen, vnd vor menniglichen, von Recht oder Gewonheitt, allerbest Crafft vnd Macht haben soll vnd magk, dem Wohlgebornen Ludwigen von Ysenburgk, Grauen zu Budingen, vnd sein Erben, vnser Theil der Herschaft an dem Schloß, Burgk und Statt zum Hayn in der Drey Eiche gelegen, mitt aller Irer Herlichkeitt, Gerechtigkeitten, Manschafften, Wildtbannen, Wälttern, Schlössern, Dörffern vnd Gerichten, darzu vnd darin gehorende, vnser Theil zu Offenbach vnd zu Langen, Merßfeldt vnd Egelsbach, Sprengling, Nauheim, Ginßheim, vnser Theil zu Munster, Werlachen, Dodenhoffen vnd zu Bieberaw, vnser Vogtey, Herlichkeitt, Oeffenung vnd Recht zu Minzenbergk, vnser Gult vnd Recht zu Arheiligen vnd an dem Fahr zu Weyßenau, mitt allen vnd ieglichen Guttern, Gefellen vnd Zugehorungen, Herschaften vnd Herlichkeiten, Landen, Leuthen, Gerichten, Rechten, Gewonheitten, Verbotten vnd Gebotten, Oeffenung, Wustungen, Folgen, Legern, Atzungen, Waßern, Weyden, Marcken, Marckrechten, Wiesen, Welden, Wildbanen, Waldbruchen, Vrholtzern, Fischwassern, Fischereyen, Seen, Deichen, Punden, Gertten, allen Husungen vnd Buwehoffen, Flecken vnd Hoffsteden in Schlossen, Steden, Thailen, Dorffern, Gefellen vnd Vngefellen, Dienghoffen, Eckern, Wingarten, Frucht vnd Haw Zehenden, Molen, es seyn Frucht Molen oder Walck Molen, Molenstetten vnd allen Zugehorungen, Diensten, Beeten, Steueren, angehorigen Leutten, wie die genantt vnd wo die gesetzen seindt, Buteyln, Bestheupten, Banwein, Weinschencken, Zollgeltte, Vngeltt, Weggeltt, Schweingeltt, Judengeltt vnd Geleitte, Buße groß vnd kleine, hohe vnd nieder, Korn- Weytz- Habern-Gulte, Oly, Wachs, Vnschlett, Genß,

*) u = v = f.

Cappaunen, Ochßen, Kuwegelde, Faßnachts-Huner vnd andere Huner, Scheffereien mitt ieglicher ihrer Zugehorung, es sey Gulte, Zinße, Renthe, Gefelle, Gueter, wie die genantt vnd wo die gelegen sein oder funden werden, sie seyn benantt oder vnbenantt, ersucht oder vnersucht, zumal nichts abgesondertt noch vßgeschieden, wie das dan alles von vnsern Eldern vnd Vorfahren vff Vns kommen ist vnd in aller Vollkommenheitt, wie der genantt Ludwig von Ysenburgk, Graue zu Budingen, gutt Zeitt hero mitt andern solchen vnsern Theile der vorgenantten Herschafften in Erbkaufsweiße vf ein Wiederkauff vmb Funff vnd Zwantzig Dausent vnd Achthundert Gulden mitt erloistem vnd erbuwetem Geltte ingehabt vnd genoßen hatt, also das er vnd seine Erben nun hinfuro ewiglich mitt solcher Herschafft, Schloß, Statt vnd Zugehorden vnsers Theils thun vnd laßen sollen vnd mogen nach ihrem Willen vnd Gefallen, als mitt andern ihren eigen Guttern, vngehindert vnser Erben vnd mennigliches von vnser aller wegen etc. etc."

Von diesem Zeitpunkte ab tritt das Haus Isenburg nur noch allein in der Geschichte unserer Vaterstadt auf. Denn die „Herren von Offenbach", von denen allerdings noch im 15. Jahrhundert in alten Urkunden öfters die Rede ist, waren teils hohe Beamte bei den Herren von Hagen-Münzenberg und anderen kleinen Regenten, teils vornehme Familien zu Frankfurt a. M., teils Gelehrte und Schriftsteller. Sie waren jedoch keineswegs jemals die Gebieter über Offenbach, sondern hatten hier nur irgend ein Besitztum, nach dem sie sich „von Ovenbach" nannten. Sie hatten merkwürdiger Weise alle dasselbe Wappen, ohne daß ihre Verwandtschaft miteinander immer nachgewiesen werden kann. Dieses Wappen war ein schwarzer springender Hund mit goldenem Halsband auf silbernem Felde, was vielleicht auf die damaligen Beziehungen Offenbachs zum „Hundestall" im Hain hindeuten könnte.

Das Haus Isenburg aber verfügte nunmehr über den ganzen Falkenstein'schen Anteil an der Besitzung Münzenberg, besaß fünf Sechstel von Schloß und Stadt Dreieichenhain, sowie ganz Offenbach und hatte die Reichsvogtei mit ihren reichen Einkünften als Lehen. „Diese Zeit war unstreitig der Glanzpunkt des Geschlechtes der Grafen von Isenburg, die als Vögte der Dreieich immer noch zu den einflußreichsten Fürsten des Reiches gehörten, wenn auch die deutschen Kaiser schon längst nicht mehr in dem Reichsforst zu jagen pflegten."

Zum Centgericht vom Bornheimer Berg.

Außer zum Verband des Bebraer Märkergerichts gehörte Offenbach noch zum Centgericht vom Bornheimer Berg. Unter Cent verstand man ursprünglich einen Gerichtsbezirk von 100 Dörfern und Höfen. Später wurde der Bezirk kleiner genommen, der Name aber beibehalten. So umfaßte z. B. die Cent vom Bornheimer Berg 19 Dörfer: Bergen, Bockenheim, Bischofsheim, Bornheim, Fechenheim, Hausen (bei Frankfurt a. M.), Oberrad, Offenbach, Preungesheim, Seckbach, Vilbel u. a. Dieser ganze Gerichtsbezirk führte auch den Namen Königs- oder Reichsgrafschaft, weil die Leitung und Ueberwachung des Gerichts dem Kaiser oder Könige zustand; auch die Ernennung der Schöffen — Centgrafen geheißen — lag in seiner Hand. Von Offenbach ist uns aus dem Jahre 1435 ein solcher Centgraf bekannt: Konrad Wille. Jegliche Ortschaft der Bornheimer Cent hatte damals eine Reichssteuer zu entrichten; nur Offenbach, Bergen, Hausen und Oberrad waren aus heute noch unbekannten Gründen davon befreit. Diese kaiserliche Steuer wurde Bede genannt, weil sie anfänglich eine erbetene Abgabe war, die erst später zu einer befohlenen wurde.

Die Versammlungen des Centgerichts waren entweder ungebotene, d. h. regelmäßig dreimal des Jahres an bestimmten Tagen abgehaltene, oder gebotene, d. i. in dringenden Fällen besonders angesagte. Sie alle dienten zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. Der freie Himmel war nach urgermanischem Brauche der Gerichtssaal. Denn hatte auch die Götterdämmerung dem Christentum endgiltig Platz gemacht, so bewahrte das tiefsinnige Volk doch Erinnerungen an seine heimische Götterwelt, die mit Bäumen, Wäldern, Bergen, Felsen, Flüssen, Quellen und Brunnen verwachsen war. Im Säuseln des Laubes vernahm es einst den Willen der Gottheit, und ebendarum wollte es auch jetzt noch dort sein Recht

empfangen: im Freien unter einer schönen Eiche oder Linde, auf einem Hügel oder in einem geheiligten Haine. Hier sollte unter Gottes Beistand die Unschuld ihren Triumph und die Schuld ihre Sühne finden.

In welcher Weise nun fanden die Verhandlungen auf dem Bornheimer Berge statt? Nachstehende Skizze mag uns einen Einblick verschaffen.

Ein Angeklagter wird vor das Gericht oder Ding geladen. Der Gerichtsplatz — Wahlstätte, Dingstätte oder Gerichtsbann genannt — ist durch Grenzsteine von den umliegenden Feldern und Bezirken abgesondert. Die Dingpflichtigen versammeln sich zur festgesetzten Morgenstunde auf der Wahlstätte. Die Glocken der umliegenden Dörfer verkünden den Anfang der Gerichtsverhandlung. Der Richter tritt in den Kreis der Umstehenden: die Ernennung der Schöffen beginnt.*) Jeder der Dingpflichtigen ist schöffenbar, d. h. er kann für diesen Tag zum Schöffen ernannt werden. Doch muß er 24 Jahre alt und unbescholten sein; auch muß er soviel freies Eigentum besitzen, daß er einen dreibeinigen Stuhl darauf setzen kann. Nun nehmen Richter und Schöffen ihre Plätze ein. Sie sitzen auf Bänken oder Stühlen, das Angesicht gegen Osten, der Richter in der Mitte, die Schöffen ihm links und rechts zur Seite. Ihnen gegenüber steht die Gerichtsbank, im Kreise herum das Volk. Der Richter, manchmal geharnischt, zuweilen auch gleich den Schöffen mit einem langen Mantel angethan, in der Hand ein Schwert oder einen weißen (d. h. von der Rinde befreiten) Stab, hegt oder eröffnet das Gericht. Er erhebt das Schwert oder den Stab und gebietet Stille, „bannt den Gerichtsfrieden" und verbietet das Reden ohne Erlaubnis, das Herausgehen aus der Reihe und den Gebrauch von Schelt-worten. Hierauf richtet er drei Fragen an die Schöffen: Ist es Zeit, das Gericht zu hegen? In wessen Namen wird das Gericht gehegt? Ist das Gericht nun gehörig gehegt? Die Antwort ist gegeben, der Richter nimmt die Schöffen in Eid und Pflicht. Er selbst „soll auf einem Stuhle sitzen wie ein griesgrimmiger Löwe, Pantoffel anhaben, den rechten Fuß über den linken schlagen, und wenn er aus der Sache nicht recht urteilen kann, soll er dieselbe 123 mal überlegen." Nun treten die Parteien in den Kreis. Der Kläger bringt unter feierlicher Beteuerung der Wahrheit seine Anklage vor und richtet Frage um Frage an den Verklagten. Dieser steht ihm Wort für Wort Rede; Richter, Schöffen und Umstehende hören zu. Dann leistet der Beklagte zu seiner Recht-fertigung den Reinigungseid. Mit ihm treten noch sechs Eides-helfer auf; sie schwören, daß sie den Beklagten eines falschen

*) Später gab es ein lebenslängliches Schöffenamt.

Eides nicht für fähig halten. Jeder Schwörende kniet nieder; das Kruzifix wird ihm gereicht, und er legt, indem er die Eidesformel laut und vernehmlich nachspricht, zwei Finger der rechten Hand auf das Heiligtum. So sind beide Parteien gehört, und Schöffen und Richter beraten miteinander nach den seit alters vom Volke gegebenen Rechtsvorschriften. Endlich ist das Urteil gefunden; jetzt verkündet der Richter es laut. Der Angeklagte wird freigesprochen. Das Gericht ist zu Ende, die Gerichtsbank umgeworfen, und die bereit stehenden Büttel, Fronboten oder Schergen ziehen diesmal ohne Bethätigung ab.

Nicht immer aber ging die Sache so glatt ab, namentlich wenn das Ding im Blutbann zu urteilen hatte. Da lagen als Wahrzeichen auf der Gerichtsbank: ein eiserner Handschuh, ein Richtschwert, ein Strick, ein Beil. Grausiger Anblick schon! Nicht weit von der Dingstätte befand sich ein Stein oder ein Galgen, woran in „peinlichen Angelegenheiten" die Hinrichtung alsbald vom Nachrichter vollzogen wurde. Noch jetzt heißt die ehemalige Gerichtsstätte der Galgenberg und ein Pfad darauf der Armsünderweg. — Dem Spitzbubenvolk und sonstigem Gesindel aber, oft wegen seiner Vergehen vom Centgericht mit Freiheitsstrafen bedacht, wurde das Gefängnis zu Frankfurt — „des Reiches Kammer" — zu teil. Denn die Uebelthäter einzusperren oder denselben die vorschriftsmäßigen Prügel durch den Stadtknecht — Stöcker genannt — verabreichen zu lassen, das waren Frankfurter Vorrechte, allerdings nach unserer heutigen Anschauung recht zweifelhafte.

Bedeutend ehrenvoller dagegen waren weitere Privilegien, die unserer Nachbarstadt in der Bornheimer Cent verliehen waren, obwohl sie, ihr eigenes Schöffengericht besitzend, gar nicht zur Cent gehörte, und keiner ihrer Bürger allda verklagt werden konnte. So stand ihr das Aufsichtsrecht über den Bornheimer Oberhof zu; ihr Schultheiß hatte in Gemeinschaft mit einem kaiserlichen oder königlichen Vogt die Gerichtsverhandlungen zu leiten; jeder Ort der Cent hatte der Stadt Frankfurt Heerfolge zu leisten, und ihr Schultheiß führte als Kriegsoberster dem Kaiser die Kriegsleute zu. — Auch andere, nicht die Cent direkt betreffende Vorrechte waren von verschiedenen Kaisern der Stadt Frankfurt zuerkannt worden. Eines derselben bestand z. B. darin, daß sie keine Befestigungen im Umkreis von 10 Stunden zu dulden brauchte. Als Gegenleistung besaßen die Bewohner dieses Bereiches das sog. Burgrecht, d. h. die Berechtigung, in gefährlichen Zeiten sich und ihre Habe hinter den Frankfurter Mauern zu sichern. Dieses Burgrecht mußte jährlich erneuert werden unter Entrichtung einer bestimmten Abgabe und unter der Verpflichtung, zur Erhaltung der Befestigungswerke beizutragen. So hatte z. B. Offenbach eine

Strecke von 15 Ruten an den Frankfurter Wällen auszubessern. Doch konnte jede Gemeinde gegen ein kleines Entgelt sich von dieser Verpflichtung befreien. Unserer Nachbargemeinde Bürgel aber wurde das Burgrecht entzogen, als sie sich weigerte, an der Ausbesserung der Befestigungswerke zu helfen. Und endlose, unerquickliche Streitigkeiten entstanden ob all der Frankfurter Vorrechte in der Cent, als im Jahre 1351 der ganze Gerichtsbezirk vom Bornheimer Berge von Kaiser Karl IV. um 10000 Goldgulden an den Grafen Ulrich von Hanau verpfändet wurde. Endlich, nach 130jährigem Streite, kam 1481 ein Vergleich zu stande: Frankfurt verzichtete auf alle seine Rechte in der Cent mit Ausnahme von Bornheim, Hausen und Oberrad. Damit war die Königsgrafschaft zu Ende, ihre Zeit war abgelaufen. Die ausgeschiedenen 16 Orte — darunter auch Offenbach — kamen zu dem Bezirk Hanau und hegten fortan ihr Gericht zu Bergen.

Im Jahre 1500 wurde jedoch ein weiterer Vertrag zwischen Philipp von Hanau und Ludwig von Isenburg abgeschlossen. Letzterer erwarb dabei die Gerichtsbarkeit über Offenbach durch Abtretung seiner obrigkeitlichen Rechte in Bischofsheim. Von jetzt ab war unser Heimatort bezüglich der Vergehen gegen die öffentliche Ordnung dem „Lantgericht im Hayn" unterworfen, das im Namen der Grafen von Isenburg gehegt wurde; die gemeinsamen Angelegenheiten der Mark aber wurden nach wie vor zu Bebra geregelt.

So war Offenbach endgiltig aus dem Bornheimer Gerichtsbezirk geschieden, mit dem es im Grunde genommen — schon seiner natürlichen Lage wegen — herzlich wenig Berührungspunkte hatte. In dem erwähnten Vertrage wurde daher ausdrücklich festgesetzt, „daß es fortan aller Beschwerungen des Lantgerichts am Bornheimerberge oder zu Bergen, wo denn solches in Zukunft gehalten wird, soll frei und ledig sein, auch keinen Centgreven dahin zu fertigen schuldig, sondern von solchem Gericht gründlich und gar abgeschieden, auch den Herren von Hanaw oder ihren Erben in Ewigkeit mit keiner Dienstbarkeit soll unterworfen sein."

Zur Residenz der Isenburger.

Drunten am Rhein, nicht weit von Neuwied, liegt der Flecken Isenburg. Auf ihn herab schauen die Trümmer einer ehemaligen Herrenburg gleichen Namens. Ihre verwitterten Gesteine zeigen uns die Stelle, wo die ältesten Ahnen jenes Geschlechtes herangewachsen waren, dessen Geschichte mit den Geschicken unserer Vaterstadt jahrhundertelang aufs innigste verbunden ist. Doch schon geraume Zeit vor dieser geschichtlichen Verknüpfung, noch ehe also Ludwig II. das verpfändete Offenbach käuflich erwarb, hatten die Isenburger ihr Stammschloß am Rhein verlassen und ihren Sitz in Büdingen aufgeschlagen. Und dort wohnte in herkömmlicher Weise auch Ludwig.

Nach seinem Tode (1511) führten seine drei Söhne Philipp, Diether II. und Johann gemeinsam die Regentschaft, bis Diether regierungsmüde auf seinen Anteil verzichtete gegen Zusicherung eines jährlichen Ruhegehaltes. Darauf teilten sich die beiden anderen Brüder in die gesamte Hinterlassenschaft ihres Vaters; nur das Gebiet von Dreieich — also auch Offenbach — sollte weiterhin gemeinschaftlicher Besitz bleiben. Graf Philipp wohnte auf der Ronneburg, später in Kelsterbach; sein Bruder Johann erwählte sich Birstein zur Residenz. Für unsere vaterstädtische Geschichte ist die Birsteiner Linie die wichtigere.

Als nämlich Graf Johann gestorben und sein ältester Sohn Reinhard mündig geworden war, übernahm dieser im Namen seiner Brüder die Regierung (1541). Er veranlaßte 1556 die Teilung der Herrschaft Dreieich: Offenbach, Sprendlingen, Götzenhain, Offenthal, Dudenhofen u. a. fielen der Birsteiner Linie zu.

Nun verlegte Graf Reinhard sein Hoflager von Birstein nach Offenbach; sein Bruder Philipp aber blieb, als er 1559 Mitregent wurde, in Birstein.

Und so sehen wir denn Offenbach, zur gräflichen Residenz erhoben, von jetzt ab immer mehr in den Vordergrund treten, während des Haynes Ruhm stetig verblaßte, so daß schließlich sogar die altehrwürdige Burg daselbst ihrem sicheren Verfalle entgegenging. Zu Offenbach aber war inzwischen ein prächtiges Schloß entstanden, ein Kunstwerk ersten Ranges. „Im Verein mit dem Heidelberger Schlosse und dem kurfürstlichen Schlosse zu Mainz bildet es ein glänzendes Dreigestirn unter den Denkmälern aus dem Zeitalter der Kunstgeschichte, das wir das der deutschen Renaissance nennen."

Das heutige Schloß ist jedoch keineswegs das ursprüngliche; an seiner Stelle stand schon ein anderes, noch ehe die Isenburger in unsere Lokalgeschichte eingriffen. Die Erbauung dieses ältesten Schlosses fällt mutmaßlich noch in das 14. Jahrhundert, obgleich es erst vom Jahre 1448 ab urkundlich erwähnt wird. Es war eine Herrenburg im gotischen Stil, die jedoch zur Zeit des Grafen Reinhard zum großen Teil verfallen war. Er ließ daher, wahrscheinlich unter Verwendung der gut erhaltenen Stücke ein neues errichten. Schon nach drei Jahren war es fertig gestellt (1556 bis 1559); ein großes Kunstwerk soll es nicht gewesen sein. Fünf Jahre nach seiner Vollendung brannte es, vom Blitze entzündet, nieder. Da aber Graf Reinhard „das lustige und bequeme Lager" nicht aufgeben wollte, ließ er sofort die Erbauung eines neuen Schlosses in Angriff nehmen. Doch erst 10 Jahre nach seinem Tode wurde es unter seinem Nachfolger Ludwig vollendet (1578).

Dieses Schloß ist das jetzige, das jedoch trotz seines hohen Alters erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Kunstgeschichte entdeckt worden ist, „um dann aber auch in allen Kreisen der Gelehrten seine zwar späte, aber wohlverdiente Würdigung zu finden." Seine Entdeckung als Kunstwerk ist unserem verstorbenen Mitbürger Emil Pirazzi zu verdanken. Er berichtet uns im Jahr 1879 folgendes darüber: „Das Offenbacher Schloß war bis vor anderthalb Jahrzehnten für die deutsche Kunstgeschichte und die deutschen Kunsthistoriker so gut wie gar nicht vorhanden. Ende 1862 ließ ich es auf Anregung von Dr. Friedrich Becker in Basel, dem Sohn unseres großen Grammatikers, photographisch aufnehmen, welcher das wohlgelungene Blatt dann hervorragenden Kunstforschern mitteilte; so namentlich den Professoren Wilhelm Lübke in Zürich (1893 in Stuttgart gestorben) und Jakob Burckhard in Basel, dem feinen und geistvollen Kenner der italienischen Renaissance. Die Wirkung dieses unsers vereinten Vorgehens war eine über alle Erwartung

erfreuliche! Wie ein heller Schrei der Freude ob der neuen und köſtlichen „Entdeckung“ ging es durch die deutſche Kunſtwelt.“

Das Schloß ſelbſt an dieſer Stelle einer näheren Betrachtung zu unterziehen, dürfte angeſichts der eingehenden Beſprechung desſelben durch Ernſt Neeb*) völlig überflüſſig erſcheinen. Wohl aber mögen die Auszüge aus Aufſätzen und Briefen Lübkes und Burckhards, auf die Neeb hinweiſt, hier ihre Wiedergabe finden, da Pirazzis Werk „Bilder und Geſchichten aus Offenbachs Vergangenheit“, woraus ſie genommen ſind, völlig vergriffen iſt.

Burckhard äußerte ſich brieflich in folgender Weiſe über unſer Schloß:

„. . . . Offenbar iſt dieſe ſüdliche Hallenfronte des Offenbacher Schloſſes eine der zierlichſten Renaiſſancebauten von ganz Deutſchland; der Reichtum und die Delikateſſe der Ausführung erregt Erſtaunen, und die ſchlanken und lichten Proportionen der unteren Halle wahre Bewunderung.“

Und Lübke, der berühmte Kunſthiſtoriker, ſchrieb 1863 in ſeiner erſten Begeiſterung in einer Februarnummer der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ u. a.:

„. . . . Nur leider ſind wir in Deutſchland an dieſen graciöſen Frühlingsblüten der neuen Zeit außerordentlich arm. Und doch nicht ſo arm als wir vielleicht dachten! Arm am Ende nur durch unſere Unkunde. Denn wer hat bis jetzt dieſen oft ganz verſteckten, abgelegenen Bauten ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt? Wer z. B. weiß etwas von dem Schloß zu Offenbach? Ernſt Förſter, der in ſeinem trefflichen Reiſehandbuch für Deutſchland der Kunſt ſo große und gerechte Aufmerkſamkeit ſchenkt, ſagt nichts davon. Und ſelbſt Bädecker, der gewiſſenhafteſte aller Ciceroni, bemerkt nur: „Rechts ſchimmert jenſeits des Mains Offenbach, ſaubere gewerbfleißige Stadt, mit dem alten Schloß Iſenburg hervor.“ Dieſes Schloß aber gehört zu den zierlichſten Bauwerken der Renaiſſancezeit, die wir in Deutſchland beſitzen; ja, an Grazie und Feinheit der Ausführung in den ornamentalen Teilen ſucht es diesſeits der Alpen ſeinesgleichen.

„Der Kern des Baues beſteht aus einem Rechteck, das an der ſüdlichen Langſeite von zwei achteckigen Treppentürmen flankiert wird. Dieſe Anlage der Treppen in vorgebauten Türmen iſt ein aus dem Mittelalter herrührender Gebrauch, der ſich in die Renaiſſancekunſt des Nordens hinüberſchleicht und z. B. an dem großartigen Schloß in

*) „Das Offenbacher Schloß und ſeine Bedeutung in der deutſchen Baukunſt.“

Aschaffenburg noch 1613 vorkommt. Durch solche Disposition und manche andere Eigenheiten, namentlich die hohen Dächer, zeichnet sich die Frührenaissance bekanntlich in Frankreich wie in Deutschland aus. Die neue Bauweise wurde durch diese Konzessionen um so leichter akklimatisiert und erwarb, indem sie dem ästhetischen Sinn und den praktischen Forderungen des Nordens Rechnung trug, bei uns das Bürgerrecht.

„Von dem einen Turm zum andern zieht sich nun eine offene Halle hin, die in drei Geschossen dem Körper des Gebäudes vorgelegt ist und nach Süden schaut. Entspricht diese Anlage durchaus dem Gebrauch Italiens, wie man z. B. Aehnliches an dem für Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) erbauten Palast zu Pienza sieht, so ist die Nordseite dafür mehr im Charakter unseres nördlichen Klimas mit Erkern ausgestattet, die vom Boden bis ins dritte Stockwerk aufsteigen. Eine Abbildung dieser Seite sieht man in Merians Topographie. Der Architekt hat sich also in seinem Bau sehr geschickt den lokalen Bedingungen angeschlossen, denn die der Sonne zugewandte Seite verträgt am ersten die offene Halle, während die sonnenlose Nordseite den geschlossenen Erker verlangt. Dergleichen versteht sich zwar scheinbar von selbst; aber nicht immer bei unseren heutigen Architekten. Wer hat nicht offene Balkone zu Dutzenden an der Nordseite moderner Wohnhäuser, noch dazu in zugigen Straßenzeilen gesehen?

„Mehr noch als die Anlage fesselt der Reiz der Durchführung den Beschauer. Auch hier ist ein richtiges, künstlerisches Prinzip beobachtet. Die Nordseite ist einfacher geblieben; die Südseite, wo das Licht die zartesten Ornamente zur kräftigen Geltung bringt, hat reichen Schmuck. Alle Flächen sind mit angemessenem Bildwerk bedeckt. Im unteren Geschoß sieht man Bogenstellungen aus Pfeilern mit schlanken kannelierten Pilastern; darüber folgen die beiden oberen Stockwerke mit geradem Gebälk auf kurzen Pfeilern, die im Hauptgeschoß mit mannigfachen Karyatiden dekoriert sind. Reliefigürchen zieren die Sockel sämtlicher Pfeiler, elegante Arabesken die Friese der Gebälke und die Bogenzwickel des unteren Geschosses; endlich bedecken reich geschmückte Wappen die Brüstungen der beiden oberen Hallen. In der Austeilung und Anordnung dieser Werke herrscht der klare Sinn eines Meisters architektonischer Komposition; die Ausführung gehört zum Elegantesten, Zierlichsten, was bei uns der Meißel in solchen Dingen je hervorgebracht. Die Zartheit der Ornamentik übertrifft weitaus die des gleichzeitigen Otto-Heinrichs-Baues zu Heidelberg, dem sonst das Offenbacher Schloß am nächsten steht, wie es auch

ungefähr derselben Zeit angehört. Das Heidelberger Schloß hat etwas Heroisches; — das Offenbacher Schloß ist eine anziehende Idylle in Stein. Es ist ein kleines Meisterstück von Grazie.

„Sollte man es nun sagen, daß dieses schöne Werk, welches eine kunstfreudige Zeit geschaffen hat, im Herzen Deutschlands, hart vor den Thoren der kunstsinnigen Stadt Frankfurt, mitten im „sauberen gewerbfleißigen" Offenbach, aller Unbilde und Mißhandlung ausgesetzt ist? Wie wir hören, wird das fürstliche Schloß nichts weniger als standesgemäß behandelt! Wir haben dergleichen traurige Schicksale wohl in Italien an prächtigen Palästen wahrgenommen; meist aber doch nur, wo heruntergekommene Geschlechter das alte Ansehen nicht mehr aufrecht zu halten vermochten, und wo die Indolenz der Bevölkerung noch hinzukam, das Unheil zu vollenden. Aber wir fragen: darf das in Deutschland, darf das an einem fürstlichen Schlosse Isenburg, darf es in der „sauberen, gewerbfleißigen Stadt" Offenbach vorkommen?! —

„Diese Zeilen wollen wahrlich nicht das schlimmste aller Leiden, eine moderne „Restauration" über das unschuldige Schlößchen heraufbeschwören, wohl aber wünschen sie die Aufmerksamkeit auf das zierliche Bauwerk zu lenken, es der Schonung, der Sorgfalt, — dem Respekt derer zu empfehlen, die ein nächstes Interesse an seiner würdigen Erhaltung haben."

Lübke hatte das Offenbacher Schloß bis dahin nur aus der genannten photographischen Aufnahme gekannt. Als aber der Architekt Wilhelm Manchot im Jahre 1866 von unserem Schloß „Totalansicht, Grund- und Aufriß nebst Detailzeichnungen" mit kurzen Begleitworten in der „Allgemeinen Bauzeitung" in Wien veröffentlichte, schrieb Lübke in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance":

„Ist in Frankfurt ausschließlich die bürgerliche Architektur der Zeit vertreten, so bietet das benachbarte Offenbach in dem Isenburgischen Schlößchen ein interessantes Beispiel eines Fürstensitzes jener Zeit. Da dasselbe bereits eingehender dargestellt worden ist, so darf ich mich hier auf das Wesentliche beschränken. Graf Reinhard von Isenburg, welcher 1556 Offenbach zur Residenz erwählte, ließ das alte verfallene Schloß abreißen und an dessen Stelle ein neues errichten. Da dieses schon nach drei Jahren vollendet war, darf man vielleicht annehmen, daß es kein künstlerisch durchgeführtes Werk gewesen ist. Schon 1564 zerstörte ein Brand den

ganzen Bau bis auf die nördliche Façade. An diese baute der Graf sofort ein neues Schloß, welches 1572 vollendet, im innern Ausbau jedoch erst 1578 zum Abschluß kam und zwar unter Graf Philipp, dem Bruder und Erben des Erbauers.*) Das Prachtstück dieses Neubaues ist die Südfaçade mit ihren von zwei polygonen Treppentürmen begrenzten Arkaden. Im Erdgeschoß ist es eine sehr hohe Bogenhalle mit schlanken, kannelierten, jonischen Pilastern besetzt, in den Bogenzwickeln und dem Friese elegant ornamentiert. Die beiden oberen Geschosse, die sich offenbar den niedrigen Stockwerken des Innern fügen mußten, sind deshalb sehr gedrückt und haben statt der Bogen nur Architrave. Im ersten Stock sind die Pfeiler mit männlichen und weiblichen Figuren hermenartig dekoriert, im zweiten haben sie einfache Kannelierung. Der ganze Bau ist mit großer Zierlichkeit durchgeführt, namentlich an den Friesen mit elegantem Rankenwerk und an den Brüstungen mit reich ausgeführten Wappen geschmückt. Es ist der Charakter einer zierlich spielenden Frührenaissance, derjenigen am Otto-Heinrichs-Bau zu Heidelberg verwandt, in der Feinheit der Ornamentik jenem Baue nahekommend, ihm Figürlichen aber hinter ihm zurückstehend, ganz abgesehen davon, daß die Verhältnisse an Schönheit und rhythmischer Durchbildung ihn bei weitem nicht erreichen. Ueber dem Dach der oberen Halle steigt der Hauptbau noch um ein Geschoß höher auf, mit nüchternen Rahmenpilastern gegliedert. Die unteren Hallen sind mit Kreuzgewölben bedeckt, die oberen haben eine von Steinplatten gebildete flache Decke. Das obere Geschoß der Hallen ist von minder feiner Durchbildung als die beiden unteren und verrät die Hand eines geringeren Architekten. Daß überhaupt später auch der Hauptbau um ein Stockwerk erhöht worden ist, beweist die Abbildung der nördlichen Façade bei Merian, wo außerdem statt des jetzigen Mansardendaches ein hoher Giebel sich findet. Von den beiden Wendeltreppen hat besonders die westliche eine schöne Konstruktion, indem die Spindel um drei schlanke Säulen herumgeführt ist. Den Abschluß bildet ein elegantes Sterngewölbe. Zu beiden Treppen führen reich ausgebildete Portale.

„Das Innere ist nur durch die zierlichen Rippengewölbe des Erdgeschosses bemerkenswert. In dem westlichen, 68 Fuß langen und 25 Fuß breiten Saale ist es ein Netzgewölbe mit durchschneidenden Rippen, in dem östlichen, kleineren

*) Eigentlich unter Ludwig IV., der aber seinen jüngeren Bruder Philipp III. zum Mitregenten gemacht hatte.

Raume ein Kreuzgewölbe. An den Saal stößt ein nordwärts herausgebauter Erker, rechtwinklig vorspringend und mit Fenstern versehen, im obersten Geschoß als Altane mit durchbrochener Brüstung schließend. Unter den Fenstern zieht sich spätgotisches Maßwerk hin. Man sieht, daß diese Teile noch zum mittelalterlichen Baue gehören. Wunderlich genug springen die beiden Rundtürme am westlichen und östlichen Ende dieser Façade halb in die inneren Räume, halb nach außen vor, wo sie jetzt im obersten Stock balkonartig abschließen und mit einer Balustrade eingefaßt sind. Gegenwärtig den verschiedensten Zwecken dienend, läßt der Bau in Bezug auf seine Erhaltung manches zu wünschen." —

Ferner findet sich in der „Kunstgeschichte" von Lübke folgender Vermerk:

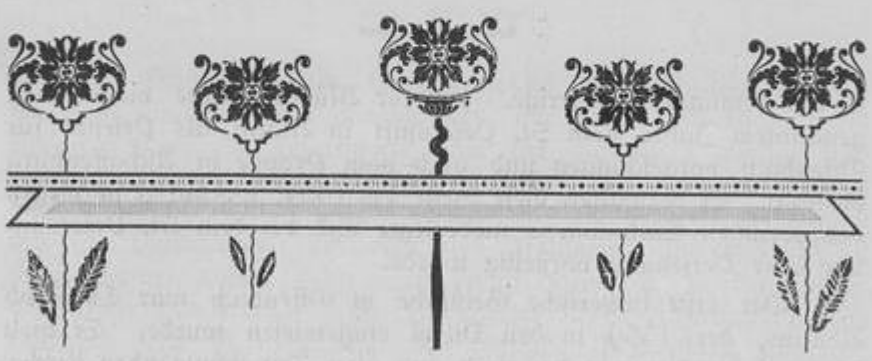
„Nach Deutschland, wo der gotische Stil bis tief ins 16. Jahrhundert seine Herrschaft bewahrte, drang zuerst ganz vereinzelt eine zierliche Frührenaissance, einfach und anmutig in der edlen Halle des Belvedere auf dem Hradschin zu Prag und in den liebenswürdig-heiteren Arkaden des Schlosses zu Offenbach; schmuckvoller und prächtiger am Otto-Heinrichs-Bau des Schlosses zu Heidelberg."

Und in Lübkes „Geschichte der Architektur" heißt es:

„Ein zierlicher Bau ist das Schloß der Grafen von Isenburg zu Offenbach, mit eleganten Säulengalerien zwischen runden Ecktürmen aufgeführt, an der Nordseite mit Erkern versehen, die vom Boden bis ins dritte Stockwerk aufsteigen."

Auch von einer Legende des Offenbacher Schlosses weiß Pirazzi zu berichten. „Zum mindesten", sagt er, „hat mir in meiner Kindheit die Mutter oft erzählt, es gehe die Sage, in seinen gewaltig dicken Steinwänden sei eine goldene Spindel eingemauert, welche dem, der diesen Schatz einst entdecke, Glück und Reichtum bringen werde." Nun, wir wollen unsern Lesern die gewiß unschuldige Freude an des Schlosses Sagen nicht vergällen. Ein Glück aber, daß das nüchterne 20. Jahrhundert keine derartigen Schatzgräber mehr aufzuweisen hat, denn sonst: „Weh euch, ihr stolzen Hallen", die ihr jetzt schon dem Kunstkenner einen höchst beklagenswerten Anblick darbietet! Wohl aber wünschen wir, daß der jetzige Besitzer, der hessische Staat, recht bald als Märchenprinz erscheinen und unser „Dornröschen" für die Kunstwelt wiedererwecken möge, ehe es völlig hinüberschlummert. Wir schließen uns darum von Herzen den Neeb'schen Worten an: „Leider bietet der heutige Zustand der Erhaltung dem Kunstfreunde kein erfreuliches Bild. Nicht bloß der Zahn der Zeit hat hier

verderblich gewirkt. Es fehlte bisher die verständnisinnige, liebevoll erhaltende Pflege. Doch eine bessere Zeit ist für das Offenbacher Schloß jetzt angebrochen. Im Oktober 1900 ging es durch Kauf in die Hände des hessischen Staates über. Bei der umsichtigen Fürsorge, die unsere Regierung überall den alten Baudenkmälern angedeihen läßt, wird auch hier der Schutz vor dem drohenden Verfall nicht ausbleiben. Keine weitgehenden, kostspieligen Versuche zur Wiederherstellung der früheren Gestalt, sondern möglichst bald eintretende Erhaltung des noch Vorhandenen und Entfernung der den Gesamteindruck störenden Einbauten, das sind jetzt die berechtigten Wünsche aller Freunde des altehrwürdigen Baues. Hoffen wir also, daß das neue Jahrhundert segensvoller über ihm walten möge, daß er erhalten bleibe jedem strebsamen Künstlertalente eine Fundgrube mannigfachster Anregung, dem Kunstfreunde eine Quelle reichen Genusses, der Stadt Offenbach aber, deren Ruf als Heimstätte des Kunstgewerbes weit über Deutschlands Grenzen reicht, ein Wahrzeichen für den Kunstsinn ihrer Bürger und ihrem Stadtbild ein Stolz und eine Zierde für noch lange Zeiten."



Kirchlicher Wandel.

Der Reichstag zu Worms (1521) war zu Ende. Luther mußte ihn zwar als Geächteter verlassen, aber das Auftreten des Reformators blieb doch nicht ohne Eindruck: Fürsten und Herren, Ritter und Knechte, Handwerker und Bauern wandten sich in immer größerer Zahl der neuen Lehre zu. „Die Priester nahmen Weiber, und die Mönche sprangen aus den Kutten", wie der Chronist sich ausdrückt.

Um die Verbreitung der Reformation im Hessenlande hat sich insbesondere Philipp der Großmütige bemüht. Und unter seiner vormundschaftlichen Aufsicht wuchs Reinhard von Isenburg heran, der bei dem Tode seines Vaters erst 13 Jahre zählte. Zweifelsohne wird Philipps Einfluß auf den jungen Grafen auch Mitursache gewesen sein, daß dieser vom Katholizismus zum Luthertume übertrat und ein eifriger und entschiedener Anhänger desselben wurde. Zur Regierung gelangt (1541), richtete er darum u. a. sein Hauptaugenmerk darauf, der von ihm angenommenen Lehre auch bei seinen Unterthanen Geltung zu verschaffen. In Offenbach ging das jedoch nicht so rasch. Erst das Jahr 1556 war entscheidend: Graf Reinhard ward alleiniger Herr von Offenbach. Das St. Petersstift überließ ihm darauf die Fruchtzehnten in der Offenbacher Gemarkung gegen Entrichtung von jährlich 90 Malter Korn und übertrug ihm zugleich das Patronatsrecht über die Offenbacher Pfarrei. Und jetzt erst war Graf Reinhard berechtigt, Geistliche zur Verkündigung der neuen Lehre in Offenbach anzustellen. Die mehrfach verbreitete Ansicht, daß der katholische Pfarrer Johann Müller zum Protestantismus übergetreten und vom Grafen Reinhard 1542 als erster lutherischer Geistlicher angestellt worden

sei, ist demnach eine irrige. Pfarrer Müller wurde vielmehr in genanntem Jahre vom St. Petersstift in Mainz als Priester für Offenbach vorgeschlagen und auch vom Propste in Aschaffenburg bestätigt. Er verwaltete diese Stelle bis 1554, worauf er sie wegen des geringen Einkommens niederlegte und bei dem St. Petersstift um seine Versetzung vorstellig wurde.

Der erste lutherische Geistliche in Offenbach war Christoph Rhätius, der 1559 in den Dienst eingewiesen wurde. Er hielt seinen Gottesdienst in der noch aus alter Zeit stammenden Kirche, die zwar klein, aber doch völlig ausreichend war. Zählte ja die Residenz Offenbach damals bloß rund 500 Einwohner. Rhätius blieb nur 3 Jahre in hiesigem Dienste; auch nach ihm vollzog sich der Wechsel unter den lutherischen Geistlichen in überraschend schnellem Gang. Nicht weniger als 8 Prediger im Zeitraum von 37 Jahren! „Es waren bewegte, von den Mitlebenden „geschwinde" Zeiten genannt, die Gemüter der Menschen unstet, nicht selten schlimm, die Besoldung kärglich."

Rascher als in unserem Heimatorte fand die Reformation in manchen Orten der Umgebung Eingang. So wurde schon 1538 Erasmus Alberus, ein unmittelbarer Schüler Luthers, durch Philipp den Großmütigen als Geistlicher nach Sprendlingen und Götzenhain berufen. Seine Thätigkeit kennzeichnet er selbst mit den Worten, das „feine Ländlein Drei-Eiche erstlich zur Erkenntnis des Evangelii gebracht zu haben." Erasmus wirkte 11 Jahre als Pastor in Sprendlingen und Götzenhain, worauf ihn ein unruhiges Wanderleben nach Neubrandenburg, Staden, Rothenburg an der Tauber, Babenhausen, Magdeburg u. s. w. führte. Er starb 1553 als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg in Mecklenburg. — Zu jener Zeit wurde auch das Kloster Patershausen, das 1266 der Sitz von Cistercienserinnen war, aufgelöst. Es hieß früher Padenhausen und gehörte zur Herrschaft Heusenstamm. Durch die Einführung der Reformation in diesem Gebiete war jedoch das beschauliche Klosterleben der Nonnen gestört. Ein Teil derselben entwich 1555 und trat zum Protestantismus über. Daraufhin gab man den wenigen treu gebliebenen Nonnen angemessene Pensionen und verwandelte das Kloster unter Verpachtung der Güter in einen Bauernhof.

37 Jahre war die Reformation in den Isenburger Landen nach dem lutherischen Bekenntnis eingeführt. Da kam 1596 Graf Wolfgang Ernst I. zur Regierung. „Er besaß in den Wissenschaften, welche Fürsten damals zu studieren pflegten, gründliche Kenntnisse und vereinigte mit einem hellsehenden Blick in allen weltlichen Dingen ein Gemüt voll tiefer, aufrichtiger Frömmigkeit. Als Anhänger der reformierten Lehre berief er am 5. August 1597

sämtliche Geistliche seines Landes zu sich nach Birstein*), setzte ihnen in längerer Rede auseinander, wie er die lutherische Lehre für irrtümlich, die reformierte aber für die allein richtige und wahre halte, und wie er sich deshalb verpflichtet fühle, die Predigt solcher Irrtümer nicht länger zu dulden. Er forderte sie endlich auf „in Verbesserung der erkannten Irrtümer" ihm behilflich zu sein. Sofort wurde denn auch damit begonnen, in der ganzen Grafschaft den Kultus nach reformierter Weise einzurichten, was natürlich sehr oft nicht ohne den heftigsten Widerstand abging."

Zunächst geriet Wolfgang Ernst darob mit seinem Vetter Heinrich von der Ronneburger Linie, den er einst beerben sollte, in erbitterten Streit. Und da Wolfgang Ernst nicht abließ, für die Sache der Reformierten zu wirken, so suchte Graf Heinrich, der strenge Lutheraner, seinen dereinstigen Erben dadurch zu schädigen, daß er verschiedene Besitzungen an den lutherischen Landgrafen von Hessen-Darmstadt verkaufte. Denn „lieber hätte er sein ganzes Land in andere Hände übergehen lassen, als mit dem Bewußtsein aus der Welt zu scheiden, daß einst das Abendmahl in dessen Kirchen nach reformiertem Ritus gespendet und statt des „Vater unser" das „Unser Vater" gebetet würde." Daneben widersetzte sich geradezu an einigen Orten die Geistlichkeit, an andern das Volk mit aller Macht der Einführung des reformierten Bekenntnisses. Auch legten hin und wieder die Patronatsherrn energisch Protest ein. So der Landgraf von Hessen-Darmstadt in Sprendlingen und Götzenhain, der sogar mit bewaffneter Mannschaft zu Roß und zu Fuß das Luthertum in Schutz nahm. Und Dreieichenhain wäre beinahe zum Schauplatz blutiger Vorgänge geworden; denn die Grafen von Hanau, die daselbst Besitzungen hatten, waren damals gar strenge Lutheraner und stritten mit allen Kräften für die reine Lehre ihres Meisters. Nach jahrelangem Gezerre kam man endlich zur Einsicht und duldete beide Lehren.

Anders lagen die Verhältnisse in Offenbach; hier hatte Wolfgang Ernst in kirchlichen Angelegenheiten allein zu entscheiden. Und da er mit großer Strenge die Beobachtung seiner Anordnungen überwachte, so fügte sich die Bevölkerung unseres Heimatortes gar bald seinem Machtspruch und nahm die reformierte Lehre an. Dennoch wurde erst im Jahre 1602 der erste reformierte Geistliche angestellt; er hieß Johann Rumpf. Seinen Gottesdienst hielt er in der Schloßkapelle; diesen Namen führte die alte Kirche seit ihrer Verbindung mit dem neu erbauten Schlosse. Durch das stetige Anwachsen der Einwohnerzahl Offenbachs hatte sich jedoch

*) Seit dem Tode Ludwigs, der das Offenbacher Schloß vollendet hatte, residierten die Grafen wieder in Birstein.

späterhin die überdies baufällig gewordene Schloßkapelle als zu klein erwiesen. Sie wurde daher unter Johann Philipp abgerissen und durch die heutige Schloßkirche ersetzt, die im Jahre 1700 angefangen und 3 Jahre darnach am 9. September unter großer Beteiligung von Hanau und Frankfurt eingeweiht wurde.[1] Den ersten Gottesdienst darin hielt der damalige Hofprediger Bröske.

Die Einführung der reformierten Lehre in Offenbach hatte zur Folge, daß dieses noch in demselben Jahre (1596) der Zufluchtsort für fremdländische Glaubensverwandte wurde. Die Verfolgung, die Kaiser Karl V. über die Anhänger der Reformation in Belgien und in den Niederlanden verhängte, brachte in den Jahren 1554 und 1555 eine Reihe dortiger Glaubensflüchtlinge nach Frankfurt am Main. Sie gründeten daselbst eine wallonisch-französische und eine niederländisch-flämische oder holländische Gemeinde. Doch auch hier in dieser neuen Heimat waren sie bald mancherlei Bedrückungen seitens des Stadtrats ausgesetzt, die jedoch im Grunde auf die Unduldsamkeit der streng lutherischen Frankfurter Geistlichkeit zurückzuführen sind. Als schließlich den Wallonen und Niederländern die Abhaltung eines eigenen Gottesdienstes untersagt worden war, wanderten eine Menge derselben von neuem aus. Ein Teil zog nach Hanau. „Dies führte zur Gründung der Neustadt Hanau im Jahre 1597 und zur Konstituierung der dortigen niederländischen Gemeinde, nachdem bereits schon 1594 eine Anzahl aus Frankfurt geflüchteter Wallonen mit einigen schon in Hanau ansässig gewesenen Franzosen die heute daselbst befindliche wallonische Gemeinde gegründet hatten."

Ein anderer Teil richtete sein Augenmerk auf das nahe Offenbach. Die Bitte, sich niederlassen zu dürfen, fand bei dem Grafen Wolfgang Ernst freudig Gehör. „Er erlaubte ihnen, sich als Gemeinde zu konstituieren, gestattete ihnen die Mitbenützung der deutschen Kirche[2] und verwilligte ihnen für das erste Jahr den Unterhalt für einen Prediger, eine Vergünstigung, die dann aber auch noch auf die nächstfolgenden Jahre ausgedehnt wurde. Dies alles muß bereits unmittelbar nach seinem völligen Regierungsantritt im Jahre 1596 geschehen sein,[3] denn in den diesbezüglichen Akten des Fürstlich Isenburgischen Gesamtkonsistoriums wird darauf hingewiesen, daß der Graf, obwohl er anfangs den Welschen nur auf ein Jahr lang einen Prediger zu halten gnädig verwilligt, nun doch schon vier Jahre die Kosten der Unterhaltung getragen habe, die gleichzeitig als „schwere Unkosten" bezeichnet werden.

---

[1]) Der Turm derselben aber ist 10 Jahre jünger. [2]) Schloßkapelle. [3]) Schon seit 1592 regierte er mit seinem Vater Philipp I. gemeinsam.

Damit ſtimmt noch die Thatſache überein, daß als erſter Pfarrer ein gewiſſer Theophilus Blevetus genannt wird. Er iſt im Frühjahr 1596 der Prediger der kleinen Offenbacher Gemeinde geworden. Zur Wohnung wurde ihm und ſeiner Familie ein neben der Kirche befindliches Haus vom Grafen überlaſſen."

Lange jedoch hielt der Beſtand der Gemeinde in Offenbach nicht an. „1599 läßt ſich Pfarrer Blevetus einige ſchwere Ausſchreitungen zu ſchulden kommen; er wird deshalb von dem Grafen ſeines Amtes enthoben und muß ſofort mitten im Winter mit ſeiner ganzen Familie, obwohl letztere den Grafen inſtändig bittet, wenigſtens noch den Winter über in Offenbach bleiben zu dürfen, das gräfliche Land verlaſſen." Dazu kam noch, daß die Gemeinde ſich einen Eingriff in die landesherrlichen Rechte des Grafen erlaubte, indem ſie das von dem entlaſſenen Geiſtlichen noch angekündigte heilige Abendmahl von dem walloniſchen Pfarrer in Hanau ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Grafen feiern ließ. Als nachher die Gemeinde um einen neuen Pfarrer vorſtellig wurde, ſchlug der Graf dies — wahrſcheinlich unter Beeinfluſſung der Deutſchen — rundweg ab. Die Gemeinde löſte ſich deshalb in kurzer Zeit auf.

Inzwiſchen hatte der Frankfurter Stadtrat, dem die Auswanderung nach Hanau doch nicht genehm war, den zurückgebliebenen Wallonen und Niederländern erlaubt, vor dem Bockenheimer Thor ein Bethaus zu errichten, das aber einige Jahre nach ſeiner Erbauung ein Raub der Flammen wurde. Die beiden Gemeinden wandten ſich darum wiederholt an den Stadtrat mit der Bitte, eine der beiden Stadtkirchen mitbenutzen zu dürfen; doch vergebens! Darauf verſuchten ſie wiederum ihr Heil bei dem Grafen Wolfgang Ernſt in Offenbach. Dieſer erlaubte auch trotz der früheren unliebſamen Vorkommniſſe, „daß die Zu Franckfurtt eingeſeſſene beede gemeinden, der Frantzöſiſch Vnnd Niderlendiſcher reformirter Kirchen die offentliche Predigt Vnnd gehör Göttliches Wortts Vnnd adminiſtration des heiligen Abendtmahls inn Vnſerm flecken Offenbach, Nemblich die Niederlendiſche inn der Gemeinen Pfarrkirchen doſelbſten Zur Zeitt, Wann Vnſer des Orths Ordentlicher Pfarrer den Gottesdienſt Wirdt Verrichtet haben, die Frantzöſiſche aber ahn einem andern, Vnnd der noch dazue ſoll außgeſehen Vnnd Verordtnet Werden, beſonderen Orth haben, inn Chriſtlicher Andacht Vnnd Erbarkeitt, gottſehliglich Vnnd friedlich exerciren, friedlich Veben Vnnd halten, hinngegen aber die Eltiſten Vnnd Vorſteher Vor ſich Vnnd ahn Statt gemeldter beeden Gemeindten hiemit Zueſagen Vnnd verſprechen ſollen, daß ſie inn ihren Conuenten Vnnd Verſamblungen, die ſie entweder Zue Franckfurtt oder annderswo haben, Wider Vnns, Vnnſere Erben Vnnd angehörige lanndt Vnnd

herrſchaft nichts tractiren, handeln oder Zue nachtheill ſchließen Vnnd Verrichten, Auch dieſe Vnnſere Verguenſtigung Vnnd Chriſtlich mittleidenlichen eiffer beſehen, Vnnd für eine ſolche freywillige begnadigung, Welche Wir Jeder Zeitt nach gefallen Wiederrueffen Vnnd abſtellen mögen, Verſtehen, Vffnehmen Vnnd halten ſollen Vnnd wollen."

Da kamen am 2. April 1609 über 1000 Perſonen — weit mehr Franzoſen als Niederländer — aus Frankfurt nach Offenbach, um hier ihren Gottesdienſt abzuhalten. Dies ſetzten ſie allſonntäglich fort bis zum Jahre 1628; alsdann ſcheinen die Wirren des 30jährigen Krieges den regelmäßigen Kirchgang vielfach unterbrochen zu haben. Im Jahre 1633 aber hörte derſelbe ganz auf, da von dieſer Zeit an den Frankfurter Wallonen und Niederländern durch einen neuen Vertrag wieder geſtattet war, ihren Gottesdienſt in Bockenheim abzuhalten.

So ſehen wir alſo, daß das Land der Iſenburger gleichfalls ein Tummelplatz jener theologiſchen Zänkereien zwiſchen Lutheranern und Calviniſten war, die beinahe ein ganzes Jahrhundert die proteſtantiſche Kirche in Atem hielten. Das kleine Offenbach aber hatte ſich ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts als ſicheres Aſyl ſogar für fremdländiſche Reformierte erwieſen, ohne daß man vorausſehen konnte, wie tief einſchneidend in die Geſchicke unſeres Heimatortes eine gaſtliche Aufnahme ähnlicher Art werden ſollte, die ca. hundert Jahre nach dem Einzuge der Wallonen und Niederländer erfolgte.

Aus böser Zeit.

In verschiedenen Streitschriften war Luther gegen die Herrschaft des Papstes eifernd aufgetreten. Der Inhalt mancher dieser Schriften sollte zum Teil jedoch in anderer Weise recht verhängnisvoll werden. So u. a. dem Bauernstande. Schon lange zuvor gährte es in der Landbevölkerung, die unter dem Drucke der Leibeigenschaft, der übermäßigen Zehnten, der Frondienste, der widerrechtlichen Entziehung von Holz, Wildbret u. s. w. oft unsäglich zu leiden hatte. Hieß doch ein bekannter Spruch aus jener Zeit: „Der Bauer ist sozusagen ein Vieh, nur daß ihm die Natur keine Hörner verlieh." Gewiß ein beredtes Zeugnis von der großen Mißachtung, die der Landbevölkerung in manchen Herrenkreisen zu teil wurde. Und so bot denn Luthers Lehre „von der Freiheit eines Christenmenschen" dem Bauernstande willkommenen Anlaß, in Masse aufzustehen, um das verhaßte Joch der Knechtschaft mit Gewalt abzuschütteln. Die Gemäßigten und Besonnenen unter ihnen stellten in 12 Artikeln ihre Forderungen auf. Doch schon hatte der Aufruhr inzwischen bedeutenden Umfang angenommen. So namentlich in unserer Provinz Starkenburg. Die Bauern des Odenwaldes und des Neckarthales richteten mit ihren fränkischen Verbündeten die gräßlichsten Verwüstungen an. Ihre Anführer waren der verwegene Wirt Georg Metzler und der frühere hohenlohische Kanzler Wendelin Hipler. Ein damaliger Geschichtschreiber entwirft uns über die Verheerungen der Aufständigen u. a. folgende Schilderung: „Es sind in wenig Tagen viele Flecken und Dörfer auf dem Lande und längs des Rheins verbrannt und zerstört worden. Der tolle, unsinnige, wütend gemachte Pöbel aus Dörfern und Städten konnte mit Beraubung, Ausbrennung, Zerstörung,

Entweihung und Schändung die unmenschlichsten Dinge verüben; denn es schien lange Zeit so, als wäre gar keine Obrigkeit mehr in den Landen. Das machte die große Zwietracht in Sachen des christlichen Glaubens. Die einen sahen es gern, daß die Geistlichkeit vertilgt wurde; viele wollten Teil haben an den Gütern der Reichen und gedachten, es fiele ein gut Stück für sie ab; die Kirchen wurden zerstört, die Gewänder zerrissen, die goldenen Gefäße mitgenommen. Sie haben auch Vieh und die Schafe niedergeschlagen und unordentlich verzehrt, das Korn in der Stadt verkauft und allen Hausrat zerrissen und weggeführt, alle Gemächer zerstört, in Brand gesteckt und ein unchristlich elend Leben geführt."

Auch in unserer Gegend verbreitete sich der Aufstand (1525). Die Angriffe der Rebellen aus unserer Umgebung richteten sich zunächst auf die Abtei Seligenstadt, die ja von jeher ob ihres Reichtums ein viel begehrtes und darum viel umstrittenes Objekt war, um dessen Besitz sich die Mainzer Bischöfe und deutschen Könige fortwährend in den Haaren lagen. Durch die Unterwerfung der Abtei unter das Erzstift Mainz hatte sie nach außen an Ansehen verloren, aber ihr Reichtum und Wohlstand nahm teils durch Schenkungen, teils durch Aufnahme von vermögenden Adeligen ständig zu. Bedeutende Grundstücke, Höfe, ja ganze Dörfer waren ihr Eigentum. Kein Wunder also, daß sie im Bauernkrieg ein recht verlockendes Ziel war; sie wurde ausgeraubt und teilweise niedergebrannt. Auch Bewohner des Ortes Seligenstadt, der im Laufe der Zeit neben dem Kloster entstanden war, schlossen sich den Aufrührern bei der Plünderung an, zumal schon früher heller Streit zwischen der Abtei und den Bürgern des Ortes ausgebrochen war. — Da jedoch dem gesamten Aufstande der Bauern die einheitliche Leitung fehlte, so waren die einzelnen zuchtlosen Haufen bald nacheinander besiegt. Ihr Los war fortan noch schlimmer, da die Fürsten und Herren vielfach zu der Meinung kamen, die Belastung des Bauernstandes sei notwendig, um das Land vor Aufruhr und Empörung jeglicher Art zu bewahren. Nur in ganz wenigen Gegenden wurde die Lage der Landbevölkerung einigermaßen gebessert, so u. a. in den Gebieten der Markgrafen von Baden.

Schon waren 2 Jahrzehnte seit den Wirren des Bauernkrieges verstrichen, als ein neues Unwetter über Deutschland heranzog: der Schmalkaldische Krieg, der kurze Zeit nach Luthers Tode (1546) ausbrach. Da nämlich die protestantischen Fürsten, die 1530 zu Schmalkalden einen Bund zur Verteidigung ihres Glaubens geschlossen hatten, sich weigerten, an dem 1545 nach Trient in Südtirol berufenen Konzil teilzunehmen, weil es ihnen unter der Leitung des Papstes als „unfrei und parteiisch" erschien,

beschloß Karl V., die Einheit der Kirche mit Gewalt wiederherzustellen. Ueber die Häupter des Bundes — Johann Friedrich von Sachsen-Wittenberg und Philipp den Großmütigen von Hessen — wurde die Reichsacht ausgesprochen und der Krieg gegen sie eröffnet. Auch die Grafen von Isenburg waren in die Kämpfe verwickelt. Graf Reinhard hatte als Glied des Schmalkaldischen Bundes berittene Hilfstruppen gesammelt und sie unter dem Befehl seines Bruders Anton an Philipp von Hessen gesandt. Nach der entscheidenden Schlacht bei Mühlberg (1547), die für die Schmalkaldener höchst unglücklich verlief, erfolgte darum auch die Bestrafung des Grafen Reinhard, doch erlitt er keine Einbuße an Land und Leuten. Schlimmer erging es den Häuptern des Bundes: Philipp der Großmütige und Johann Friedrich gerieten in Gefangenschaft; das Land des letzteren nebst der Kurwürde erhielt verabredetermaßen Moritz von Sachsen-Leipzig, der sich ja nur unter dieser Bedingung dem Kaiser angeschlossen hatte, obgleich er Protestant war. Als aber Moritz seinen Zweck erreicht hatte, drehte er den Spieß herum. Bestrebt, sich die Achtung seiner Glaubensgenossen — insonderheit seiner Unterthanen — wieder zu erwerben, und erbittert darüber, daß sein Schwiegervater Philipp von Hessen trotz aller Fürbitte nicht aus der Haft entlassen wurde, rüstete er insgeheim zum Kriege. Im Frühjahr 1552 fiel er plötzlich in Süddeutschland ein und drängte den nichts ahnenden, ohne Streitkräfte zu Innsbruck weilenden Kaiser zum Passauer Vertrag: Philipp der Großmütige und Johann Friedrich wurden freigegeben und den Protestanten freie Religionsübung und Gleichberechtigung mit den Katholiken zugestanden.

In diese Kriegszeit des Jahres 1552 fällt auch eine Belagerung von Frankfurt. Die verbündeten Hessen und Sachsen rückten mit 7000 Reisigen, 25000 Landsknechten, 74 Fähnlein Berittenen, 55 Feldgeschützen und 14 großen Mauerbrechern gegen die durch eine kaiserliche Besatzung verteidigte Stadt heran und belagerten sie vom 17. Juli bis 8. August. Für unser Offenbach ist die Geschichte dieser Belagerung insofern von Bedeutung, als auch es darin genannt wird.

„Am 17. Juli hatte der sächsische Vortrab des gegen Frankfurt anrückenden Heeres der Verbündeten die kaiserliche Vorwacht bei Bergen angegriffen, nach kurzem Gefecht diesen Flecken genommen und sich auf jener Stromseite Frankfurt genähert, indes ein großer Teil der Heerschar sich gegen Offenbach wandte, hier auf einer über den Fluß geschlagenen Schiffbrücke das linke Ufer gewann, um sich vor Sachsenhausen zu legen, und die Festung auch von der südlichen Seite einzuschließen und zu berennen. — Am 10. August machte dann die kaiserliche Besatzung von Frankfurt

einen Ausfall gegen Offenbach hin, woselbst sie einige Schiffe mit Pulver und Getreide, sowie die ganze Brücke wegnahm und nach Frankfurt hereinführte."

„Während der Belagerung wurde Frankfurt fast Tag für Tag von beiden Uferseiten beschossen. Eine steinerne Kugel von 320 Pfund Schwere fiel im Hofe des Deutschherrnhauses, eine gleiche bei der Elisabethenkirche nieder. Im ganzen wurden über 3000 Kugeln geworfen, die aber allesamt keinen nennenswerten Schaden anrichteten, und eine während der Belagerung in der Stadt wütende Seuche hatte mehr Soldaten und Bürger zum Opfer gefordert, als die feindlichen Geschosse. Vieles hatte die Bürgerschaft überdies von der Roheit und Gewaltthätigkeit ihrer „Verteidiger" zu leiden, auch hatten die Gemarkung und ganze Umgebung durch die Belagerung großen Schaden genommen: in jener waren alle Häuser und Bäume niedergelegt, und die Dörfer Ober- und Niederrad, der Riedhof und Sandhof eingeäschert worden; und erst nach vierzig Jahren kam Frankfurt mit der Wiederherstellung der durch die Beschießung schwer geschädigten Stadtbefestigungen zu Ende.

Aber was wollte das alles besagen, verglichen mit der Schreckenszeit, welche über Frankfurt und die ganze Gegend weit umher im zweiten Viertel des folgenden Jahrhunderts, im Dreißigjährigen Kriege (1618—1648), hereinbrechen sollte?!" . .

Doch ehe wir an die Schilderung dieses maßlosen Kriegselends herantreten, wollen wir zuvor eines andern Jammers gedenken, über den die meisten Geschichtsbücher allerdings erst bei Behandlung des 17. Jahrhunderts berichten, da er gerade in diesem auf seiner höchsten Höhe ankam: es ist der Jammer, den das Hexenwesen über ganze Gemeinden, Herrschaften und Fürstentümer brachte. Gehören ja doch die Hexenprozesse zu den schlimmsten Früchten, die nur eine geistig und sittlich herabgekommene Zeit in ihrer Glaubensverwirrung zur größten Reife bringen konnte. „Durch das Hexenwesen wurden die Familienbande zerrissen, das Vertrauen zwischen Freunden und Nachbarn gestört, das Verhältnis zwischen Obrigkeiten und Unterthanen vergiftet. In den Verdacht der Hexerei konnte das Größte wie das Kleinste, das Ernsteste wie das Lächerlichste bringen: ungewöhnliche Schönheit wie ungewöhnliche Häßlichkeit, außerordentliche Einfalt wie hervorragender Verstand, Armut wie Reichtum, Gesundheit wie Krankheit, ein unbesonnenes Wort, eine unbedachte Gebärde, Tugend und Laster, Vorzüge und Gebrechen — alles, alles! Brach irgendwo eine ansteckende Krankheit aus, die Hexen hatten sie angerichtet; wütete eine Viehseuche, die Unholden hatten sie gemacht; mißriet das Getreide und Futter, fiel Hagel, kam Wassers- und Feuersnot, gab eine Kuh

schlechte Milch, krepierte ein Schwein, verlegte ein Huhn, ging etwas verloren, wurde etwas gestohlen — an allem trugen die Hexen die Schuld. Tausende von Menschen fielen diesem Wahne zum Opfer. Geriet jemand in den Verdacht der Hexerei, so wurde er eingekerkert und ohne die geringste Verteidigung durch den Scharfrichter und Schindersknecht auf die Folter gespannt. Mit Hölzern in dem Mund wurden die Unglücklichen an Leitern gebunden und darauf an allen Gliedern so lange gemartert, bis sie das, was der Scharfrichter ihnen vorsagte, der fürchterlichen Schmerzen wegen bejahten und dann als Hexen und Zauberer den Feuertod sterben mußten. In dem heute noch sichtbaren Hexenturme bei Lindheim in Oberhessen wurden innerhalb fünf Jahre dreißig Menschen nach furchtbaren Folterqualen lebendig verbrannt oder auf andere Weise getötet. In Dieburg fanden innerhalb drei Monate neununddreißig Menschen beiderlei Geschlechts wegen Hexerei einen grausamen Tod. Ebenso wurden in Seligenstadt in sechs Jahren acht Hexen lebendig verbrannt." Dies alles im 17. Jahrhundert!

Für uns Offenbacher ist aber der Hexenglaube im 16. Jahrhundert insofern von größerer Bedeutung, als gerade aus diesem Zeitraume aktenmäßige Beweise über Hexenprozesse uns vorliegen. Sie datieren in der Hauptsache aus den Jahren 1562—1564; namentlich scheint das Jahr 1562 ein besonders fruchtbares Hexenjahr gewesen zu sein, wie ein Schriftstück darlegt, das die Aufschrift trägt: „Bekantnuß Etzlicher Weibß Personen Von Villmar so Zue Ofenbach uff Peinliche Ahnclage des Wolgebornen Herren Reinhardts Von Ysenburgk mitt dem Feuer Vom leben zum todt sindt verurtheiltt Worden Anno 1562." Ein weiteres Schriftstück über die wirkliche Verbrennung all dieser Personen liegt zwar nicht vor, doch darf man sicher annehmen, daß das gefällte Urteil an ihnen auch vollzogen worden ist, nachdem sie, durch die fürchterlichsten Martern auf der Folterbank zur Verzweiflung getrieben, sich als Hexen und Genossinnen des Teufels bekannt hatten. Einige Auszüge aus Urkunden der Jahre 1562—64 mögen darthun, welch ungeheuerliche Geständnisse den bedauernswerten Opfern dadurch erpreßt wurden, daß sie der Henker von Ursel „hatt hart und tapffer angreiffen laßen." In einer Urkunde vom 18. September 1562 heißt es u. a. von der Hexe Heintzen Hens Crein:

„Erstlich bekent sie, der teuffel, welcher sich fedderwisch genent, sey Zum ersten mal bei dem Elents seh an Zigel Veltens Weittach ecken Zu Jr komen, In heßlicher Schwartzer gestalt, Fues wie ein kuhe, und Zu ihr gsagt, sie soll nit grasen und Im folgen, er wolle Jr genug geben.

Item, daß solchs ungefehr vor 10 oder 12 Jaren geschehen. Item bekent, daß sie durch angebung Jres bueln, Federwischen,

Hausen Henrichs kuhe hab mit eim kraut vergeben und hab An Hens frauen Jr kuh gemolcken. Item bekent, daß sie mit Iren gespielen, wie sie dieselben vornen genant, diß Jar hab Zwei wetter gemacht und sonderlich daß schrecklich wetter, so neulischen In der nacht gewesen. Und sey solchs also Zugangen: Jr buel, der Fedderwisch, hab Jr ein hafen, ungefehr 1/2 maß gebracht, dar In sei allerlei gekreut gewesen und gesagt, daß solten sie miteinander sieden, so wurde ein solch gewitter komen, daß die gantze weldt verderben wurdte. Daßelbig haben sie genohmen und in Schelen Annen haus getragen. Daselbst sei ein gros feuer und holtz genug gewesen, Ins feuer gsetzt, und dieweil es gesoten hab diß wetter schrecklich gethan. Were auch ein grausamer schad dardurch geschehen, do nit etliche frome, gelerte Christliche Menschen, die es bei Gott dem Allmechtigen angebeten.

Item bekent, Alweg Wan grausame, ungestume, große wetter, wie dan vor ein Jar In der ernde gewesen, sei es von ihnen angericht und durch sie gemacht worden. Wan es aber suptiel getonnert und geblitzt, sei es von Gott gewesen."

Ferner heißt es in einer Urkunde vom 9. Juli 1563:

„Malefitz Sachen Elsen, deß Seuhirtts Fraue Zue Ofenbach betreffendt. Anno 1563. Peinlicher Proceß uber Elsen des Seuhirts weib zu Offenbach den 9. Julii anno 63 gehalten. Guettlich auch Peinliche bekhandtnuß Elsen, des Seuhirts weib alhie zu Offenbach:

Erstlichem bekhendt, das ungevehrlichen vor dritthalb Jaren der Teuffel, welcher sich Beltzenbockh genant bei der Breittenbach Zu Jr khomen, alß sie holtz heim tragen wollen, Unnd Zu Jr mit geschmükten, guten wortten gesagt, er wolle Jr genugsam verschaffen.

Bekhendt, Alß sie und die Fecherin In Elendts Sehe haben Cappesbletter wolen holen, Sei der Teuffel Zu Jhnen khomen und gesagt, Sie sollen mit Jhme gehn, Es werde bei dem Nußbaum ein schoner tantz sein, Zu welchem sie Jhme alßbaldt gevolgt und getantzet. Dabei gewesen die 6 gerichtete Zauberfen.

Item Bekhendt, das sie sampt Jrer Mueter Jrem eignen Kindt, dartzu die Mueter ettliche wortt gesprochen und darnach albeit mit einander dem kindlein under die augen geblasen und es verblendt."

Aus einem anderen Schriftstück ist zu erkennen, daß diese Zauberin Else von ihrer eigenen Mutter, „so Neuliche Zeit alhie

verbrendt und auch endlich daruff geſtorben und verſcharrt worden iſt", als Zauberin angegeben wurde. Denn niemand war auch nur einen Tag ſicher, daß nicht ſein Name aus Bosheit oder auf der Folter aus Verzweiflung genannt würde, um dann in Unterſuchung zu kommen und den Feuertod zu erleiden.

Oft kam es auch vor, daß die vermeinten Hexen während der entſetzlichſten Qualen nichts Belaſtendes ausſagten, ſpäter aber im Hinblick auf neue Martern, die ihnen angekündigt waren, „in aller güte" ſich als Bundesgenoſſinnen des Teufels bekannten. So leſen wir z. B. in einer Urkunde vom 16. Oktober 1564:

„Maleſits Acta Yſenburgiſchen Fiscals Contra Weigandts Agneßen von Aulediepach. Veneficii Anno 1564. Offenbach.

Nachdeme unnd alß Weigannds Agnes von Aulediepach ettlicher bezichtigten Zauberei halben laut Anclagen der Unnderthanen daſelbſt ein Zeittlang In des Wolgeborenen Herrn, Herrn Reinhardts von Iſenburgkh Graven Zue Budingen meines gnedigen Herren Hafft unnd gefenngknus alhie Zue Offennpach*) gehalten unnd nach eigenntlicher gehapter erforſchung und vleißiger erkundigung allerhanndt beweglichen umbſtennde, damit Je dieſer mißthätigen Perſonen weder In einen noch den anndern weg nicht Zue kurtz geſchehe, Zue Zweien malen Peinlichen (: alß Zuvor In der güte ſie nichts außagen wollen :) gefragt, nichts gründtlichs bekennet, Hat bemelte Agnes nachvolgennde bekanntnus Vor mir Joſt Freien Irer gnaden Cantzlei ſecretarius etc. In beiweſen M. Chriſtophern Obenzin Rachten Hoffpredicanten mit furſtellung des Nachrichters Meiſter Ludwigen Zwen tag nach einander alß nemblichen den 16. und 17. dieſes Monats Octobris Jetzablauffenden 1564. Jars In aller güte gethan. Bekent und ſagt demnach wie volgt:

Die alte kremerin ſo mit Irem Haußwirdt Zue Düdelßheim ſeßhafftig geweſen, welche nach abſterben Ires Haußwurdts Jr, Agneſen, gearbeitet, Hab ſie gelernet, So ſie mit

---

*) Wir haben hier ein Beiſpiel, wie bis ins 16. Jahrhundert hinein ſelbſt in Urkunden der Name unſeres Wohnortes oft gleichzeitig oder kurz nacheinander ganz verſchiedenartig geſchrieben iſt. So findet man: dorff zu Ovenbach, Oiffenbach, Ofinbach, Ofenpach, Offenpach, Ofenbach u. ſ. w. Es darf uns das nicht wundern, wenn wir bedenken, daß es damals noch keine öffentlichen Schulen gab, und jeder, der des Schreibens mächtig war — falls er nicht zu den Gelehrten zählte — ungefähr ſo ſchrieb, wie er ſprach, oder wie es ihm gerade in die Feder kam. Werden ja doch auch in unſerer Zeit noch manche Ortsnamen verſchieden geſchrieben: Köln und Cöln, Kaſſel und Caſſel, Bayern und Baiern u. ſ. w. u. ſ. w. Und erſt der heutige orthographiſche Wirrwarr in den gewöhnlichen Wörtern!

einem nachpauern oder ſonſt In Unwillen were, ſoll ſie Raupen oder ſchelmen Craut (ſei ein gewechs) nemen, daßelb des Zweitrechtigen nachpauers, oder der ſonſten In ungenem mit Jr zu thun, Viehe furwerffen In 1000 Teuffel namen, würde das Viehe verderben; geſchehe es alßbaldt nit, ſo würde das Viehe Doch mit der Zeit vergehen. Daß ſei ohngevehr vor acht Jaren geſchehen, unnd ſolches krautt hab ſie mit gebracht,

Bißſolang, das ſie mit Jrem gevattern, Hanneſe Naumann dem Jungen, ſich eines Zaunß halben in Zwitracht gelegt unnd In Uneinikeit gegen Jme gelebt, ſich uff Jnen, dieweil auch derſelb Jr nichts Zuegeſprochen, verprembdt. Uber Zwen oder drei tag darnach, alß ſie ſich mit bemeltem Hans Naumann gezancket gehapt, ſie uff Jren Acker gangen, wicken geholt, ſei Jm heim gehen etwas unſichtparlichs kommen, Jr die wicken abgeſtoßen, ... doch deßmalß weiter nit vermerckt.

Ungevherde umb acht tag nach dießem, Alß ſie uff Jrem acker geweſen und uber ein ſtiegel naher heim Zue gehen wollen, ſei der böß feindt bei der Stiegel Zue Jr kommen, kurtzer form, ſchwarzer farb, bekleidt mit einem ſchwartzen gleichwie mit einem geferbdten Umbhangtuch, mit einem dickchen, hohen, auffgeworffenen maul, mit dieffen augen, Sagende mit ſchnellen, heißern, geſchwinden worten: Man muß es nit alſo machen, Man muß es anders machen.

Daruff ſie Zue Hauß ganngen Und ſich das krautt, davon Jr die alte Kremerin vor etlichen Jaren geſagt, gedacht, hingangen, daß obbemelte kraut geholt, Hannß Naumanns kue Jn deß beſen namen furgeworffen, daruff die kue kranck worden, baldt darnach geſtorben.

Uber acht tag darnach, alß ſie Agnes Jn Jre ſcheuer, ſtroe Zue holen gangen, unnd daßelbig ſtroe Jn heim gehen an Jren Armen getragen, der böß feindt Jn obbemelter geſtalt wider begegnet unnd geſagt: Biſtu nhun zuefrieden worden. Sie geantwortet: Laß mich meines geſchicks warten. Und daruff mit einem Praußen verfaren, u. ſ. w., u. ſ. w."

Dann ſagt ſie in umſtändlicher Weiſe aus, wie ſie mit dem Teufel unter der Linde getanzt, daß die alte Kremerin zu Aulendiebach und Krein, des Velten Naumanns Frau auch beim Tanze geweſen, was ſie alles vom böſen Feind erlernt, und was ſie „an Pferden und anderem Vieh verderbt hab." Hierauf wird eine Reihe Zeugen vernommen, die alle — mit Ausnahme eines Ver-

wandten — gegen ſie ausſagen und ihr alles Unglück zuſchreiben, das in den letzten Jahren geſchehen ſei. Der Schluß des Prozeſſes ſpielt im November; die Angeklagte wird verurteilt. Es heißt darüber:

„Vor euch den erbarn Schultheißen und Scheffen dieſes hohen Peinlichen Halßgerichts alhie Zue Offenbach Erſcheine Ich Gerlach Craß von Enckheim alß clagender Anwaldt deß Wolgeborenen Herrn, Herrn Reinhardts von Iſenburgkh, Herren zu Budingen, meines gnedigen Herrn, Zeige an und ſage, Nachdem nit allein daß greulich, erſchrecklich, unmenſchlich laſter der Zauberei In allen geſchriebenen rechten, ſonndern auch In der heiligen, gottlichen Geſchriefft Zum aller ernſt und hochſten gemntzlichen verpotten, Zue dem es auch menſchlicher Natur gantz abſcheulich: So hat doch nichts deſto weniger Unnd deßen alleß ohnangeſehen gegenwertige Weigands Agneſe, Irer gnaden geweſene hinderſäßin Zue Aulendiepach, In nachvolgenden Puncten angeregtes greulichenn laſters der Zauberei Zue merklichen Verderblichen Nachtheil vieler armen Perſonen ſich theilhafftig gemacht.[1])

Dem allem nach Bitt Ich, mit Recht Zu erkennen, daß vielbemelte beclagte Agneſe an ſollicher begangener, Unmenſchlichen, grauſamen Zauberei mißhanndlet, Auch derwegen ſie Zu dem Feuer ordenntlicher, gepurlicher weiſe Zu verdammen, Euch unter richterlich Ampt hiemit zum formlichſten anruffendt.

Ofenbach Sampſtag den . .[2]) Novembris 1564. Nach Clage unnd anntwort, auch allem vorbemeltem Hanndel, Erkennen Schultheiß unnd ſcheffen Dieſes Peinlichen hohen Iſenbergiſchen Halßgerichts Zue recht: Dieweil die beclagte Weiganndts Agneſe Jetzerzelte erſchreckliche unnthaten der Zauberei geübt, ſollichs auch von Neuem alſo geſtendig, So ſoll auch ſie[3]) heut an dieſem tag mit dem Feuer vom leben Zue dem todt, den frommen Zur warnung unnd den böſen zur ſtraff gerichtet werden, Gott dem almechtigen damit die ſeel beyholen.“[4])

Wir ſehen alſo, wie der Hexenglaube auch die Fürſten und Richter des Volkes ergriff. Sie wandten die entſetzlichſten Mittel an, „um zur Ehre Gottes das verfluchte Hexengeſchmeiß zu ver-

[1]) Es folgen hier 11 Fälle, in denen ſie nach Anſicht des Klägers ſchuldig iſt.

[2]) Das Datum iſt nicht ausgefüllt worden.

[3]) Alſo ſind noch mehrere hingerichtet worden.

[4]) Am Rande der Urkunde ſteht bemerkt: „Iſt Ir gnad geſchehen Unnd mit waßer ertrencet worden Im Main bei Offenbach.“

tilgen, das in der Walpurgisnacht auf Ofengabeln, Besenstielen, Katzen und Ziegenböcken durch die Luft nach dem Brocken oder Blocksberge ritt, um dort mit dem Teufel zu tanzen und andern Götzendienst zu treiben." Kein Alter, kein Stand, kein Geschlecht schützte vor den maßlosesten Verfolgungen, doch wurde gegen die Frauen am meisten gewütet. Die wenigen aber, die Herz und Geist genug besaßen, um mit Wort und Schrift dem Unwesen entgegenzutreten, wurden selbst als Zauberer angeklagt, oder ihre Stimme verhallte ungehört im allgemeinen Tumult, wie z. B. die des Jesuiten Friedrich von Spee, der gerade damals mit wahrem Feuereifer gegen den greulichen Hexenwahn auftrat, als dieser auf dem Gipfel seines traurigen Ruhmes angelangt war: zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Und in der That, als wäre es am Kriegsjammer nicht genug für jene Zeit gewesen, es mußte auch noch der Hexenspuk mit all seinen Gräßlichkeiten hinzukommen zu dem Elende des schier endlosen „Glaubenskampfes", der die deutschen Gaue bis in ihre Eingeweide zerfleischte, von dem jedoch nur kindliche Gemüter heutzutage noch annehmen können, er sei allein um des Glaubens willen geführt worden. Wird ja doch auch von nicht-katholischer Seite unumwunden eingeräumt, daß selbst der „Hort des Protestantismus" — Gustav Adolf von Schweden — sich bei seinem Kriegszuge in Deutschland ganz unzweifelhaft auch mit politischen Absichten und Eroberungsgedanken trug!

Den ersten Anstoß zu dem langen, unseligen Kriege gab allerdings konfessioneller Hader. Schärfer und schärfer waren ja trotz des Passauer Vertrages und trotz des ihm folgenden Augsburger Religionsfriedens (1555) die Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten hervorgetreten; eine Partei kränkte und bedrückte die andere, wo sie nur konnte; ein allgemeiner, verderbenbringender Zusammenstoß war unausbleiblich. Und fern von uns, in Böhmen, erfolgte das Signal dazu. Eine evangelische Kirche ward daselbst geschlossen, eine andere niedergerissen. Die Protestanten betrachteten dies als eine Verletzung des Majestätsbriefes, nach dem ihnen freie Religionsübung zustände. Ihrer Beschwerde beim Kaiser wurde eine harte Antwort zu teil. Ein aufgeregter Volkshaufe warf darob unter Führung des Grafen Thurn zwei kaiserliche Räte katholischer Konfession aus dem Fenster des Prager Schloßsaales in den 18 Meter tiefen Schloßgraben. Damit war der Anlaß zum Losschlagen gegeben.

Mit rasender Eile wirbelte der Kriegssturm durch Böhmen, Schlesien, Mähren und Ungarn, um sich alsdann in schier endloser Zeit mit seiner ganzen Wut in deutschen Gauen auszutoben. Auch die Isenburger Lande wurden von ihm grimmig gerüttelt und

geschüttelt. Hier regierte zu Anfang des Krieges noch Wolfgang Ernst I. Sein Sohn Wolfgang Heinrich griff beim Herannahen der Kriegsfurie auch zu den Waffen und stellte sich mit einem Fähnlein von 400 Reitern in den Dienst des Herzogs Christian von Braunschweig, der für die Sache der Protestanten das Schwert gezogen hatte. Dieses Eintreten in den Kampfplatz sollte aber ihm und dem ganzen Geschlechte der Isenburger bitter aufstoßen. Während der Schlacht bei Höchst (1522), in der die Braunschweiger durch Tilly eine schwere Niederlage erlitten, wurde Wolfgang Heinrich — als Oberst mit seinen Leuten im Vordertreffen stehend — in den Main gesprengt und entkam nur mit knapper Not den Fluten. Im folgenden Jahre war er General der Kavallerie; als solcher geriet er in der Schlacht bei Lohe in die Hände der Spanier, die ihn gefangen zum Kaiser nach Wien führten. Hier wurden er und sein Vater des Landfriedensbruchs und Hochverrats bezichtet und zugleich wegen des Schadens verklagt, den die Kriegsvölker des Herzogs von Braunschweig und des Grafen Ernst von Mansfeld in dem Gebiete des Landgrafen von Hessen angerichtet hatten. Doch die Mehrheit der Mitglieder des Wiener Reichshofrates sprach Vater und Sohn frei. Dem Grafen Wolfgang Ernst aber war durch diese und noch viele andere Mißhelligkeiten die Freude an der Regierung so gründlich verdorben, daß er sich zurückzog und das Land unter seine Söhne verteilte (1628). Der älteste derselben war Wolfgang Heinrich; ihm fiel u. a. das Gebiet in unserer Gegend zu: Die Herrschaft Dreieich mit Schloß und Stadt Hain, ferner Schloß und Flecken Offenbach,[1]) sowie die Dörfer Sprendlingen, Götzenhain, Offenthal, Dudenhofen u. s. w. In der diesbezüglichen Teilungsurkunde war zugleich ausdrücklich vorbehalten, daß jeder der Söhne seine Residenz in den ihm zugefallenen Teil legen müsse. Graf Wolfgang Heinrich wählte sich Offenbach, „allwo er geboren war",[2]) hierzu aus.

Da nun während des 30jährigen Krieges auch unsere Gegend vielfach geplündert und verwüstet worden war, ließ der neue Herr von Offenbach das Schloß mit Graben und Wall umgeben, um es gegen etwaige plötzliche Ueberfälle zu sichern. „Da geschah es, daß der Graf mit dem Kurfürsten von Mainz in Jagdhändel verwickelt wurde, die damals oft noch schwerere Fehden zur Folge hatten, als heutzutage. Der kurmainzische Amtmann Heinrich von Eltz in Steinheim (welches damals ein kurmainzisches befestigtes Städtchen war) hatte nämlich unbefugterweise auf isenburgischem

[1]) Hier wird Offenbach zum erstenmal urkundlich als Flecken bezeichnet.

[2]) Sein Vater residierte zwar in Birstein, doch kam er öfter mit seiner ganzen Familie auf längere Zeit nach Offenbach.

Revier, in der Bieger Mark, dem edlen Weidwerk obgelegen, und der gräfliche Wildbereiter dafür einem Bauern des Amtmannes ein Beil abgepfändet. Darüber kam es zu argem Zank und Span zwischen beiden Teilen, und als Wolfgang Heinrich gar einen Mainzer Jäger, der ihn in seinem Wildbann mit gespannter Büchse bedrohte, festnehmen und nach Offenbach in sichren Gewahrsam verbringen ließ, da brach der Streit zwischen ihm und Kurmainz in hellen Flammen aus. Und den Vorwand, an dem Grafen von Isenburg empfindliche Revanche zu nehmen, mußte eben die begonnene Befestigung seines Schlosses abgeben." Der Kurfürst erklärte dieselbe als nachteilig für die kaiserliche Armee und verwies dabei zugleich auf die Vorrechte der Stadt Frankfurt, „kraft deren innerhalb eines 10 stündigen Umkreises keine weiteren Befestigungen am Main angelegt werden durften." Und so schickte er „am 20. Oktober 1628 plötzlich 2000 geworbene Knechte mit 5 Stück Geschützen und einem Commissarius, Peter von Mammeran, vor das Schloß zu Offenbach, in welchem die Gräfin wenige Tage zuvor eines Söhnleins genesen war, zu welchem man noch dazu die Stadt Frankfurt zu Gevatter gebeten hatte; der Graf war obendrein gerade auch von Offenbach abwesend. Seine Gemahlin ließ um Schonung bitten, — umsonst: die Thore wurden gesprengt, die Werke geschleift, und in der Zeit weniger Stunden große Verwüstungen am Schlosse und in der Schloßkapelle, in Küche, Keller und Marstall angerichtet, auch in den Häusern der Ortsbewohner vielfach Raub und Erpressung geübt, kurz übel genug, wie in Feindesland, gewirtschaftet. Als das Werk der Zerstörung vollendet war, zog der wüste Haufe wieder ab, wahrscheinlich nach Steinheim, von wannen die reisige Schar auch gekommen zu sein scheint, und wohin sie auch gerne den Grafen gefangen abgeführt hätten, wenn sie seiner habhaft geworden wären." Als Graf Wolfgang Heinrich zurückgekehrt war, erhob er sofort Klage bei dem Kaiser. Dieser ermächtigte den Abt von Fulda und den Burggrafen von Friedberg, den Fall zu untersuchen und darüber zu berichten. Die Verhandlungen zogen sich aber immer mehr in die Länge. Und noch ehe die Untersuchungen zu Ende waren, erfolgte ein neuer Gewaltstreich: der Kurfürst von Bayern legte als Bundesgenosse der Mainzer mit einem Male eine Besatzung in das Schloß zu Offenbach. Graf Wolfgang Heinrich flüchtete mit seiner Familie in die Festung Frankfurt; von da kam er glücklich auf sein Schloß im Hain. Unterdessen hausten die Kriegsknechte in Offenbach, bedrückten die Bewohner des Ortes und der Umgebung, schrieben Lieferung auf Lieferung aus und betrugen sich auf schlimme Weise. Der Graf ließ zwar in seiner gerechten Klage beim Kaiser nicht nach, auch begab er sich persönlich nach München und sprach bei dem Kurfürsten vor; vergebens! Ja, nach langen Verhandlungen

kam der — gelinde gesagt — merkwürdige kaiserliche Bescheid: „Ein Kurfürst könne wegen Bruchs des Reichsfriedens nicht belangt und ein solcher Prozeß nicht anerkannt werden.“ So war also des Reiches Oberhaupt selbst zum Parteihaupt geworden!

Und damit nicht genug, bald sollte ein weiterer Schlag für Wolfgang Heinrich folgen: die wiederholte Anklage wegen seiner früheren Unterstützung des Herzogs Christian von Braunschweig gegen die Kaiserlichen. Die ehemalige Minderheit des Wiener Reichshofrates hatte es nämlich durchgesetzt, daß die Angelegenheit nochmals dem Kurfürstenkollegium auf dem Reichstag zu Regensburg vorgelegt wurde. Und dieses fällte am 9. November 1630 folgendes Urteil: „Graf Wolfgang Heinrich ist des Landfriedensbruchs schuldig und hat allen von den mansfeldischen und braunschweigischen Kriegsvölkern dem Landgrafen von Hessen verursachten Schaden zu ersetzen.“ Auf diesen Schiedsspruch hin erschien am 1. März 1631 der Landgraf Georg II. von Hessen mit bewaffneter Macht und nahm Stadt und Schloß Hain, sowie die dreieichischen Dörfer Sprendlingen, Götzenhain, Ginsheim, Königstädten und Offenthal in Besitz. Wolfgang Heinrich, von seinen beiden Schlössern nun verjagt, rettete sich mit seinen Angehörigen wiederum in die Festung Frankfurt.

Da erschien als Retter in schwerster Not der Schwedenkönig Gustav Adolf. „Schweden und Sachsen schlagen den 7. September zwischen Leipzig und Halle die Kaiserlichen totaliter, darauf hat der König unglaublichen Succeß gehabt, Würtzburg das gantze Bistum samt gantz Francken bezwungen, kam darauff mit seiner gantzen Armee auf Franckfurth, welche ihm die Schlüssel durch etliche Rathsherren nach Offenbach liessen vorher hinaus und entgegen tragen, darauf Er andern Tags die gantze Armada nach Franckfurt marschiren ließ, welcher Marsch vier Tage dauerte.“ So berichtet der Chronist. Gustav Adolf hatte also nach der Vernichtung der kaiserlichen Armee bei Breitenfeld (in der Nähe von Leipzig) Kehrt gemacht und war mit fabelhafter Geschwindigkeit durch Thüringen nach Franken vorgedrungen. Alle Städte am Main waren rasch von ihm genommen, darunter auch das uns benachbarte Seligenstadt. Er behandelte die geängstigten Einwohner sehr milde und legte ihnen nur eine Kriegssteuer von 1200 Thalern auf; die Abtei aber verschonte er nicht. Das befestigte Groß-Steinheim eroberte er nach dreitägiger Belagerung und verschenkte das ganze Amt Steinheim, zu dem 20 Ortschaften gehörten, an den Grafen von Hanau. Später kam dieses aber wieder an seinen früheren Herrn, den Kurfürsten von Mainz.

Bei der Nachricht, daß Gustav Adolf auf dem Wege nach Frankfurt sei, nahm die bayerische Besatzung des Offenbacher

Schlosses schleunigst Reißaus; über 2 Jahre hatte sie daselbst gehaust. Wolfgang Heinrich aber kehrte jetzt wieder in seine Residenz zurück. „Am 15. November zog Gustav Adolf in Hanau ein; da er aber eilte, Frankfurt zu gewinnen, so hielt er sich nicht länger daselbst auf, als nötig war, um das Abendmahl zu nehmen, und kam noch selbigen Tages nach Offenbach, wo er im Schlosse sein Absteigequartier nahm." Von hier aus verlangte er von der Stadt Frankfurt freien Durchzug für seine Armee, die etwa 12000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter zählte, und die Ueberlassung der Festung Sachsenhausen für eine schwedische Besatzung von 600 Mann. Darauf schickten die Frankfurter Ratsherrn eine Abordnung an den König nach Offenbach und ließen ihn bitten, „er möge gnädigst den Eid der Treue, welchen sie dem Kaiser geschworen, in Erwägung ziehen und ihre Stadt nicht nur im Stande einer Neutralität belassen, sondern auch für ihre Privilegien und ihre jährlichen Messen, das vornehmste Mittel ihrer Ernährung, einige Achtung haben." Allein der König erklärte ihnen kurzerhand: „Der stillschweigende Vertrag ihrer Verbindlichkeit gegen den Kaiser sei bereits gebrochen, und das Wort „Neutralität" habe in seinen Ohren einen gehässigen Klang. Er verwundere sich auch sehr, daß Frankfurt in einer so großen Sache, für die er selbst Leib und Leben und seines Volkes Wohlfahrt eingesetzt, ihm von seinen Privilegien und Jahrmärkten spreche, und er vernehmen müsse, ihre Messen hätten bei ihnen stärkeres Gewicht, denn ihre Freiheit und Gewissen, weil sie die Dinge nicht sowohl wie Weltbürger und Christen in einem allgemeinen Lichte, denn vielmehr wie Handelsleute und Krämer in dem besonderen ihres persönlichen Interesses anschauten. Er habe von der Insel Rügen bis zum Main die Schlüssel zu allen Festungen gefunden und werde sie auch zu den Thoren Frankfurts finden!" Als auf diese unzweideutige Antwort hin die Frankfurter Ratsherren sich zu der Ausflucht verstiegen, sie wollten erst ihren Oberen, den Kurfürsten von Mainz zu Rate ziehen — und Frankfurt stand doch gar nicht unter dessen Herrschaft — erwiderte ihnen der König in gebieterischem Tone: „Er könne sie der Mühe füglich überheben, einen so mühsamen und beschwerlichen Schritt zu thun, denn er sei Herr von Aschaffenburg, der Residenz dieses Fürsten, daher selber Kurfürst von Mainz und wolle ihnen eine völligere und kräftigere Absolution und Freiheit in Regierungssachen erteilen, als es der besagte Prälat jetzo zu thun vermöge." Verdutzt über solch entschlossene Sprache willigten die Frankfurter Ratsherren in alle Forderungen des Königs ein. „So hatte Gustav Adolf den 16. November in Offenbach denn wohl benutzt: er hatte ohne Schwertstreich eine Stadt gewonnen, die zu den ansehnlichsten Deutschlands zählte, und von welcher der Geschichtschreiber Harte bemerkt, daß ein

gemeines Sprichwort über sie gehe: „Der ist Herr des Reiches, der Frankfurt Jahr und Tag besitzt."

„Für unser Offenbach aber mögen es außerordentliche Tage gewesen sein, — jener 15., 16. und 17. November 1631, wo die Schweden unter Gustav Adolf es besetzt hielten! In diesen Tagen wurde Offenbachs Name auch in den Blättern der Geschichte verzeichnet! Vom Huf der schwedischen Rosse, vom Marsche der schwedischen Bataillone erdröhnten seine Gassen; vom Tritte der schwedischen Reiterstiefel und ihrer Eisensporen klirrten die Wendeltreppen und Steinfliesen des Isenburger Schlosses: — und auf dem mit Wällen und Gräben umhegten Platze davor hielten wohl schwedische Arkebusiere in Sturmhaube und Lederkoller die Königswache, und waren „schwedische Stücke", Feldschlangen und Kartaunen aufgefahren. Und durch das Gewühl der Kriegsvölker und der zusammengelaufenen Bürgerschaft drängten sich die Frankfurter Ratsherren in ihren Amtstalaren und Perücken zum Portal des Schlosses heran und traten unter tiefen Bücklingen vor den auf der Höhe seines Ruhmes stehenden gewaltigen Kriegshelden!" — Zum Andenken an die Anwesenheit des Schwedenkönigs in unserer Stadt hat man eine der neueren Straßen nach seinem Namen benannt, und im Frankfurter Museum sind ein Paar schwedische Reiterstiefel zu sehen, die angeblich nach der Abreise Gustav Adolfs in Offenbach gefunden wurden. „Diese historischen Stiefel sind anscheinend noch wenig benutzt, von schwarzem Leder und außerordentlich schwer und massiv, vorn 56 cm hoch, die Sohle 2, der Absatz 4 cm dick, und die an ungemein breitem Lederband befestigten eisernen Sporen im Verhältnis zum Stiefel auffallend klein und leicht."

„Am 17. November rückte nun Gustav Adolf mit seiner Armada vor Sachsenhausen, das sich ihm jetzt friedlich öffnete, und hielt dann über die Brücke mit großer Feierlichkeit und bei dem schlichten Manne ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die ehrwürdige Reichsstadt, die alte Wahl- und seit dem vorigen Jahrhundert auch Krönungsstadt der deutschen Kaiser. Der König hatte aber nicht nur diese, sondern auch die Herzen ihrer Bewohner friedlich erobert, wie er so, der wohlbeleibte, hochgewachsene Mann mit dem lichtblonden Haupt- und Barthaar, dem großen, funkelnden Auge und der mächtigen Adlernase, an der Spitze von 14 000 seiner Krieger, entblößten Hauptes, und freundlich nach allen Seiten grüßend, in Frankfurt einritt, und sich mit Fragen leutselig an Vornehme und Geringe umher wandte. Dabei war die berühmte schwedische Manneszucht so strenge, daß zwei Soldaten, welche dem Befehle zuwider das Glied verlassen hatten, von dem Kriegsgericht zum Tode verurteilt wurden."

Noch am selben Abend nahm Gustav Adolf die kurmainzische Festung Höchst, Flörsheim aber erst nach achttägiger Belagerung. Nun mußte Mainz erobert werden. Da jedoch bei Kastel der Uebergang über den Rhein nicht zu erzwingen war, zog der Schwedenkönig mit seinem Heere am 11. Dezember bei der schneidendsten Kälte von Frankfurt aus über Langen und Pfungstadt nach Gernsheim. Dann setzte er stromabwärts — bei Erfelden — über den Rhein und nahm Oppenheim. Jetzt stand ihm der Weg nach Mainz offen, das sich denn auch bald darnach ergab. Am 23. Dezember hielt Gustav Adolf seinen Einzug, nachdem die Besatzung zuvor freien Abzug erhalten hatte.

„Als nun der König des Rhein- und Maynstrohms sich ziemlich bemächtiget, zog er für seine Person wieder zurück auf Frankfurt, allwo viele Fürsten und Herren Ihm aufwarteten und ansprachen, unter andern kame auch dahin Friedrich V. Palatinus, suchte an, in sein Land wieder eingesetzt zu werden, ehe aber der König sich der Pfaltz recht versichert, stirbt der vertriebene Churfürst an der Pest zu Mayntz, 1632 den 19. November. Als der König in Franckfurt sich noch aufhielte, kame die Königin Eleonora aus Schweden den fernen Weg, dem König nach, Ihn zu besuchen, deswegen der König den Krieg nicht sogar beschleunigte, sondern bey Seiner Gemahlin in Franckfurt bliebe." Aus jener Zeit haben sich noch einige Aufzeichnungen des Frankfurter Bürgers Kaspar Kitsch erhalten, in denen er u. a. über das Königspaar sagt:

> „Es ist nicht genugsam zu beschreiben, was der König für ein gewaltig heroisch Haupt ist. Die Königin ist auch ein sehr schön Weibsbilt, von Person zart, einer mittelmessige Leng, sehr freundlich und redtsprächig, sie tregt hinten auf ihrem haupt eine kleine kron schön vergildt mit lauteren Diamanten versetzt, dagegen tregt sich der König gar schlecht nach seinem Standt, als Sontäglich hab ich ihm einmal an gesehen ein glater Sammetkleidt schwarz auf die französisch manier gemacht . . . das der König ist gegangen wie ein Graf oder wohl wie ein reicher Kaufmann, ohne Geschmeit."

Der Aufenthalt des Schwedenkönigs in unserer Gegend — insonderheit im Offenbacher Schlosse — war für den Grafen Wolfgang Heinrich von großer Bedeutung. Er wurde wieder in seine alten Rechte eingesetzt und bekam die geraubten dreieichischen Orte zurück. Angesichts seiner ungerechten Verurteilung auf dem Reichstag zu Regensburg hielt er sich jetzt auch nicht mehr an das Versprechen gebunden, das er einst zu Wien dem Kaiser gegeben hatte. Als daher Gustav Adolf am 3. März 1632 von Mainz aus seinen Zug nach Bayern unternahm, begleitete ihn Wolfgang Heinrich mit zwei Regimentern. Bald war er wegen

seiner Tapferkeit, seines Mutes und seiner Kriegskenntnis zum Range eines schwedischen Generalmajors emporgestiegen. Er hatte teil an der großen Schlacht bei Lützen, „darinnen zwar die Schweden den Sieg erhalten, anbey aber ihren König verlohren"; in der Schlacht bei Nördlingen (1634) jedoch wurde das Regiment des Grafen fast vollständig vernichtet. Darauf kehrte er zurück und starb am 27. Februar 1635 zu Frankfurt a. M. Er erlebte somit nicht den schwersten Schlag, der das ganze Geschlecht der Isenburger noch in demselben Jahre treffen sollte: Kaiser Ferdinand begnadigte nach der Schlacht bei Nördlingen alle seine Gegner, nur die Grafen von Isenburg nicht; ja, er verschenkte am 7. Juli 1635 die ganze Grafschaft Isenburg, also auch Offenbach, als ein verwirktes Reichslehen an den Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt. „Dieser habe mit Wagnis seiner eigenen Person viel ausgestanden; die Grafen von Isenburg dagegen seien wegen vielfältig gegen Kaiser und Reich begangener Beleidigungen und anderer ohnehin schon verübten Verfolgungen entsetzt und ihre Güter dem Fisko zugeeignet." Damit waren alle Glieder des Hauses Isenburg von Land und Leuten vertrieben. Nur Maria, die Witwe von Wolfgang Heinrich, durfte im Schlosse zu Offenbach verbleiben, wo sie mit ihren unmündigen Kindern notdürftig unterhalten wurde. Sieben Jahre darnach wurde jedoch zwischen dem Landgrafen Georg II. und den Grafen von Isenburg-Büdingen ein Vertrag abgeschlossen, nach dem die letzteren unter mancherlei Gegenleistungen wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden. Dieser Vertrag fand auch im Westfälischen Frieden seine Bestätigung. So kam Offenbach wieder in den Besitz der Isenburger. Graf Johann Ludwig, der zweite Sohn Wolfgang Heinrichs, trat die Regierung an, da der älteste schon vor Abschluß des Vertrages gestorben war. Ihm fiel die mühevolle Aufgabe zu, die Wunden zu heilen, die die höllischen Reiter: Krieg, Hunger und Pest bei ihrem Sturme durch unsere Gegend geschlagen hatten. Wir haben zwar keine handschriftlichen Nachlasse über die maßlosen Leiden, die speziell unser Wohnort und seine nächste Umgebung zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges durchzumachen hatte, aber die Aufzeichnungen des damaligen Großbieberauer Pfarrers Johann Daniel Minck können wir ohne Bedenken auch für unsere Gegend gelten lassen. Er schreibt über die Zustände nach der Schlacht bei Nördlingen unter anderm:

„Bald fielen die Schweden über den Rhein herüber und jagten die Kayserlichen aus ihrem Quartier, bald jagten diese hinwieder jene hinaus. Dadurch denn das gantze Land zwischen Mayn und Rhein gar erschöpfet wurde, und durffte sich kein Mensch aufm Land blicken lassen, ihm wurde nach-

gejaget wie einem Wild, da er ergriffen, ohnbarmhertzig zerſchlagen und um Verrathung Geld, Vieh oder Pferd mehr als auf Türckiſche Weiſe geknebelt, nackend an heiſſe Ofen angebunden, aufgehenckt, mit Rauch gedämpfft, mit Waſſer und Pful, ſo ſie den Leuten mit Zübern in Hals geſchüttet, und mit Füſſen auf die dicke Bäuche geſprungen, getränckt, welche barbariſche Tränckung der Schwediſche Trunck genannt worden; nicht daß ihn eben die Schweden allein gebraucht, ſondern vielmehr weil die Kayſerlichen denen Gefangenen oder ſonſt den Schweden zugethanen alſo einzuſchencken pflegten. Um ſolcher Tyranney willen und daß keine Lebensmittel mehr aufm Land waren, wurden alle Dörffer, nicht eins ausgenommen, von allen Einwohnern verlaſſen. Viele verkrochen und verſteckten ſich zwar in Wälder, Hölen, Klippen ꝛc., waren aber ausgeſpäet, denn die Soldaten hatten bey ſich Menſchen-ſpürige Hunde, welche, wenn ſie an Menſchen oder Vieh kamen, mit ihrem Bellen ſolche verriethen und den Räubern Anzeig gaben. Darum flohe alles auf die Schlöſſer, da lagen alle Gaſſen, Höfe und Winkel voller Leute, beſonders zu Lichtenberg, welches ein klein Behelff war, und derohalben auch viele im Regen, Schnee und Kälte, unter dem freyen Himmel, theils in Fäſſer und Bütten lagen. Die Stuben waren Winters-Zeit ſo voll, daß wegen der Menge keines ſitzen, ſondern dicht ineinander ſtehen mußten. War ein groß Jammer und Elend anzuſehen, zu geſchweigen ſelbſt mit darein begriffen ſeyn.

Inzwiſchen und neben der Kriegs-Ruthen ſchickte Gott hinter uns her die Peſtilentz, die erregte ſich im Anfang des 1635. Jahrs, als eine Haupt-Schwachheit, daran viel ſturben, gegen den Frühling aber beſagten Jahrs, da die Hitze zu mehren begunte, da wuchs das Gifft gewaltig, und verwendete ſich vorige Haupt-Seuche in eine gifftige Peſtilentz, davon die Leute ſchnell und Hauffenweiſe dahin fielen, daß man nicht genug begraben konte. Da ſtarb manch Menſch aufm Land, daß niemand von ſeinem Tod etwas wuſte, darum blieben ſehr viele und viele eine lange Zeit ohnbegraben liegen, daß ſie ganz vermürbet und voller Würme waren; es lagen offt Krancke bei den Todten in einem Bett, und hab ich ſelbſten ein kranck Mägdelein zu Umſtatt, gegen der Schul über, jämmerlich hören ſchreyen, ruffen und klagen über die Würme, ſo von ſeiner todten Mutter ab- und an es lieffen, daher ich verurſachet, beym Magiſtrat um Begrabung der Mutter anzuhalten, darauf dieſes geſchah, daß Leute ſolchen todten Cörper fur meine Hauß-Thür bey der Nacht legten, wollte ich ihn weghaben, muſte ich ihn begraben laſſen.

Solche Peſt währete bis in Herbſt, eine zwar nicht gar zu lange Zeit, riebe aber dennoch viele tauſend, tauſend Menſchen im Lande weg, daß kaum der zwantzigſte Theil, in etlichen Dörffern aber wohl gar Niemand überbliebe.*) Weilen nun durch ſolch abſterben der Leute andern überbliebenen viel Erbſchafften aufſturben, achtete ſich jedermann gar reich, vermeinten ſich ihres erlittenen Schadens gar reichlich wieder zu erſetzen, ſintemahl viele mehr wieder in Hoffnung hatten zu erben, als ſie verlohren hatten. Da rüſtete ſich jedermann zur Erndte, die ererbte Früchte einzuthun, deren dann der gantze Rockenfluhr durchaus reichlich voll war, als lang nicht geſehen, und daher noch die große Erndte genennet wird. Aber die Hoffnung war vergebens, Gott wollte uns durch unſerer Nachbaren und Freunde Schaden nicht reich machen, darum verhängte Gott, daß eben zur Erndte-Zeit der Kayſerliche General Gallas plötzlich in dis Land zwiſchen Mayn und Rhein einfiel, übers gantze Land ſich ausbreitete, alle Früchte, die denn meiſtentheils gebunden, aber wegen Mangel der Pferde nicht können eingebracht werden, aufm Feld und in Dörffern ausdreſchen und was er nicht ſelbſten zu brauchen, an Mayn- und Rhein-Städte verkauffen und ſo rein Arbeit machen ließ, daß in wenig Tagen, zumahl im Lande, keine Frucht mehr zu bekommen wäre. Darauf folgete eine ſehr groſſe Theuerung: 1 Malter Korn golte 15 bis 18 fl., 1 Fuder Wein 130 fl., 1 Simmern Salz 10 fl. 20 alb., 1 Kompf Hotzeln 22 alb. 4 pf., 1 Ey 5 bis 6 alb., 1 Huhn 2 fl., 1 Maaß Butter 4 fl., als ich ſelbſten deſſen bezahlt.

Auf ſolche Theuerung folgte auch große Hungersnoth, die von anno 1635 bis anno 38 incluſive gewähret, jedoch waren die zwey erſte Jahre klemmer als die zwey letzte. Es trieb der Hunger die Leute ſo hart, daß ſie die Schind-Aaß wegfraſſen, wo ſie dieſelbe auch antreffen konnten, als ich denn gar viel mit meinen Augen geſehen, ſie kamen denſelben wohl eine gantze Meil nachgelauffen und zankten ſich noch wohl darzu ums Aaß . . . Hund und Katzen ſind ihnen Lecker-Bißlein geweſen, haben denſelben, weil ſie gar ſcheu gemacht worden, Strick geſtellt, geſchlachtet, das Fleiſch ausgehauen und mit Gewicht verkaufft. Frösch und Waſſer-Kröten, wie ſie in den verſchloſſenen Muſcheln in Bächen gefunden werden, haben ſie mit allem Unrath, ohne Saltz, Schmaltz und Würtz, allein geſotten oder geröſt, mit großer Menge geſſen.

*) Zum Exempel 1634 vor der Peſt hatte Bieberau 73 Mann und bei 300 Seelen. Anno 1636 waren daſelbſt kaum 10 Mann, keine eintzige Klaue Viehes, nicht einmahl eine Katze oder Hund. Anno 1648 aber waren 7 Häuſer und 21 Seelen nur annoch übrig. Zu Steinau war 1648 noch 1 Mann, Nonroth und Billing aber ganz unbewohnt.

An statt Brods, dessen manches in einem Viertel oder halben Jahr kein Bissen bekommen, haben sie gebraucht: Eichel-, Kleyen-, Lein-, Trauben-, Tröster-, Rüb-, Obst-, Schnitzen-Brod. Aller solcher Gattung hab ich in meiner Mühl an Moltzer bekommen. Mespeln von Bäumen, erst gesotten, daß die Bitterkeit herausgangen, denn gedörret, gemahlen und gebacken.

Und ob zu Zeiten eins und anders mit einer grossen Mühe etwa ein Kompf Korn bekamen, gings nach Gottes Bedrohung Lev. 26. 26., daß wohl zehn Weiber in einem Offen buchen, und auch reiche Leute dennoch den Kindern und Gesinde das Brod gleichsam abwogen und schnittenweiß in die Hände schnitten. Ich kenne unterschiedene Beambte und Keller, welche Eichel-, Tröster- und Lein-Brod gessen. Weil die Butter auch sehr theuer, brauchten die Leute anstatt derer zerknirschte Nußkern und Lein-Saamen, das sotten sie kurtz ein, schmeltzten Suppen und Gemüß damit. Zugemüß waren Nesseln, Hopffen, wild Pastenat und allerhand Kreuter gut und böß. Item allerhand Schwamm, gifftige und reine ꝛc., wovon die Leute oft groß Grimmen und langwierige Schwachheit ihnen zu Halß zogen. In Summa man aße, was man wollte, gut oder böß, so hieß es doch: Ihr werdet essen und doch nicht satt werden. Durch diesen Hunger verschmachteten viel Leute dermassen, daß nichts als Haut und Bein an ihnen war, die Haut hing ihnen am Leib, wie ein Sack, waren gantz schwartzgelb, mit weiten Augen, gepläckten Zähnen, grindicht, krätzig, gelbsüchtig, dick geschwollen, febricht, daß einem graute sie anzusehen."

Auch für Offenbach und seine nächste Umgebung war das Jahr 1635 das schlimmste von allen. Als der Frankfurter Rat durch seinen Beitritt zum Prager Frieden sich von der schwedischen Partei lossagte, kam es zu mehrtägigen Kämpfen zwischen den Schweden auf der einen, den Frankfurter und den kaiserlichen Soldaten auf der andern Seite; die Schweden unterlagen. „Damit waren jedoch die Schrecken und Leiden des Krieges für Frankfurt und seine nähere und fernere Umgebung noch lange nicht beendet: zwar hatte Frankfurt seine kaiserliche Besatzung, und bei Oppenheim lagen weitere kaiserliche Truppen unter Gallas; — aber die Schweden und ihre Verbündeten standen unter Herzog Bernhard bei Hochheim und hielten unter Ramsay Hanau besetzt. Diese bald nähere, bald fernere Umwallung der Stadt durch sich drohend gegenüberstehende Kriegsvölker, die häufigen Scharmützel und Gefechte unter diesen, die Verödung der ganzen Umgegend durch sie, die fortwährende Angst vor Mord und Plünderung dauerten

noch Jahre lang!“ Berichtete doch der schwedische Reichshistoriograph Phil. Logisaw von Chemnitz vom März 1635: „Um Frankfurt her war damals ein elender Zustand. Die Dörfer rings herum waren fast alle jämmerlich in die Asche gelegt, der Feind draußen Meister, und es also über die Maßen unsicher aufm Lande.“

„Und wenn es nur der Krieg allein gewesen wäre, der die blühende, fruchtbare Wetterau und ihre Hauptstadt Frankfurt heimsuchte! Aber auch seine noch weit schrecklicheren Begleiter, der Hunger und die Pest, saugten diese gesegneten Fluren aus, und entvölkerten auch sie mit ihrem Gifthauche! Sehr treffend hat man den Krieg als den Vater, die Hungersnot als die Mutter der Pest bezeichnet; — und das Kind war des schrecklichen Elternpaares würdig! Wir haben die Kornpreise während der Schreckenszeit im Odenwalde verzeichnet; — auch in Frankfurt, wo früher das Malter Korn für 1—$2^1/_2$ Gulden zu haben war, stieg es im Jahre 1636 ebenfalls auf 15—18 Gulden, und sank nur sehr allmählich wieder auf das frühere Preisniveau, indem es nach dem fruchtbaren Jahr 1638 auf 8, im folgenden auf 4 Gulden herabging, aber erst 1643 wieder den normalen Stand erreichte, ja 1645 und 1646 sogar nur 1 Gulden 40 Kreuzer kostete!“

Die ums Jahr 1636 eingetretene Teuerung hatte eine große Hungersnot im Gefolge. Weit und breit war keine Nahrung zu finden, und wahrhaft schaudervoll und haarsträubend ist es, was durchaus glaubwürdige Zeitgenossen und Chronisten von den Mitteln zu berichten wissen, zu welchen die verzweifelten Menschen griffen, um sich den Qualen des Hungertodes zu entziehen und ihr elendes Dasein immer noch eine kurze Spanne weiter hinauszufristen! Erzählt doch z. B. der Frankfurter Arzt Lotichius, daß die vielen nach der Stadt geflüchteten und nun auf den Straßen umherliegenden Dorfbewohner der Umgegend — sicher auch manche Offenbacher darunter! — wenn es ihnen nicht gelang, ihre Nahrung vor den Hausthüren zu erbetteln, und sie noch Kraft genug besaßen, sich dorthin zu schleppen: — — die Leichen auf den Friedhöfen und die Aeser auf dem Schindanger ausgescharrt und abgenagt hätten!! Ja, er setzt sogar als ein damals in Frankfurt verbreitetes Gerücht hinzu, daß diese unter das Tier herabgesunkenen Kannibalen des Nachts Schlingen ausgelegt hätten, um darin die vorübergehenden Menschen wie Wild zu fangen und dann zum Fraß zu nehmen, und man selbst halbverzehrte Köpfe von Kindern aufgefunden habe. Und von dem Maler Merian wird als Thatsache berichtet, daß ihm von Hungrigen in Frankfurt eines Abends bereits die Schlinge um den Hals geworfen war. Mit knapper Not konnte er sich ihrer noch entledigen und so den Mördern entrinnen. Entsetzt über diesen Vorgang verließ er mit seinem Lehrer, dem Maler Sandrart, schleunigst die Stadt.

Wem aber ist die Hauptschuld an diesen grauenvollen Zuständen zuzuschreiben? „Dem jahrelangen Wüten einer zügellosen Soldateska, den rasenden Orgien der entfesselten Kriegsfurie, die sich auf den unglücklichen Fluren Deutschlands ausgetobt. Durch die dem Hunger und der Pest vorhergegangene totale Aussaugung und Verwüstung der Felder und Dörfer, durch die namenlosen Mißhandlungen der Landbewohner waren diese bereits so entkräftet und heruntergeschunden worden, daß sie den nachfolgenden Schrecken in keiner Weise mehr Widerstand entgegenzusetzen vermochten, und die schlechten Elemente der Bevölkerung im grausen Kampf ums Dasein — gleichsam im Kampf bis aufs Messer aller gegen alle — der völligen Entartung und Vertierung anheimfielen. Die von den Soldaten so maßlos mißhandelten Einwohner vermochten sich vor Schwäche kaum mehr aufrecht zu erhalten, ihr Gehen war ein Kriechen oder Schleichen zu nennen. Viele verloren durch den Hunger das Augenlicht, das Gehör, selbst den Verstand; manche stürzten auf der Straße plötzlich tot zusammen, und Karren fuhren morgens durch manche Städte, um die Leichen der in der Nacht am Hungertode Verendeten aufzulesen und hinwegzubringen."

Dazu kam noch die Pest; sie wütete in den Jahren 1632 bis 1637. Nach Aufzeichnungen aus jener Zeit starben z. B. in Frankfurt a. M. in diesen sechs Jahren nicht weniger als 18869 Menschen an der furchtbaren Seuche, davon 6943 im Schreckensjahre 1635. Auch Offenbach wurde von dem unerbittlichen Würgengel hart mitgenommen. Zwar fehlen uns ziffernmäßige Belege über die Anzahl seiner Opfer, doch müssen ihrer nicht wenige gewesen sein. Es geht dies schon aus dem Umstande hervor, daß, obwohl der Ort bereits ums Jahr 1500 als Flecken erwähnt wird, seine Einwohnerzahl volle 200 Jahre später kaum 600 Seelen beträgt. Und in der Umgebung Offenbachs standen die Dinge ebenso schlimm.

Im Jahre 1631 lebten z. B. in Seligenstadt 350 Familien, sechs Jahre später aber nur noch 50. „Der Westfälische Friede fand diese Stadt kaum noch bewohnt, die wenigen Einwohner aber als Bettler, die einst üppige Stadt in Ruinen; der reiche Bachgau war zur Wüste geworden." Im Jahre 1638 hatten Bürgel nur noch 85, Bieber 26, Hainhausen 7, Lämmerspiel 8, Rembrücken 17 Einwohner. So sehr hatten Krieg, Hungersnot und Pest gewütet. Landgraf Georg II. verglich darum in einem Schreiben an die hessischen Landstände seine Main- und Rheinlande mit einer Wildnis und Einöde.

Zur ewigen Erinnerung an die schrecklichen Zeiten der Jahre 1635—37 ließ die Stadt Frankfurt 3 Denkmünzen prägen. Diejenige mit der Jahreszahl 1635 zeigt einen über der Stadt schwebenden Engel mit der Zuchtrute; die kurze, aber vielsagende Inschrift lautet: „Es ist genug!"

Nach dem Kriege.

Das Jahr 1648 brachte endlich mit dem Westfälischen Frieden die ersehnte Waffenruhe. Alles atmete auf nach der langen Zeit schwerer Leiden. „Dem alten Landmann kam der Friede vor wie Rückkehr der Kinderzeit, da man noch fröhliche Tage unter der Dorflinde gefeiert. Das junge Geschlecht, in den Kriegsjahren geboren und aufgewachsen, vernahm es wie ein Märchen, daß jetzt eine Zeit nahe, in welcher die Saat zur Ernte reifen würde, und in welcher die Menschen nicht mehr nötig hätten, sich in halbverfallene Schlupfwinkel zu verstecken." Frohe Zeit jetzt überall! Die Stadt Frankfurt hielt zwei gottesdienstliche Festtage und ließ zwei Denkmünzen prägen; durch Glockengeläute, Kanonendonner, Freudenfeuer auf dem Main und Musik von den Türmen herab wurde der Friede laut verkündet. Nun fing man allerorts an, den Schaden des Krieges zu heilen; da gings langsam, dort rascher voran.

In unserem Wohnorte war man allerdings schon vorher an der Ausbesserungsarbeit gewesen. So z. B. hatte Offenbach trotz des Befestigungsvorrechtes unserer Nachbarin Frankfurt schon bald nach 1637 eine Schutzmauer erhalten. Sie zog vom Frankfurter Thor, das in der Nähe unseres jetzigen Stadthauses stand, südlich bis zur heutigen Geleitstraße und von da weiter nach Osten bis zur Gegend etwa, wo gegenwärtig die Bieberer- und Friedrichstraße zusammentreffen. Am östlichen Ende dieser Mauer kam ein Bach — der Mühlgraben — an Offenbach heran. Er

hieß später Schnegelbach und floß in den Main. Von ihm zweigte sich als zweites Wasser der Mühlbach ab, der unter der Stadtmauer hindurch über den später angelegten Kleinen Biergrund floß und sich in ein großes Wasserbecken ergoß. Es hieß der „Wasserwag" oder „Wog" *); sein Abfluß ging in den Main. Auch der kleine Bornbach floß hier im Osten, zwischen Sand- und Schloßgasse durch Garten- und Baumland sich hinschlängelnd. Offenbach war also, wenn auch keine eigentliche Festung, mit Mauern und Wasser umgeben; nur im Westen war ein Stück offen: vom Frankfurter Thor ab nördlich. Hier lief in gerader Richtung zwischen Garten- und Ackerland ein „Weg nach dem Mayn" bis zur Stelle, wo am Flußufer die „Holtz-Lad" war.

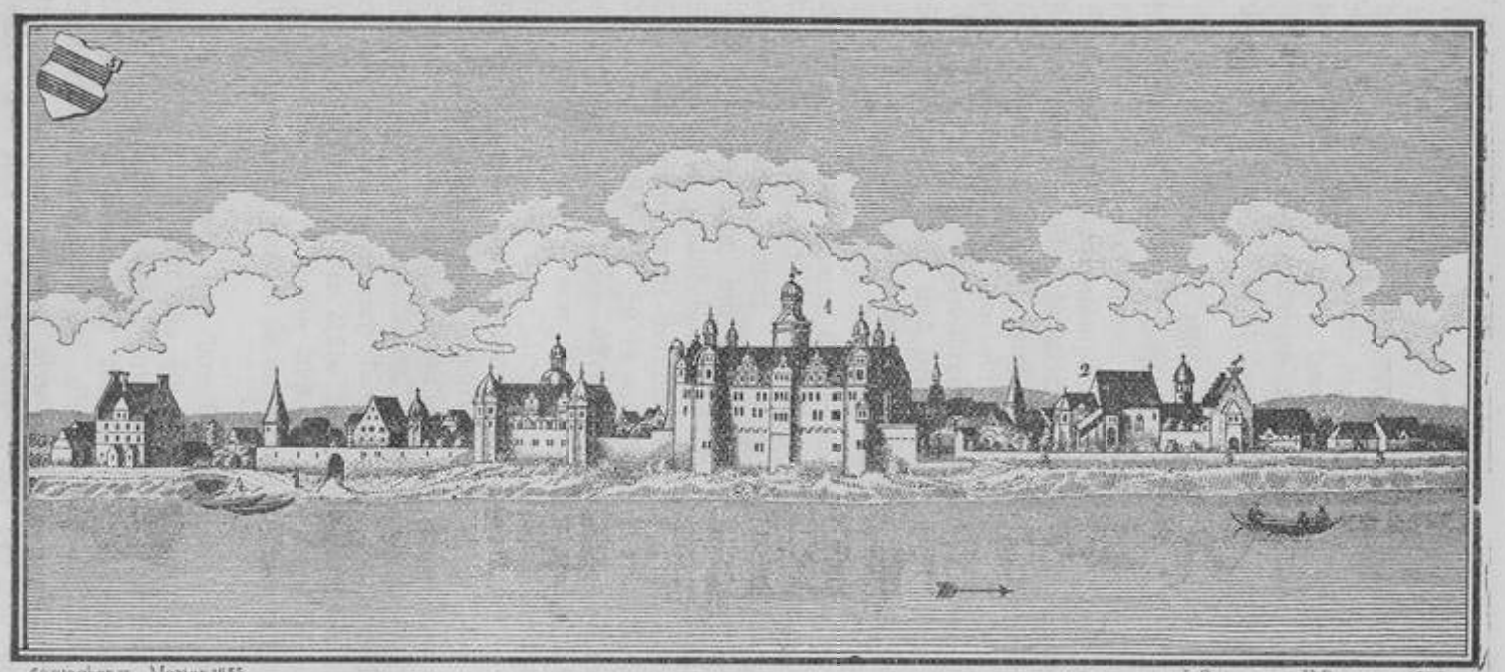
Die südliche Schutzmauer hatte ihr Thor da, wo jetzt das Gasthaus „Zum Engel" steht; es hieß das Hanauer- oder Galgenthor. Von ihm aus ging eine Straße ostwärts nach Hanau und südlich ein breiter Fahrweg durch Acker-, Garten- und Wiesenland zur Viehtrift: die Triftstraße, die später den Namen „Straß nach Darmstadt" erhielt und heute die Waldstraße heißt. Von ihr aus gelangte man weiter westlich zum Galgen, der draußen im Felde aufgerichtet war. Er bestand aus drei massiv erbauten Pfeilern oder Säulen, die oben durch Querbalken verbunden waren. Anfangs der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde der Galgen auf Abbruch verkauft; ein Müller im Hain steigerte ihn, um aus den Steinen ein Wasserwehr zu errichten.

Vor der südlichen Mauer war im Osten — hinter der jetzigen Kaserne — ein kleiner See: der Landgrafensee. Westlich von ihm lag der Friedhof (der heutige Wilhelmsplatz). Häuser standen nur wenige außerhalb der Südmauer: des „Waßenmeisters-Wohnhauß", das „Sieche-Hauß", eine Ziegelhütte (wo jetzt das „Lämmchen" steht) und die Quantzenmühle, die von dem Mühlgraben getrieben wurde.

Wie aber stand es um unsern Wohnort innerhalb der Schutzmauern? Darauf gibt uns die beste Antwort ein kunstvoller Kupferstich aus dem Jahre 1646, ausgeführt von Matthäus Merian dem Aelteren von Basel**), dem „Senior und Ahnherrn der in einer Reihe von Kindern und Enkeln beiderlei Geschlechts durch drei Generationen blühenden Künstlerfamilie." Nach mannigfachen Wanderfahrten durch die Schweiz, die Niederlande und durch Frankreich hatte sich Merian in Frankfurt am Main niedergelassen;

*) Der Wasserwag war sicherlich ein Ueberrest von jenen Sümpfen, woran Offenbach in alten Zeiten gerade im Osten so überreich war.

**) Im Jahre 1655 wurde dann von Merians Erben eine zweite Ausgabe des Kupferstichs veranstaltet, „von vorigen Fehlern corrigirt, gebessert und vermehrt"; eine Nachbildung davon ist hier beigegeben.



gestochen v. Merian 1655 — auf Stein gez. v. F. Boerner. 1838

Offenbach a/M. 1655.

von der Nordseite

1/ Schloss 2/ Schlosskapelle 3/ Schlossgarten 4/ Mühlbach 5/ Altes Stadtwappen

in Schwalbach ist er 1650 gestorben. Zu den „vornembsten Städten und Plätzen in Hessen und denen benachbarten Landtschafften", die er in Wort und Bild vorführt, gehört auch Offenbach. Zwar: Sein Bild sagt uns weit mehr als der begleitende Text, denn dieser lautet nur: „Vnfern davon eine halbe Meyl oberhalb Franckfurt liegt der Flecken Offenbach an dem Mayn, sampt dem Schloß gleiches Namens: Gehört dem Herrn Grafen von Vsenburg zu."

Das Merian'sche Bild zeigt uns Offenbach von der Stromseite. Im Mittelpunkt steht das Schloß, das damals eine viel einheitlichere Gestalt hatte. Vor allem fehlte das jetzige obere Stockwerk mit „der eintönigen Reihe von 20 Fenstern im Kasernenstil und dem darüber befindlichen ebenso langweiligen Mansardendach", von dem Pirazzi meint, daß es allenfalls auf eine Kegelbahn passe, aber nicht auf eine edle Loggia im Stil des Cinque-Cento. Auf der Nordseite gewahren wir zwei Türme, die denen der Südfront entsprechen und heute noch als Vorbau mit Plattform und Balustrade erscheinen. Der zwischen ihnen befindliche Erker ist wie die ganze lange Dachreihe durch Renaissance-Giebel geziert. Hoch über dem Kamm des Schloßdaches, gerade in der Mitte desselben erhebt sich ein mächtiger Turm, auf dem ein Fähnlein lustig im Winde flattert. Er muß auf dem heutigen Schloßplatz — dem damaligen, mit Mauern und Wassergraben umgebenen Schloßhofe — gestanden haben. Von diesem stattlichen Turm ist heute keine Spur mehr vorhanden. „War es der sog. Bergfried der gotischen Burg? Ist es ein Bauwerk aus der Zeit Reinhards oder Ludwigs? Alles offene Fragen. Die erstere Vermutung hat insofern etwas von Wahrscheinlichkeit für sich, als es im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts eine derartige Anlage mit Rücksicht auf die damals schon vervollkommneten Feuerwaffen nicht mehr recht zweckdienlich erscheint. Auch auf der Ostwand des Baues zeigt uns das Merian'sche Bild einen nach oben sich verjüngenden turmartigen Ansatz. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es eine Kamin- oder auch Abortanlage. Heute noch erblickt man auf der Ostseite in der Nähe des Treppenturmes eine Reihe von Kragsteinen, die in ihrem Abstande sich ebenfalls nach oben verjüngen, vielleicht standen sie im Zusammenhang mit diesem Anbau."

Verlassen wir jetzt das Schloß, um einen Schritt ostwärts zu machen. Da fällt uns ein Gebäude in die Augen, das auf den ersten Blick als eine Miniatur-Ausgabe des Schlosses erscheinen könnte; „ein Bau: halb Kastell, halb Wohnhaus, mit festem Mauerwerk im Erdgeschoß, Giebeldach und zwei kräftigen Ecktürmen, im übrigen aber ohne jeden architektonischen Schmuck"; hinter ihm ragt ein Turm empor, der den Schloßtürmen ähnlich

ist. Eine Mauer*) verbindet das Schloß mit diesem Seitenbau, der teils als Kaserne, teils als Amtslokal, teils als Salzmagazin gedient haben soll. Von ihm weiter nach Osten zieht eine Mauer; sie zeigt einige schießschartenartige Oeffnungen und eine zum Flusse führende Pforte. Wo die Mauer auf dem Bilde abbricht, setzt sie sich zweifelsohne in südlicher Richtung fort. Aus dem östlichen Mauerwinkel taucht ein Türmchen mit zuckerhutförmiger Spitze hervor. Ein Stückchen weiter nach Osten finden wir die Einmündung des Mühlbaches; alsdann bildet eine Häusergruppe den Schluß des Bildes. Auch hinter der Mauer sehen Wohnhäuser und ein Türmchen hervor, das in seiner Bauart mit denen am Seitenbau des Schlosses übereinstimmt.

Schreiten wir nun zur westlichen Ansicht von Offenbach. Hier zieht sich im Vordergrunde eine Mauer oder ein Wall — auf dem Bilde nicht deutlich erkennbar — in der ganzen Ausdehnung hin; dahinter Büsche und Bäume: der Schloßgarten. Darinnen steht ein scheunenähnliches Gebäude mit chorartigem Anbau und bedecktem Treppenaufgang: die Schloßkapelle. Sie war zu damaliger Zeit die einzige Stätte der Gottesverehrung in Offenbach. Der Treppenaufgang führte vermutlich zum gräflichen Stuhl auf der Empore. Die Kapelle ist nach Westen zu mit einem schmalen Hause mit turmartigem Vorbau verbunden; auf der Spitze des Staffelgiebels nistet ein Storch. Es soll dies Gebäude — wie Königfeld berichtet — den Isenburgern als eine Art Wintergarten gedient haben und 1797 abgebrochen worden sein. Dann folgen noch einige niedrige Bauernhäuschen, und mit ihnen sind wir am westlichen Ende Offenbachs angelangt. Nach Süden zu aber erblicken wir im Hintergrunde noch einige Häuser und Türme. „Nächst dem Schlosse, doch mehr in der Tiefe, springt ein ganz schmales und hohes Dach auf, das auf seinem First ein spitz zulaufendes Türmchen trägt: vielleicht das älteste Rathaus von Offenbach?“ Die beiden Türme rechts und links der Schloßkapelle sind vermutlich dieselben, von denen Pirazzi sagt, daß „der nördliche, am Ausgang des späteren Französischen Gäßchens gelegene, der Glockenturm zubenannt wurde, weil man ihn mit einigen Glocken versah, die nun die Bewohner des Ortes zur Andacht in die nahe Schloßkapelle zu rufen hatten, welche annoch eines eigenen Turmes und Geläutes entbehrte. Der zweite Turm aber, welcher etwa an der Stelle der jetzigen Schankwirtschaft „Zur Glocke“ stand, wurde als Strafturm benutzt und nach einem sich später auf ihm ansiedelnden Storch der Storchturm geheißen.“ Von dem Glockenturm erhielt die Glockengasse ihren Namen, doch war damals nur ihre östliche Häuserreihe angelegt, wie überhaupt der

*) An ihrer Stelle ist jetzt der Zugang zur Ueberfahrt.

Flecken Offenbach zu jener Zeit nur ganz wenige und dazu recht enge und winkelige Straßen aufzuweisen hatte: die Schloßgasse, Schloßgrabengasse, Kirchgasse, Borngasse, Sandgasse und Mühlgasse. Das war der ganze Bestand an Straßen. Darin wohnten etwa 600 Menschen, die in ihrer übergroßen Mehrzahl dem Bauernstande angehörten. Denn Sichel und Pflug waren zu jener Zeit noch immer die vornehmsten Werkzeuge unserer Altvordern, prächtige Viehbestände unterm Joch, im Stall und auf der Weide ihr Hauptstolz, mächtige Düngerhaufen die schönste Zierde ihrer Höfe. Umgeben von üppigen Wiesen und wogenden Saatfeldern war Offenbach noch bis zur 17. Jahrhundertwende nichts anderes als die übrigen Markgemeinden der Umgebung:

ein Bauerndorf.

II.

Der Ort des Kleingewerbes.

Am Wendepunkt.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Epoche. Wenn auch der erste Frühschein der kommenden Zeit keineswegs immer auf verlockende Aussichten schließen ließ, so vollzogen sich doch nach manch heftigem Anprall allgemach jene Wandlungen, die dem heutigen Offenbach in seinen Grundzügen das Gepräge verliehen haben.

Zunächst ein Wandel in der Regentschaft! Graf Johann Ludwig*) war zu seinen Vätern versammelt (1685). Ihm folgten seine beiden Söhne; sie regierten anfangs gemeinschaftlich. Nach 2 Jahren aber teilten sie das Land. Offenbach kam dabei an Johann Philipp. „Er war ein Mann von hellem, klarem Blick und großer Thatkraft; dabei besaß er ein Herz voll seltener Menschenliebe." Vor allem hatte er das Wohl seiner Residenz Offenbach im Auge. Um sie zu vergrößern, nahm er mit besonderer Vorliebe fremde Handwerker auf, schenkte ihnen Plätze und Material zum Häuserbau und gewährte ihnen gar mancherlei Vorrechte. Kein Wunder darum, daß der Zuzug bald ein ganz bedeutender war! Damit war aber auch zugleich eine Erweiterung des Ortes notwendig geworden. Die erste nachweisbare Vergrößerung geschah von der Glockengasse aus; ihre westliche Häuserreihe wurde erbaut. Darauf ließ Johann Philipp im Jahre 1691 die Neugasse — jetzige Herrnstraße — anlegen.

---

*) Siehe Seite 57.

Unter der zunehmenden Bevölkerung gab sich nun auch bald ein Streben nach besserer Geistesbildung kund. Insbesondere waren es neben den wenigen Beamten die zugezogenen Handwerker, die für ihre Kinder einen Unterricht wünschten, der den Anforderungen der Zeit entspräche. Die unmittelbare Nähe Frankfurts mag wohl hierbei entscheidend mitgewirkt haben. Hatten ja doch die Städte schon seit dem 12. Jahrhundert ihren Verhältnissen angepaßte Schulen errichtet! Diese Stadtschulen zerfielen in zwei Arten: Schreibschulen und Lateinschulen. In ersteren beschränkte sich der Unterricht auf Deutschlesen, Schreiben, Rechnen und übersichtliche Kenntnis der wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren. Der Hauptunterrichtsgegenstand der Lateinschulen war die lateinische Sprache. Sie bereiteten sowohl diejenigen vor, die später zur Universität gingen, als auch jene, die ein Gewerbe ergreifen wollten. Und eine solche Schule war in dem ständig anwachsenden Offenbach nachgerade zum Bedürfnis geworden. Als darum der Hofprediger Bröske, ein ungemein begabter und vielgereister Mann mit kräftiger Hand diesbezüglich ans Werk ging, machte Johann Philipp die weitgehendsten Versprechungen. Er sagte der künftigen Lateinschule zu: 12 Klafter Holz, alle Gebühren bei Heiraten und Taufen, einen Teil der Einschreibgebühren für Handwerkslehrlinge und den Lehrbrief, alle Gebühren für Tanz- und Spielscheine, die Einkünfte aus der Judensteuer u. s. w. u. s. w. Dennoch stellten sich der Schulgründung gar mancherlei Schwierigkeiten entgegen: das Isenburger Land war durch den 30jährigen Krieg zu sehr verarmt und konnte voraussichtlich die Schule aus eigenen Mitteln nicht erhalten. Bröske unternahm darum eine Reise ins Ausland und suchte Hilfe bei seinen dortigen Freunden. Der englische Hof versprach auch, die Schule mit Geldmitteln zu unterstützen. Nach der Rückkehr Bröskes wurde die Schule im Jahre 1691 eröffnet. Ihr erster Lehrer — Rektor genannt — war Heinrich Kuhaupt, ein Theologe aus der Pfalz; der zweite Lehrer erhielt den Titel Prorektor.

Die Schule war in dem damaligen Pfarrhaus in der Schloßstraße (jetzt No. 50) untergebracht, während für den Hofprediger Bröske ein neues Wohnhaus in der Herrnstraße (jetzt No. 59) erbaut wurde. Im Jahre 1708 kaufte Johann Philipp für 800 Gulden einen angefangenen steinernen Bau in der Herrnstraße. Er sollte ursprünglich für den Betrieb einer Glas- und Spiegelfabrik dienen, war aber etwas zu klein ausgefallen. Der Graf ließ ihn auf eigene Kosten vollenden und zu einem Schulhaus mit Lehrerwohnungen einrichten. Von der „Lateinischen Schule", für die das Haus zunächst bestimmt war, stammt der Name „Lateinisches Schulhaus".

Fünf Jahre nach Gründung der Lateinschule konnten die ersten Schüler zu Studenten ernannt werden. Ihnen wurden noch 1 Jahr lang wissenschaftliche Vorlesungen gehalten; darauf bezogen sie die Universität. Die Offenbacher Lateinschule erwarb sich bald einen großen Ruf. Nicht nur aus der Umgebung kamen Schüler, sondern auch aus weiter Ferne: von Bremen und Augsburg, aus Württemberg, aus der Pfalz und der Schweiz. Sie waren vielfach bei den Rektoren und Lehrern in Kost und Wohnung, zumal diese bei ihrem äußerst bescheidenen Einkommen — der Rektor erhielt nur 150 Gulden jährlich — auf Annahme von Pensionären und Erteilung von Privatstunden förmlich angewiesen waren.

Neben der Lateinischen Schule gab es auch eine Volksschule, damals „Deutsche Schule" genannt. Ueber ihre ersten Anfänge wissen wir zwar nichts Bestimmtes, doch werden dieselben sicherlich mindestens 100 Jahre vor Gründung der Lateinschule zu suchen sein. Wurde doch schon im Jahre 1598 für die Grafschaft Isenburg eine Kirchenverordnung erlassen, in der die Eltern ermahnt werden, ihre Kinder fleißig zur Schule anzuhalten. Es wird also wahrscheinlich auch in Offenbach zu jener Zeit eine Schule bestanden haben. Aber erst seit Gründung der Lateinschule besitzen wir bestimmte Nachrichten über die Offenbacher Volksschule. An ihr war zu jener Zeit ein Lehrer angestellt, später kam ein zweiter hinzu. Von da ab wurden Knaben und Mädchen, die vorher vereinigt waren, getrennt unterrichtet. Die Unterrichtszeit der „Deutschen Schule" betrug vormittags und nachmittags je zwei Stunden. Die Unterrichtsfächer waren dieselben wie in den alten Schreibschulen: Gebet, Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen. Der Knabenlehrer hatte außerdem mit seinen Kindern und den Schülern der Lateinschule die Kirchenlieder einzuüben, die beim Gottesdienste, bei Trauungen und Leichenbegängnissen gesungen wurden. Als später der Zeichenunterricht eingeführt wurde, mußte er von den teilnehmenden Schülern besonders bezahlt werden; ein Maler war als Zeichenlehrer angestellt. Das älteste Schulhaus der „Deutschen Schule" lag in der Sandgasse. Als das „Lateinische Schulhaus" bezogen wurde, fanden auch die zwei Klassen der „Deutschen Schule" darin Unterkunft. Das Einkommen des Knabenlehrers bestand in 40 Gulden, 8 Achtel Korn von dem Grafen, freier Wohnung im Schulhaus, Brennholz aus der Bieger Mark und Nebeneinkünften bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen. Da er aber auch die lateinischen Anfangsgründe solchen Schülern seiner Klasse beizubringen hatte, die später in die Lateinschule überzutreten gedachten, so erhielt er dafür eine besondere Vergütung von 20 Gulden und den Titel Konrektor. Der Mädchenlehrer wurde Präzeptor genannt. Er bezog gar keinen festen Gehalt, sondern

erhob Schulgeld. Es betrug 1 Gulden jährlich für jedes Kind. Dazu kamen noch 20 Kreuzer Holzgeld; statt dessen aber konnte jede Schülerin im Winter vormittags und nachmittags ein Scheit Holz mitbringen. Da der Gehalt der Lehrer sehr gering war, so betrieben sie zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes nebenbei noch ein Handwerk; sie waren Uhrmacher, Knopfmacher, Schneider u. s. w. Als die Kinderzahl immer größer ward, stellte man einen dritten Lehrer an; er hieß der Untermeister. Seine Aufgabe bestand darin, den Kindern (Knaben und Mädchen zusammen) das ABC beizubringen; dann erst traten diese in die Klassen des Konrektors und Präzeptors ein. Der „Deutschen Schule" waren aber die inzwischen entstandenen Winkelschulen, die von Leuten ohne Befähigung gegründet worden waren, sehr nachteilig. So war z. B. der Unterricht für die Knaben der „Deutschen Schule" unentgeltlich. Nun wurde mit einem Male auch von jedem Knaben jährlich 1 Gulden Schulgeld erhoben. Dieser Betrag mußte bezahlt werden, einerlei ob die Kinder regelmäßig kamen oder nicht. Darum schickten die Eltern ihre Kinder lieber in die Winkelschulen; hier wurde nur für den besuchten Unterricht Schulgeld erhoben. Hatten die Eltern also gerade kein Geld, so behielten sie ihre Kinder längere oder kürzere Zeit zu Hause. Die „Deutsche Schule" ging deshalb bedeutend zurück. Man schaffte daraufhin das Schulgeld für die Knaben wieder ab, verbot aber auch zugleich sämtliche Winkelschulen, wodurch der „Deutschen Schule" ein guter Dienst erwiesen wurde. Es war diese nach unseren heutigen Begriffen immer noch eine recht mangelhafte Volksschule; zwar hatte auch die Lateinschule alle Gebrechen jener Zeit an sich, immerhin aber bildeten beide die Grundlage, auf der ein besseres Schulsystem im Laufe der Jahre aufgebaut werden konnte. Johann Philipp hatte mithin einen Teil seiner vornehmsten Regentenaufgaben gelöst: er hatte die notwendigsten Vorbedingungen geschaffen zur Verbreitung von Bildung und Gesittung unter seinem Volke und insonderheit unter seinen Residenzlern.

Doch auch zur Erreichung eines andern edlen Zieles, das der Graf sich gesteckt hatte, sollten in dem zur Neige gehenden 17. Jahrhundert noch rasch die Wege geschaufelt werden; es hieß: Hebung der Residenz Offenbach durch Umgestaltung der Erwerbsthätigkeit ihrer Bewohner. Hatte Johann Philipp, wie bereits erwähnt, durch Heranziehung von Handwerkern, von Schreinern, Schlossern, Schneidern, Zimmerleuten, Maurern, Schmieden u. s. w. zum Teil schon einen Umschwung in der Beschäftigungsweise herbeigeführt, so erkannte er doch bald, daß seine an belebter Wasserstraße, zwischen verkehrsreichen Handelsstädten so günstig gelegene Residenz ausschließlich dem Handel und dem Gewerbe in den

Dienst gestellt werden müsse. Sein klarer Blick sagte ihm, daß Offenbach durch Umgestaltung in einen Industrieort weit rascher von den Nachwehen des schrecklichen Kriegselendes befreit und zu einem blühenden Gemeinwesen erhoben würde, als durch das Fortschreiten auf dem langsameren, doppelspurigen Wege der wenig ergiebigen Landwirtschaft und des zunftmäßigen Handwerks. Aber auf welche Weise diesen Plan verwirklichen? Woher die kunstfertigen und geübten Hände nehmen, zumal in einer Zeit, die an Arbeitskräften keinen Ueberfluß hatte? Doch eine passende Gelegenheit sollte sich unerwartet schnell bieten, und merkwürdigerweise, die religiöse Unduldsamkeit, die vorher in wildem Kriege dem Lande so tiefe Wunden geschlagen, sie selbst gab wieder — freilich ungewollt — dem Grafen die Mittel zur Heilung in die Hand; der veranlassende Teil aber war der vergöttertste aller Könige, dessen Name jedoch mit blutigen Lettern in der Geschichte unseres Vaterlandes verzeichnet ist: Ludwig XIV. von Frankreich.

Dieser allmächtige „Jupiter von Versailles" war in seinen späteren Jahren der Frömmelei verfallen. Unter dem Einfluß der nicht minder frömmelnden Madame de Maintenon und sonstiger Ratgeber hob er im Jahre 1685 das Edikt von Nantes auf, das den Reformierten seines Landes — Hugenotten genannt — gleiche Rechte mit den Katholiken zugesichert hatte. Damit war über die Anhänger der Reformation in Frankreich der Stab gebrochen. Um nun einerseits ihren Glauben nicht preiszugeben, andererseits aber auch einer neuen Hugenottenschlächterei nicht zum Opfer zu fallen, kehrten über eine halbe Million der Reformierten dem französischen Boden den Rücken, in der Hoffnung, in den Nachbarstaaten — vornehmlich in der Schweiz — eine bessere Heimat zu finden. Da aber Tag für Tag ganze Scharen bettelarmer Flüchtlinge ankamen und die gastliche Schweiz förmlich überfluteten, so hätten denn doch Staatssäckel und Privatgeldbeutel der Schweizer unerschöpfliche Goldgruben sein müssen, um die Verausgabung für den Unterhalt des Zuzugs auf die Dauer ertragen zu können. Viele der Eingewanderten wurden deshalb mit der Weisung bedacht, sobald als irgend möglich sich anderweitig nach Wohnplätzen umzusehen.

Unter diesem Druck der Verhältnisse kam auch anfangs Juli 1698 ein gewisser Kapitän de Calmelz in unsere Heimat — vielleicht hatte er von der früheren freundlichen Aufnahme der Wallonen und Niederländer gehört — und bat den Grafen Johann Philipp um eine Wohnstätte für sich und seine Glaubensbrüder.

Nun war für den Grafen der richtige Zeitpunkt gekommen: die Hilfesuchenden waren zumeist Gewerbtreibende; durch ihre Ansiedelung gedachte er seinen Lieblingsplan verwirklichen zu können. Bedingungslos unterzeichnete darum Johann Philipp die von Kapitän

de Calmelz eingereichte Schrift, die einem als Bittgesuch aber gar sonderlich anmutet, wenn darin bei aller „Anspruchslosigkeit" der Unterkunftsuchenden gewünscht wird:

Mitbenutzung der Offenbacher Pfarrkirche;

Platz und Material zur Errichtung eines Hospitals;

Plätze und Materialien zum Häuserbau; Eigentumsrecht auf diese Häuser und Befreiung derselben von allen Steuern auf 10 Jahre;

völlig freies Verfügungsrecht über sämtliche Güter der Einwanderer;

vollständige Freiheit im Kauf und Verkauf;

Befreiung von den Vorschriften der Zünfte, Meisterschaften und sonstigen Gewohnheiten des Landes;

Bildung von Zünften nach eigener Manier;

volle Freiheit in der Errichtung von Manufakturen in Seiden, Leinen, Wollen u. s. w.;

selbständige Entscheidung in Streitfällen; in Kriminalfällen dagegen entscheidet das gräfliche Gericht;

Schlichtung von Streitigkeiten zwischen beiden Nationen durch eine gleichmäßig eingesetzte Kommission; kann so der Streit nicht beigelegt werden, dann entscheidet der Graf;

nach Ablauf der 10 Steuerfreiheitsjahre zahlt jeder Ansiedler 8 fl. jährlichen Zins für einen Platz und eine Familie; sonst aber bleibt er von jeder Steuer bis in alle Zukunft befreit;

kostenlose Errichtung eines Wirtshauses und eines Schlachthauses; für beide wird eine bestimmte Abgabe bezahlt;

Erbauung von 3 Backöfen ohne jegliche Steuerbelastung;

Errichtung von 2 Ziegelhütten; Steuer wird nur für die Ziegel bezahlt, die an Nichtfranzosen abgegeben werden; der Graf aber hat in jedem Falle die Thonerde zu liefern.

Angesichts solch verlockender Privilegien, bei deren Unterzeichnung seitens des Grafen wohl auch dessen Mitleid entscheidend eingegriffen haben mag, herrschte begreiflicherweise helle Freude unter den Bittstellern. Sofort nahmen einige Familien den bereit stehenden Wanderstab und gelangten schon im Herbste 1698 in Offenbach an; die Hauptmasse jedoch überwinterte noch in der Schweiz, um in den schönen Tagen des Lenzes einer schön geträumten Zukunft entgegenzugehen. Eitler Traum für viele! Nach langer, mühsamer Wanderschaft kamen die Réfugiés — wie die französischen Flüchtlinge genannt wurden — anfangs Juni 1699 hier an und gründeten unter ihrem 68jährigen Pfarrer Isaac de Bermond die französisch-reformierte Gemeinde.

Damit hatte allerdings das religiös-kirchliche Bedürfnis der Offenbacher Franzosen Befriedigung gefunden; wie stand es aber mit ihrem leiblichen Wohlergehen? Nichts hatten sie mitgebracht als das nackte Leben und die Kunstfertigkeit ihrer Hände; ihnen fehlte gerade die allererste Vorbedingung zur dauernden Ansiedelung, zum Bau der Häuser, zur Gründung von Geschäften, zur Errichtung von Fabriken: Geld, viel Geld. Statt dessen starrte ihnen überall gähnende Leere, bittere Armut entgegen. Gewiß, gar mancherlei Unterstützung wurde den Ankömmlingen ja zu teil. Der edelmütige Graf nahm sich ihrer an, soweit es in seinen Kräften stand; in den Häusern der Deutschen fanden sie für den ersten Augenblick notdürftige Unterkunft; sie selbst aber bestritten ihren Unterhalt so gut und so schlecht es eben ging. Doch die Vertröstung auf bessere Zeiten, die ihnen im Hinblick auf eine englisch-holländische Kollekte erblühen sollten, blieb, was sie war: ein Trost.

Gleichzeitig mit der Einwanderung der Réfugiés ergoß sich nämlich ein breiter Strom Waldenser*) — in der Hauptsache Ackerbautreibende — über Deutschland. In Württemberg, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, in der Landgrafschaft Hanau und in anderen Staaten waren ihnen zuvor Siedelorte und Aecker zur Urbarmachung unter der Bedingung garantiert, daß sie die nötige Geldsumme beibrächten zu ihrem Unterhalt, zum Bau der Häuser, zum Ankauf der Möbel, der Gerätschaften und des Viehes. Um diese Angelegenheiten der Emigranten — namentlich der Waldenser — im südlichen Deutschland zu regeln, kam der niederländische Gesandte von Valkenier nach Frankfurt a. M. Von hier aus hatte er zugleich die Verteilung der großen Kollekte anzuordnen, die in England und Holland zu Gunsten der reformierten Glaubensflüchtlinge veranstaltet worden war. Da jedoch dem Gesandten besonders das Wohl der Waldenser am Herzen lag, brachte er es zuwege, daß diesen der Löwenanteil der großen Kollekte zufiel, während die Offenbacher Réfugiés mit einem winzigen Bröcklein zur Abwendung der allerbittersten Not abgespeist wurden. Auf die Vorstellungen Johann Philipps und seiner neuen Unterthanen hin drückte sich Herr von Valkenier mit der wohlfeilen Ausrede vorbei, daß er nur Ordre habe, sich der Waldenser anzunehmen. Und damit nicht genug! Er befahl sogar den ackerbautreibenden Réfugiés, die sich bei ihrem Abmarsche aus der Schweiz den Waldensern angeschlossen hatten, „anderswo bei Fürsten und Ständen ihre Etablissements zu suchen". Durch dieses Ausweisungsdekret war den Réfugiés von neuem der Stuhl vor die Thür gesetzt. In ihrer Not kamen 5 oder 6 Familien vor die Thore des Offen-

*) Anhänger des Reformators Petrus Waldus, gestorben zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

bacher Schlosses und baten den allezeit hilfsbereiten Grafen um etwas Land zum Feldbau. Sie wollten schon mit dem Stück vorlieb nehmen, das ihnen als eine eingegangene Meierei bezeichnet worden war. Der Graf meinte aber, der Boden sei daselbst zu schlecht und überließ ihnen deshalb ein weit besseres Gebiet mitten im Walde an der Landstraße von Frankfurt nach Darmstadt, „damit sie nicht alle ihre gehabte Mühe, Hoffnung und Unkosten verlören und dazu noch in den bösen Ruf kämen, als ob sie Ueberläufer wären, die nirgends gut thäten und darum das Land verlassen müßten." Dieser neue Beweis gräflichen Wohlwollens hätte aber ums Haar der Offenbacher französischen Gemeinde das Leben gekostet. Denn 20 bis 25 Familien derselben, jeglicher Mittel zur dauernden gewerblichen Niederlassung bar, schlossen sich den Ackerleuten an, da ihnen dort wenigstens Platz für Haus und Garten, Aecker und Wiesen in Aussicht standen. Zudem versprach der Graf, auf seine Kosten Gebäude zu errichten und sie den Kolonisten auf Zins zu überlassen. So entstand im Jahre 1699 Neu-Isenburg, auch Philippsdorf genannt. Diese Begünstigung der Réfugiés ging jedoch dem Herrn von Valkenier und seinen Schützlingen — den Waldensern der Umgebung — sehr wider den Strich, letzteren namentlich deshalb, weil die Franzosen jetzt „ein hundertmal besseres Erdreich als das ihrige" hatten. Bald war man drauf und dran, die unbequeme französische Nachbarschaft auf irgend eine Weise los zu werden, es brauchte ja gerade keine »honnête manière« zu sein. Doch umsonst! Der Graf sagte kurz und bündig, daß es nicht seine Gewohnheit sei, heute etwas zu versprechen und des andern Tags es zu widerrufen. Und die nunmehr gewitzigten Réfugiés zogen einfach die Nutzanwendung aus ihren seitherigen Erfahrungen: von Valkeniers glänzende Versprechungen erschienen ihnen flau und wässerig, und seine Drohungen, ihnen keinen roten Heller zu bewilligen, machten nicht den geringsten Eindruck, da er ja die Franzosen bislang genügend in das Streckbett seiner Kollektenvorschriften gezwängt hatte. Neu-Isenburg entwickelte sich auch ohne die englisch-holländische Beihilfe so rasch, daß es im Jahre 1703 schon 68 Familien mit über 240 Köpfen zählte.

Die Offenbacher Kolonie aber konnte nicht leben und nicht sterben. Die meisten der ersten Einwanderer zogen im Hinblick auf die trostlose Zukunft wieder weg, wenige Neuankommende traten an ihre Stelle. So kam es, daß die Gemeinde gegen Ende des Jahres 1702 etwa noch 7—8 Familien zählte, darunter nur eine einzige aus dem Jahre 1699. Dieser Rest lebte in größter Verzweiflung dahin; ihr greiser Pfarrer Vermond aber verzagte nie, obwohl auch er stets von bitterster Armut verfolgt war. Endlich kam neues pulsierendes Leben in den totmüden Gemeinde-

körper. Zwischen Frühjahr und Sommer verließ nämlich ein neuer Trupp Réfugiés seinen bisherigen Wohnsitz und kam nach Offenbach, um sich daselbst niederzulassen. Dadurch war die Gemeinde nicht allein mit einem Male weit über das Doppelte angewachsen, sondern hatte mit dieser neuen Einwanderung solche Mitglieder erhalten, die wenigstens so kapitalkräftig waren, daß sie Werkstätten und Geschäfte errichten konnten und so durch ihre dauernde Ansiedelung einen festen Stamm der Gemeinde bildeten. Es existiert aus der Zeit dieses neuen Zuzugs eine Liste, die wahrscheinlich Mitte oder Ende Juli 1703 aufgestellt worden ist und uns über die damalige Mitgliederzahl der Gemeinde genaue Auskunft gibt. Sie war für einen englischen Gesandten aufgestellt, der als „Mitglied der Gesellschaft zur Austeilung der Kollekte für die armen Réfugierten, insbesondere der Waldenser", nach Deutschland gekommen war, um sich nach dem Zustande der einzelnen Kolonien daselbst zu erkundigen und dann in England darüber Bericht erstatten zu können. Da nun die Offenbacher französische Gemeinde hoffte, durch den Gesandten eine Aufbesserung der traurigen Lage der früheren Einwanderer herbeiführen zu können, so stellte sie ein ganz genaues Verzeichnis der hier ansässigen Flüchtlinge auf, indem sie dabei sorglich unterschied zwischen

a) solchen Familien, die zum Teil noch übrig waren von den zuerst nach Offenbach Gezogenen, „so sich aber wegen des so wenig erhaltenen Beistandes aller gegebenen Hoffnung, daß ihnen von Holländisch und Englischen Collekten Mittel, sich zu etablieren, gereichet werden sollten, beraubt und dadurch zumeist gezwungen gefunden, wieder hier ab und anderwärts zu gehen" und

b) solchen, die einige Zeit nachher nach Offenbach gekommen waren.

Die erste Abteilung umfaßt 53, die zweite 75 Personen; der damalige Bestand der französischen Gemeinschaft belief sich also auf 128 Personen, die sich auf 30 Familien verteilten. Die meisten der im Jahre 1703 Eingewanderten waren Wollfabrikanten und Strumpfweber. Diese Berufszweige herrschten auch in der Folgezeit noch so vor, daß beispielsweise im Jahre 1716 unter 35 Familienvorständen allein 20 Strumpfweber waren. Daneben gab es auch Seidenweber, Leinweber, Hutmacher, Posamentiere, Perückenmacher, Knopfmacher, Schuster, Bäcker, Wagner, Schreiner, Gerber, Gießer; später zogen noch hinzu: Fabrikanten in Taffet und Sarsche, Goldwirker, Goldarbeiter, Graveure, Färber, Uhrmacher, Schwertfeger u. a.

So sind also diese zuletzt eingewanderten Réfugiés im Verein mit den aus dem Schiffbruch der Zeiten Geretteten als die eigent-

lichen Väter der französisch-reformierten Gemeinde anzusehen. Für unser Offenbach sind sie aber auch noch mehr: die eigentlichen Gründer unserer Industrie. Zwar sind die aufgezählten Berufsarten der ehedem eingewanderten Franzosen zum Teil — und darunter gerade die Haupterwerbszweige — aus Offenbach verschwunden, so daß die heutige Industrie wesentlich andere Branchen aufweist, als die damals durch die Réfugiés vertretenen; es bleibt aber dennoch „das Verdienst dieser Fremden, in Offenbach die Industrie überhaupt eingeführt und der Stadt den Stempel des Gewerbfleißes und der industriellen Tüchtigkeit aufgedrückt zu haben, den sie heute zu ihrem Ruhme an der Stirne trägt." Das erste Blatt in dem Ruhmeskranze aber gebührt jenem Manne, der zur geeigneten Zeit die richtige Stelle erkannte, wo eingesetzt werden mußte, um auf den Trümmern des 30jährigen Krieges eine neue Kulturwelt aufzubauen. Es ist dies:

Graf Johann Philipp von Isenburg.

Im ersten Wachstum.

Die großen Feindseligkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, Lutheranern und Reformierten, Christen und Juden waren endlich teilweise eingestellt. Fürsten und Volk fingen an, sich zu besinnen, und die erlittenen harten Schicksalsschläge halfen dem Besinnen kräftig nach. Für den religiösen Frieden, die gegenseitige Achtung und die Erkenntnis der Gleichberechtigung aller Konfessionen war wenigstens einigermaßen freie Bahn geschaffen.

Auch in den Isenburger Landen war inzwischen Wandel eingetreten: Neben der reformierten Lehre, die seither als die allein seligmachende gebieterisch vorgeschrieben war, konnten jetzt gegenteilige Meinungen ebenfalls zur Geltung kommen. Freilich hatten in erster Linie die glaubensverwandten reformierten Franzosen liebevolle Aufnahme gefunden. Ihre anfänglichen Vorrechte waren 1705 bedeutend erweitert worden, namentlich in Bezug auf ihre kirchlichen Verhältnisse: Sie hatten Freiheit in der Wahl ihrer Pfarrer, Lehrer, Vorsänger, Vorleser; ihre Angestellten sollten alle Ehren, Vorteile und Vorrechte genießen, die auch den Deutschen in gleichen Aemtern gewähret waren, u. s. w. u. s. w. Der Pfarrer bezog seinen Gehalt anfangs aus den Niederlanden, doch gab der Graf einen Zuschuß an Holz und Korn. 1706 wurde ein Pfarrhaus gebaut; es stand an der Ecke der Dom- und Herrnstraße (jetzt Domstraße No. 1). Die Baukosten wurden größtenteils von den Niederlanden bestritten, während der Graf den Platz

gestellt hatte. Seine allzugroße Hilfsbereitschaft in jeglicher Angelegenheit der französischen Gemeinde mag aber Johann Philipp vielleicht doch hie und da bereut haben, besonders als in den Jahren 1710 und 1711 zwischen dem Pfarrer Le Fevre und der Gemeinde ein unerquicklicher Streit ausbrach. Denn mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht mußte der Graf dazwischen fahren, da die Franzosen seine Anordnungen in diesem Zwist als eine Vergewaltigung ihrer verbrieften Rechte betrachteten und dementsprechend vorgingen. Wohl oder übel waren die Ansiedler doch schließlich gezwungen, sich den diesbezüglichen Erlassen Johann Philipps fügsam anzubequemen; dadurch haben sie die Kolonie vor dem abermals drohenden Zusammenbruch bewahrt.

Neuen Zuwachs erhielt die Gemeinde im Jahre 1712. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte nämlich flüchtigen Waldensern erlaubt, sich in dem zwischen Frankfurt und Mainz gelegenen Orte Kelsterbach anzusiedeln. Da jedoch zwischen ihnen und den Bewohnern des Ortes allerlei Feindseligkeiten ausbrachen, so zogen viele Waldenser wieder weg. Der letzte Rest derselben kam nach Offenbach und wußte den Grafen zu bewegen, ihnen die Niederlassung daselbst und auch zugleich alle Rechte der Franzosen zu gewähren. Außerdem überließ ihnen der Graf, da sie vorgaben, in der Hauptsache ackerbautreibende Leute zu sein, je 10 Morgen Land für eine Familie auf dem sogenannten Bugrain; hierfür mußten sie aber von allem Anfang an einen mäßigen Zins zahlen. Nach ihrer Uebersiedelung nach Offenbach traten zwar die Waldenser der französischen Gemeinde bei, wollten sich jedoch vielfach den Anordnungen derselben nicht fügen. Erst als der Graf ihnen die Weisung erteilte, „daß sie, da sie sich nun einmal der französischen Gemeinde angeschlossen, auch in alles einzuwilligen hätten, was die Mehrheit verlange", gaben sie ihren Widerstand auf. Mit der Zeit sind denn beide Gemeinschaften, die ursprünglich nur in losem Zusammenhange standen, ganz miteinander verschmolzen.

Durch das Anwachsen der französisch reformierten Gemeinde war denn auch der Gedanke wach geworden, eine eigene Kirche zu besitzen; schon 1718 war sie soweit fertig gestellt, daß der Prediger David Jordan den ersten Gottesdienst darin abhalten konnte. 56 Jahre hindurch blieb sie jedoch ohne Orgel, und Glocken hat sie bis heute noch nicht. — In den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts brach nochmals eine schlimme Zeit für die Gemeinde herein; das Geschäftsleben stockte, schwere Kriegslasten drückten, und die Unterstützungen aus den Niederlanden blieben aus. Doch auch diesen Sturm hat sie zum Segen unserer Vaterstadt glücklich überstanden.

Eine weitere Zunahme der Bevölkerung Offenbachs erfolgte durch den Zuzug von Juden. Bekanntlich waren dieselben nach mittelalterlichen Gesetzen nicht überall geduldet; sie waren überhaupt rechtlos und standen als „Kammerknechte“ des Kaisers unmittelbar unter dessen Schutz. Daher erhob er von ihnen eine „Judensteuer“, die nach Mitteilungen aus der Stadt Frankfurt jährlich 1 Gulden für jeden Juden betrug, der über 13 Jahre alt war. Diese Judensteuer wurde von den sogenannten Judenbeamten — zumeist hohe Adelige oder Ritter — beigetrieben. Der oberste Judenvogt in Deutschland war der Kurfürst von Mainz, der für seine Mühewaltung $^1/_{10}$ der ganzen Judensteuer erhielt und außerdem die Judenschaft in manchen Städten und Gauen zum Lehen hatte, z. B. in Frankfurt, Seligenstadt, im Bachgau u. a. Manche Städte kauften aber später die Judeneinkünfte für sich zurück, so z. B. die Stadt Frankfurt, die 7500 Gulden dafür bezahlte.

Auch die Grafen von Isenburg hatten sich schon frühzeitig das Recht erworben, für Schutz und Duldung der Juden eine Steuer zu erheben. In Offenbach, wo die Juden unter Johann Philipp 1702 die Kleine Judengasse (jetzt Kleine Marktstraße) und 1708 die Große Judengasse (jetzt Große Marktstraße) anlegten, betrug die Judensteuer 3 Gulden für jedes Gemeindemitglied. Außerdem hatte die Gemeinde noch eine jährliche Gesamtabgabe von 18 Gulden zu entrichten, wofür ihr das Recht eingeräumt war, gottesdienstliche Versammlungen abzuhalten. Die Judengemeinde im Hain wurde für das gleiche Recht mit 10 Gulden und die zu Urberach mit 5 Gulden herangezogen. Alle diese Judengelder legte Johann Philipp zu den Einkünften der Lateinschule, wohin auch der sogenannte Leibzoll geflossen zu sein scheint, der in Offenbach — wie auch an andern Orten — von jedem des Weges daherkommenden Juden noch besonders erhoben wurde.

Mit der Kleinen Judengasse wurden 1702 noch angelegt: der Marktplatz, auf dem schon vom folgenden Jahre an wöchentlich 2 Märkte abgehalten wurden; die Frankfurter Straße vom Markt bis zum Frankfurter Thor; die Fünfhäusergasse und der Große Biergrund. Seinen Namen erhielt dieser nach einer Brauerei, die dort gestanden haben muß, wie denn auch in den 1705 erneuerten Privilegien der französischen Gemeinde von einem Platz „derrière la grande Brasserie“ gesprochen wird, der wegen des dort fließenden Wassers vorzugsweise zu Gewerbebetrieben geeignet sei. Der Kleine Biergrund aber entstand erst 1708 als Verbindungsstraße zwischen dem Großen Biergrund und dem Marktplatz.

Da nun bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung Offenbachs auch die Zahl seiner Ortsarmen sich steigerte, wurde auf Wunsch des Grafen im Jahre 1714 ein Armen- und Waisenhaus

errichtet. Es war ein langes Gebäude in der heutigen Bieberer Straße, das bei der jetzigen Nummer 24 anfing und an der Fünfhäusergasse endigte. Zur Bestreitung der Kosten gestattete Johann Philipp 2 Lotterien unter der Bedingung, daß jedesmal der zehnte Pfennig dem Armenhausbau zu gute komme. Später, als die Ortsarmen anderweitig untergebracht werden konnten, wurden in dem Gebäude, das den Namen „Armenhauß" noch lange Zeit hinaus behielt, die Seidenfärberei von André und die Gerberei von Gerhard betrieben. Etwa 100 Jahre nach seiner Errichtung diente es als Kaserne. Bei seiner Niederlegung wurde zugleich der Große Biergrund nach der Biebererstraße hin geöffnet; vorher war er durch die sogenannte „Alte Kaserne" versperrt.

Aus all diesen Darlegungen erkennen wir wohl zur Genüge, wie Graf Johann Philipp aufs eifrigste bestrebt war, seine Regierungszeit zu einer recht segensreichen zu gestalten. Bei seinem Tode (1718) war denn auch Offenbach nach allen Richtungen hin in der besten Entwickelung begriffen. An Seelenzahl hatte es ums Doppelte zugenommen.

Im ersten Wachstum.

Die großen Feindseligkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, Lutheranern und Reformierten, Christen und Juden waren endlich teilweise eingestellt. Fürsten und Volk fingen an, sich zu besinnen, und die erlittenen harten Schicksalsschläge halfen dem Besinnen kräftig nach. Für den religiösen Frieden, die gegenseitige Achtung und die Erkenntnis der Gleichberechtigung aller Konfessionen war wenigstens einigermaßen freie Bahn geschaffen.

Auch in den Isenburger Landen war inzwischen Wandel eingetreten: Neben der reformierten Lehre, die seither als die allein seligmachende gebieterisch vorgeschrieben war, konnten jetzt gegenteilige Meinungen ebenfalls zur Geltung kommen. Freilich hatten in erster Linie die glaubensverwandten reformierten Franzosen liebevolle Aufnahme gefunden. Ihre anfänglichen Vorrechte waren 1705 bedeutend erweitert worden, namentlich in Bezug auf ihre kirchlichen Verhältnisse: Sie hatten Freiheit in der Wahl ihrer Pfarrer, Lehrer, Vorsänger, Vorleser; ihre Angestellten sollten alle Ehren, Vorteile und Vorrechte genießen, die auch den Deutschen in gleichen Aemtern gewähret waren, u. s. w. u. s. w. Der Pfarrer bezog seinen Gehalt anfangs aus den Niederlanden, doch gab der Graf einen Zuschuß an Holz und Korn. 1706 wurde ein Pfarrhaus gebaut; es stand an der Ecke der Dom- und Herrnstraße (jetzt Domstraße No. 1). Die Baukosten wurden größtenteils von den Niederlanden bestritten, während der Graf den Platz

ein Rathaus. Man baute es auf die Westseite des Marktplatzes, wo jetzt das Seelmann'sche Geschäft ist, riß es aber nach Erwerbung des heutigen Stadthauses (1858) wieder ab. Auf der Vorderseite des Rathauses war eine Sandsteintafel eingemauert, die folgende Inschrift trug:

1725 den 9. August

Ward hier der erste Stein zur Melwag eingelegt,
Hiernächst Graf Wolfgang Ernst zur milden Gnad bewegt,
Daß die Gemeinde darf ein Rathaus drüber bauen.
Gott gebe Glück dazu,
So kann man hier in Fried' und Ruh,
Mit Rath und That auf das gemeine Beste schauen.

Oberschultheiß: Joh. Caspar Schneider;
Gerichtsschöff: Joh. Merte;
Conrad Huld, J. G. Häfner, Lammersdorf, Neidhard, Vorsteher.

Aus dieser Inschrift geht hervor, daß das Rathaus „zweiherrlich" war; im Erdgeschoß befand sich die isenburgische Mehlwage und im obern Stockwerk die Offenbacher Verwaltungsbehörde: der Schultheiß und die Schöffen. Ersterer hatte als Gemeindeoberhaupt auch das Ortssiegel zu führen. Dieses zeigte uns im Jahr 1639 einen Eichbaum — vielleicht mag ihm die böse Zeit des 30jährigen Krieges die magere Gestalt verliehen haben — mit zwei Schößlingen am Fuße des Stammes:

Die Inschrift heißt wohl: **S**chultheißen- (bezw. **S**chöffen-) **S**iegel **Z**u **O**ffen **B**ach.

Auch späterhin findet sich der Eichbaum noch im Schultheißensiegel vor, doch sind Stamm und Wurzeln kräftiger geworden, und aus dem Fuße des ersteren selber treten zu beiden Seiten die Ansätze zu zwei neuen Stämmen mit je einer Eichel hervor. Die Inschrift lautet: Insigl: der Schulth: u: Ger: Schof: z: Offenbach.

Und wie sieht der Baum heute aus? Ein jeder kennt ihn als das jetzige Offenbacher Stadtwappen:

Nicht immer aber war der mächtige Eichbaum mit seinen beiden Seitentrieben das Wappen unserer Vaterstadt. Merian zeigt uns auf seinem Bilde ein anderes, über dessen Entstehung folgende niedliche Sage geht: Einst geschah es, daß Karl der Große im Reichsbannforst von Dreieich eine Jagd abhielt. Wie er nun einem prächtigen Hirsch nachsetzt, gerät er immer tiefer in den Wald; niemand hat ihm folgen können. Da steht nun der Kaiser allein mitten in der Wildnis. Er späht nach einem Ausgang; vergeblich! Trostlos im Dickicht umherirrend, stößt er ins Horn, das ihm an der Hüfte hängt; aber niemand antwortet. Nur ein einsamer Köhler, der in der Nähe seinen Meiler aufgerichtet hat, hört den Ruf. Er geht ihm nach, trifft den hilfesuchenden Kaiser und bietet sich ihm als Führer an. Zum Danke dafür schenkt Karl seinem Retter ein Stück Land am Ausgange des Waldes, dicht am Mainstrom und heißt ihn hier eine Siedelung anlegen. Und als er ihn noch dazu in den Adelstand erheben will, fehlt ihm das rechte Wappen. Flugs fährt der Köhler mit seinen rußigen Fingern über eine auf dem Boden liegende weiße Steinplatte und sagt: „Das soll mein Wappen sein!“ Der also Geadelte aber war der älteste Ahnherr der Isenburger und zugleich der Begründer von Offenbach. Und sein Wappen? Hier ist's:

Soweit die Sage! Das Wappenschild aber ist in Wirklichkeit das älteste Wappen unserer Vaterstadt. Pirazzi meint jedoch dazu: „In weißem Felde zwei „gewässerte Querbalken“; die wag- oder wasserrechte Schraffierung derselben bezeichnet in der Heraldik die

Farbe des Wassers: Blau. Also zwei wagrechte blaue Balken in weißem Felde sind das Wappen von Offenbach! Daß Blau-Weiß die Farben unserer Stadt sind, war übrigens ja schon längst und allgemein bekannt.“ Wie es aber kam, daß das alte Wappen durch das jetzige verdrängt wurde, darüber schweigt die Geschichte. Möglich, daß die Eiche mit ihren Schößlingen uns jederzeit an Dreieich erinnern soll, mit dem ja unser Ort so lange innig verbunden war! Möglich auch, daß man die kräftige, echt germanische Eiche, aus deren abgehauenen Stümpfen sogar noch neues Leben sproßt, als das schönste Symbol für ein städtisches Gemeinwesen ansah! Möglich aber auch, daß der Eichbaum das älteste Gerichtssiegel der Bebraer Mark war, und daß Offenbach als Hauptort derselben dieses Siegel zu führen hatte, um es dann für sich zunächst als Amtssiegel der Schultheißen und später auch als Wappen beizubehalten. Da jedoch die Schultheißen und Schöffen nicht allein die Verwaltung zu leiten, sondern auch die Ortspolizei und niedere Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, so war das Amtssiegel auch zugleich ein Gerichtssiegel, ja allem Anscheine nach in erster Linie ein solches. Denn die erwähnte Sandsteinplatte an der Stirnseite des alten Rathauses*) zeigt über der dort genannten Inschrift einen Eichbaum mit den beiden Trieben; rechts und links vom Baume aber steht geschrieben:

Offen	bacher
Gericht	Sigel.

Die Amtsthätigkeit der Schultheißen und Schöffen erstreckte sich jedoch nur auf die altangesessene Bürgerschaft, die sogenannte Altgemeinde, während die Neugemeinde, d. i. die im Laufe der Jahre eingewanderte Bevölkerung, der Oberleitung eines Amtmannes unterworfen war. Diese und manch andere Sonderstellung der Neubürger, namentlich die ihnen vom Hause Isenburg verliehenen Vorrechte, erweckten bald den Neid und die Eifersucht der Altbürger. Ja, die Gegensätze spitzten sich mit der Zeit derart zu, daß beide Gemeinden schließlich in schroffer Weise einander gegenüberstanden. Mit bäuerlichem Patrizierstolz blickten die Altbürger, die allen Grund und Boden in Händen hatten, auf die ihrer Ansicht nach viel minderwertigeren Neubürger herab; mit Argusaugen wachten sie darüber, daß aller Grundbesitz — soweit er nicht gräflich war — der Altgemeinde verblieb, und daß keinem Neubürger irgend welches Recht an Wald, Wasser und Weide in der Bieger Mark eingeräumt wurde.

Doch unaufhaltsam strebten die Neubürger, die zumeist Gewerbtreibende waren, empor; Offenbach war mit einem Male

*) Siehe Seite 88.

für unsere Gegend der Mittelpunkt des Kleingewerbes in seinen verschiedensten Formen geworden. Und mancher Ackerbautreibende, der mit oder ohne seine Schuld in Rückgang gekommen war, sah sich veranlaßt, seine Arbeitskraft dem Gewerbe zuzuwenden. Um das Gewerbe zu schützen und zu fördern, traten die einzelnen Berufsarten zu Vereinen oder Genossenschaften zusammen: sie bildeten nach dem Muster anderer Orte Innungen, Gilden, Zünfte. Die Thätigkeit derselben drehte sich in der Hauptsache um Wahrung der gewerblichen Interessen, um die Art des Handwerkbetriebs, um den Kleinhandel, um Ueberlassung von Platz, Licht, Wasser und allem, was zu gewerblichen Betrieben nötig erschien, um das Lehrlings- und Gesellenwesen, um Schutz gegen fremde Konkurrenz u. s. w. u. s. w. Und wenn auch der Zunftzwang vielfach die Grundlage zu einem nachgerade lächerlichen Spießbürgertum bildete, so war er doch zu jener Zeit für die Offenbacher Neubürger dazu angethan, durch die Einigkeit untereinander ihre Lage mehr und mehr zu heben. Immer kräftiger wurde die Neugemeinde durch die gegenseitige Unterstützung ihrer Glieder, immer größer ihr Bestand, bis sie zuletzt mit gleicher Macht der Altgemeinde entgegentreten konnte.

So hatten sich denn neben Pflug und Egge, neben Hacke und Karst der Webstuhl und die Werkbank einen Ehrenplatz errungen, den ihnen die altehrwürdigen Ackergeräte zuletzt gar nicht mehr streitig zu machen wagten. Das Gewerbe hatte nach kurzem Ringen die Oberhand bekommen; mit dem Ackerbau gings abwärts. Stets dasselbe Schauspiel! Ermattet sinkt der eine zu Boden, in seine Lücke rückt ein anderer ein! Offenbach, zu Ende des 17. Jahrhunderts noch ein reines Bauerndorf, stand im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts schon im Zeichen des Kleingewerbes in seinen verschiedensten Verzweigungen. An Stelle des Bauernkittels war immer kühner sich vorandrängend das Abzeichen des Handwerks und Kleingewerbes getreten:

das Schurzfell.

III.

Die Fabrikstadt.

Die Oberalten unserer Industrie.

Die mancherlei Rechte und Freiheiten, die Johann Philipp den zugezogenen Handwerkern und Gewerbetreibenden zugestanden, bildeten das wesentlichste Element in der Entwicklung des Offenbacher Kleingewerbes, das sich denn auch unter dieser Beihilfe in etwa einem Vierteljahrhundert zur Machthöhe des Ackerbaues, ja darüber hinaus, emporgeschwungen und dadurch eine stete Zunahme der Bevölkerung und ihres Wohlstandes herbeigeführt hatte. Und nun vollzog sich vom 2. Drittel des 18. Jahrhunderts an auf dem engen Boden unserer Heimatstadt derselbe kulturgeschichtliche Prozeß, wie er im Rahmen der allgemeinen Kulturentwicklung allerwärts früher oder später eintrat. Denn wo immer eine größere Anzahl von Menschen dichtgedrängt zusammenwohnt, da taucht ganz von selbst das Verlangen nach gleichartigen Gegenständen des Gebrauchs und Verbrauchs auf und je allgemeiner der Bedarf und je dringlicher die Nachfrage ist, um so eher tritt der Moment ein, wo Hausgewerbe und Handwerk durch den in mächtigeren Dimensionen arbeitenden Großbetrieb abgelöst und ersetzt werden. Und wie überall die vorhergehende Epoche der nachfolgenden die Vorbedingungen und Grundlagen schafft, so hatten auch die in Offenbach ansässigen Filz-, Strumpf- und Kappenwirker, die Plüsch- und Seidenweber ganz in dieser Richtung gearbeitet, indem sie einerseits durch Fleiß und Sparsamkeit die erforderliche Kapitalansammlung anbahnten und andererseits durch Gewöhnung der Bevölkerung an gewerbliche Arbeit das „Menschen-Material" zubereiteten, das damals in Ermangelung der Maschinen noch weit wichtiger war als heutzutage.

So lagen die gewerblichen Verhältnisse unseres Wohnortes im Jahre 1733, wo der zugewanderte Elsässer Nikolaus Bernard durch die Gründung einer Schnupftabakfabrik das erste großindustrielle Unternehmen hier ins Werk setzte. Mit Recht kann das genannte Jahr als die Geburtsstunde und der Gründer als der „älteste Ahnherr" der Offenbacher Industrie bezeichnet werden. Zu Nikolaus Bernard gesellte sich bald sein Bruder Heinrich, so daß die Firma, die übrigens sehr rasch zu hoher Blüte gelangte, einige Zeit Joh. Nik. und Joh. Heinr. Bernard hieß, um nachher in „Gebrüder Bernard" umgeändert zu werden, welchen Namen sie bekanntlich heute noch führt. Ihr Schnupftabak wurde ehedem in einer Windmühle gemahlen, deren runder Turm — später zu einer dort errichteten Zuckerfabrik gehörend — jetzt noch gegenüber der Villa Main-Pfalz in der Kaiserstraße steht.

Zur Zeit dieser Fabrikgründung regierte der schon früher erwähnte Graf Wolfgang Ernst III., der im Jahre 1744 von Kaiser Karl VII. in den Fürstenstand erhoben wurde und sich demzufolge von da ab Fürst Wolfgang Ernst I. nannte. Mit großem Interesse sah er dem Bernard'schen Unternehmen entgegen und bewilligte den Inhabern gleich von vornherein weitgehende Vorrechte. Auf ihn folgte Fürst Wolfgang Ernst II. (1759—1803). Dieser machte vor allem bei seinem Regierungsantritt Offenbach wieder zur Residenz. Doch wohnte er nicht in dem ihm zu düstern Schlosse am Main, sondern anfangs in dem heutigen Stadthaus und später in dem jetzigen Mönch'schen Hause am Aliceplatz, das er von seinem Verwandten, dem Fürsten Heinrich XIII. von Reuß-Greiz, im Jahre 1794 erworben hatte.*) Nach seinem Tode bewohnte seine Gemahlin noch bis zu ihrem Hinscheiden dieses Haus, weshalb es den Namen „Altfürstin-Haus" erhielt.

Fürst Wolfgang Ernst II., der übrigens schon dadurch von Bedeutung ist, daß er im Jahre 1794 in seinem Gebiete die Leibeigenschaft aufhob, was im Großherzogtum Hessen bekanntlich erst 1811 geschah, war während seiner ganzen Regierungszeit unablässig bemüht, seine Residenz Offenbach zu fördern und namentlich dem emporstrebenden Großgewerbe allen Vorschub zu leisten. Darum erneuerte er nicht nur alle Privilegien, die schon sein Vorgänger der Bernard'schen Fabrik eingeräumt hatte, sondern fügte denselben noch bedeutende Erweiterungen hinzu. Unter den teils alten, teils neuen Gerechtsamen sind besonders hervorzuheben: Freie Einfuhr aller Rohstoffe; freie Ausfuhr sämtlicher Erzeugnisse; das Recht

*) Das jetzige Stadthaus behielt aber der Fürst doch noch bei; so blieb z. B. die Küche dort; die Speisen mußten dann jedesmal über die Straße zur Tafel gebracht werden.

des alleinigen Betriebs einer derartigen Fabrik;*) Führung des fürstlichen Wappens auf der Etikette mit der Umschrift „Fürstlich Isenburgische privil. Schnupftabaksfabrik"; Befreiung von Grundzins und Abgaben für den Bauplatz auch bei Erweiterungen der Fabrik; jährliche Gesamtabgabe von nur 1 Gulden für den Inhaber der Fabrik und dessen ganze Familie; Unterstellung des Fabrikanten unter das Oberamt und nicht unter das Ortsschöffengericht; freier Wegzug von Offenbach ohne Abgabe des 10. Pfennigs; Befreiung von allen außergewöhnlichen Lasten; ähnliche Vorrechte für Arbeiter vom Auslande; das Recht der Nebenbeschäftigung für die Arbeiter u. s. w.

Kein Wunder darum, wenn angesichts solcher Vergünstigungen, die der Fürst auch den Unternehmern anderer Branchen in Aussicht stellte, nach und nach weitere Fabrikanlagen und Handlungshäuser in unserem Heimatorte erstanden, so daß von jetzt ab die stattliche Reihe der Offenbacher industriellen Großbetriebe beginnt, deren „Ahnentafel" Pirrazzi in seinem Werke „Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit" aufgestellt hat. Wir finden da verzeichnet:

Gebrüder Bernard, Schnupftabakfabrik. 1733.
Ant. Seb. Wörndel, Wachstuchfabrik. 1748.
Joh. Fleischmann, Lebkuchen und Pfeffernüsse. 1753.
J. A. André, Seidenfärberei. 1767.
Joh. André, Musikverlag und Notendruckerei. 1774.
Dick und Kirschten, Wagenfabrik. 1782.
Joh. Georg Frank, Schnupftabakdosenfabrik. 1785.
Jak. Wilh. Becker, Seifensiederei. 1787.
Geelvink, Krafft & Co., Rauchtabakfabrik. 1789.
Ewald & Gölzenleuchter, Weinhandlung. 1794.
Georgio Pirazzi, Fabrik und Import musikalischer Instrumentensaiten. 1798.
A. L. M. Pfaltz, Färberei. 1800.
Chr. Weintraud, Strumpfwirkerei. 1806.
Phil. Klein, Strumpf- und Börsenweberei. 1810.
Sprenger, Nippolt & Co., Bleiweißfabrik. 1811.
u. s. w. u. s. w.

Neben dieser Registrierung der ältesten Firmen ist aber noch zu erwähnen, daß eine Reihe von Buchdruckereien im Laufe jener Zeit entstand, und daß ferner die Schriftgießerei in ihren Anfängen und die Buchbinderei zu voller Blüte sich entwickelte, was alles wohl mit der damaligen buchhändlerischen Bedeutung Frankfurts

*) Dem Handelsmann Koch wurde z. B. das Gesuch um Errichtung einer zweiten Schnupftabakfabrik abgeschlagen.

in ursächlichem Zusammenhang gebracht werden darf. So soll, wie Königfeld in seiner „Geschichte und Topographie der Fabrik- und Handelsstadt Offenbach" berichtet, schon 1685 eine Buchdruckerei dahier bestanden haben; die betreffende Firma wird allerdings nicht genannt. Vom Jahre 1710 an wird die Gräfliche Hofbuchdruckerei von Bonaventure de Launoy erwähnt, und bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts werden teils neben-, teils nacheinander noch weitere 6 Druckerfirmen aufgezählt.

Aus einer derselben ist auch die älteste Zeitung unserer Stadt hervorgegangen. Je größer nämlich der Verkehr und je mannigfacher die Geschäfte wurden, desto mehr wuchs das Bedürfnis, eine eigene Zeitung zu besitzen. Sie sollte einesteils für Mitteilungen der Behörden, Fabrikanten und Geschäftsleute dienen, anderenteils aber auch den Bewohnern Offenbachs, sowie der Umgegend allerlei Neuigkeiten, belehrende und unterhaltende Artikel bringen. Da kam endlich der hiesige Buchdrucker Christlieb Lebrecht Reinheckel den wiederholten Bitten und Vorstellungen einiger seiner Mitbürger nach und ließ am 15. Januar 1773 zum Erstenmale eine Zeitung erscheinen. Sie hieß:

Offen- bacher
privile- girtes
Real- Frag-
und Anzeige-Blat.

Gewiß wird unsere Leser das Programm interessieren, das der Herausgeber in der ersten Nummer entwickelt. Hier ist es:

AVERTISSEMENT.

Das wollen wir uns gleich anfangs von unsern geneigten Lesern ausbitten; daß sie nicht für den Titul gegenwärtigen Blates erschrecken. Es soll kein blosser weltlicher Catechismus bleiben, worinnen man dem Publico die Frage allein beantwortet: Wie theuer? Was ist

zu verlehnen? Wo bekommt man dieſes oder jenes? Wer muß ſeine Hausgeräthe in alle Welt ſchicken? Wie viel Geld muß der Handwerker verdienen, wenn er die Woche viermal Fleiſch eſſen will? Wer hat einen lebendigen Hausſegen bekommen, oder einen Sarg machen laſſen? u. d. g. Alles dieſes ſoll freylich auch immer ganz genau beſorgt werden und jedesmal getreulich und ſonder Gefährde geſchehen: Aber es wird uns doch immer noch ſo viel Raum übrig bleiben, daß wir auch an unſere liebe Landleute denken können, welche die Zeitungen nicht halten, zuweilen doch auch gerne ein Wort zum Frieden oder Krieg reden und einander etwas erzählen wollen. Statt daß ſie ihren Kindern und ihrem Geſinde an denen langen Winterabenden die fabelhafte Geſchichte der Hexen in der Walburgsnacht, und Doctor Fauſtens Reiſen durch die Luft in der Geſellſchaft des leibhafftigen Teufels vorplaudern; den Kopf ihrer unſchuldigen Jugend mit Geſpenſtern und Poltergeiſtern und das Herz deſſelben mit einer altweibiſchen Furchtſamkeit anfüllen, welche oft einen traurigen Einfluß auf ihr ganzes Leben haben: ſo ſollen ſie, wenn ſie uns folgen wollen, in Zukunft ein bewährtes Mittel, wie man dieſe unangenehme Gäſte ganz aus ſeinem Haus verbannen könne, von uns lernen. Denn es iſt doch gewiß; was des Abends aus den Zeiten des ſeeligen Urgroßvaters von dergleichen Abendtheuer erzählt wurde, geſchieht die darauf folgende Nacht in den 4 Wänden des Urenkels noch einmal, und das hat oft der träumende Knecht oder die ſchwärmeriſche Magd mit leibhaften Augen geſehen.

Da verdienten wir alſo ſchon vielen Dank, wenn unſere Bauern-Söhne künftig ohne Licht des Abends zu Bette gingen und voll von nützlichen Betrachtungen über die Cörperwelt, ſich um die Geiſterwelt nicht mehr bekümmerten. Vorläufig wollen wir alſo unſere Hausvätter darauf zubereiten: Jeder der noch Monarch in ſeinen 4 Eckpoſten iſt, gebe die allerſtrengſten Befehle, daß in Zukunft nichts mehr von dergleichen Hexen oder Geſpenſter

Geschichten erzählet werden dörffe, und vertröste seinen geschwätzigen Nachbar auf unser Wochenblätgen. Da wollen wir für den Liebhaber uhralter Zeiten und für die Liebe zum neuen zugleich sorgen: Bald einen Ausfall in das Alterthum thun, wo die artige Herren noch Plunderhossen und Hufeissen auf den Schuhen trugen; erzählen wie arbeitsam und sparsam die Alten gewesen, unsern Bauernsöhnen Munterkeit predigen, ihnen erweisen, daß man nicht jedes neue Jahr einen neuen Hut und auf Ostern, eben einen neuen Rock brauchte: lernten bey dieser Gelegenheit unsere vornehmen Damen, daß die Cappuzen hinten auf dem Rücken auch ein unnöthiger Lumpen wären; so würden wir uns darüber auch so sehr nicht betrüben, wenn uns auch der Kaufmann aus Zorn für keinen Heller mehr borgen wollte.

Manchmal würden wir auch die Haushaltung unserer lieben Freunde auf dem Land visitiren und um die Erlaubnis ausbitten, die Schlüssel zu Garten, Küche, Keller, Stall und Scheuer ohne eine saure Mine wegnehmen zu dürfen; zu sagen, wo wir eine kleine Verbesserung wünschten, was abgeschafft und anders eingerichtet werden könte. Dafür wolten wir denn auch nicht unerkäntlich seyn, sie sollen von uns manches gutes Hausmittel erfahren, manches gedrucktes wohl approbirtes Kunststück, gute Reguln bey Säen und Pflanzen und dergleichen mehr, das sich nicht alles so leicht beschreiben läst erlernen.

Sie dauren uns auch gewaltig, die armen Leute, daß sie um Neuigkeiten zu erfahren erst den Sonnabend in die Stadt auf den Markt gehen und sichs manche Kanne Bier kosten lassen müssen, bis sie etwa von einem Stadt Knecht oder Bierbrauer erfahren: obs noch Krieg ist oder der Friede schon geschlossen, ob die unglaubigen Türken ihre Köpfe bald alle verlohren und man nicht weit mehr vom Marckte zu Jerusalem seye: In dieser Absicht wollen wir ihnen alle merkwürdige Neuigkeiten ganz kurz erzählen: Wir wissen schon, daß unsern lieben Freunden wenig daran gelegen ist, wo der Fluß liegt und wie er heißt der von

dem Blut der erschlagenen Türcken ganz roth gefärbt war, wenn nur die Köpfe brav geflogen sind! nach allen diesen wollen wir uns getreulich richten. Kurz wir versprechen vieles und wollen so viel halten als wir können.

Freylich finden sie heute noch sehr wenig; allein wir stossen auch nur in unsere Trompete und warten hernach bis das Publicum zusammen läuft, uns fragt: ob wir dieses oder jenes Stücken blasen können, und uns sagt, ob es uns wenigstens ein ganzes Jahr zuhören, fein ordentlich unsere Mühe bezahlen und uns etwas zu lösen geben will. Neuigkeiten hätten wir zwar schon einen Haufen, allein diese so umsonst hinzugeben, das lassen wir wohl bleiben. Sehen Sie unten in der Nota des Verlegers, da stehts mit klaren Worten, daß die zwei ersten Blätter keinen Heller werth seyn sollen, bis man sagt, daß man einen ganzen Jahrgang bezahlen wolle. Die Zahl derer welche sich melden werden, soll der Zahl der Neuigkeiten die wir erzählen wollen, schon im 2ten Blätgen vollkommen gleich seyn. Richten Sie sich darnach! kommen Sie ja nicht einzeln, sondern Schaarweise, und damit ein jeder recht deutlich wissen möge, was er uns insgeheim anvertrauen kann, und wir hernachmals drucken lassen dürfen, so sehe er hier unter den großen Strich auf die

---

NOTA.

Dieses in hiesiger Residenz gnädigst zu drucken erlaubte privilegirte Anzeige-Blat, wird alle Freytage Vormittag jedes Stück vor 4. Kreutzer, bey dem Verleger ausgegeben: Wer aber darauf zu pränumeriren beliebt, zahlet vor jedes halbe Jahr einen Gulden.

Neben denen Herrschaftlichen gnädigst anbefohlenen Rubriquen von Brod, Fleisch und andern zum Lebens-Unterhalt gehörigen Sachen, in hiesigen Fürstenthum und Landen, sollen sowohl vor Christen als vor die Judenschaft, nach angezeigter Ordnung, einen Platz finden, 1) alle öffentliche Kauf- und Verkaufungen, 2) Verlehnungen, oder

3) gesuchte Sachen zum Lehnen. Ferner, 4) die zum Verkauf verfertigte Waaren aller Profeßionisten und Künstler, wie nicht weniger 5) alle die Bedienungen suchende oder sich zu verdingen in Willen seyende Personen. Vor diese einzurückende Sachen zahlet man vor einmal vor eine Zeile einen Kreuzer, Dienstboten aber zahlen die Helfte, vor zweymal, doppelt, u. s. w.

Die Schulzen auf denen Ortschaften werden also ersucht, sich dieses Anzeigeblat zu Nutze zu machen, und es um diesen geringen Preiß anzuschaffen, und zwar zweymal, oder so vielmal als beliebig, und es aus der Gemeinde-Casse zu bezahlen, weil es allen Einwohnern zu wissen nöthig ist. Heut den 15. Jan. 1773. ist das Erste Blat, welches der Verleger denen Orts-Schultheisen umsonst zukommen läßt, wie auch das zweyte Stück heut über acht Tage; dann belieben sich selbige zu melden, was, und wie viel sie brauchen; die Continuation aber wird jederzeit angenehm werden. Auswärtige Liebhaber belieben gütigst an den Verleger franco zu schreiben.

Soweit das Programm des Herausgebers, das in Sprache und Inhalt so recht geeignet ist, uns in Großväterchens Zeiten zurückzuversetzen. Der Kuriosität halber möge nun auch die Nachbildung von zwei Seiten einer alten Nummer, die noch aufzutreiben war, ihren Platz in diesem Buche finden mit dem kleinen Unterschiede nur, daß das Original auf „geschöpftes" Papier gedruckt ist.

So wurde denn das „Wochenblätgen" bis zum Jahre 1812 — allerdings unterdessen in vergrößertem Format — wöchentlich einmal (Freitags) und von da ab zweimal (Dienstags und Freitags) herausgegeben. Damit war ja dem damaligen Bedürfnis genügend Rechnung getragen. Der Druckerei Reinheckel aber gehört ob dieser für jene Zeit hervorragenden Leistung ein besonderer Platz in der „Ahnentafel" unserer Firmen, wie auch unter den Erzeugnissen der oben aufgezählten ältesten Großbetriebe namentlich vier hervorgehoben zu werden verdienen, weil sie unserer heimischen Industrie zuerst nach außen hin Ruf verschafften:

Offenbacher Schnupftabak von Gebrüder Bernard;
Offenbacher Lebkuchen und Pfeffernüsse von Fleischmann;
Offenbacher Rauchtabak von Geelvink, Krafft & Co.;
Offenbacher Wagen von Dick und Kirschten,

die sogar in Napoleon I. einen besonderen Liebhaber fanden.

Zu der Rauchtabakfabrikation kam dann noch eine bedeutende Cigarrenindustrie; mit der Pfeffernuß- und Lebkuchenbäckerei wurde bald eine Wachsbleicherei und Wachskerzen-, sowie später eine Talg- und Stearinlichterfabrikation verbunden.

Diesen ersten Erzeugnissen gebührt der Ruhm, unserer Industrie die Wege zum Weltmarkt geebnet zu haben, auf denen alsdann die später sich anschließenden Großgewerbebetriebe und Handlungshäuser größeren Stiles um so leichter voranschreiten konnten. Alle aufgeführten Oberalten unserer Industrie aber haben im Vereine mit den bereits vorhandenen Gewerken der Réfugiés dazu beigetragen, unsere Vaterstadt in kurzer Zeit in die Reihe der damalig wetteifernden Gewerbeplätze einzufügen, um ihr dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf dem großen Völkermarkte den Weltruf als Industriestadt sicher begründen zu helfen.

Offenbacher privilegirtes Real- Frag- und Anzeige-Blat.

Gedruckt und verlegt von C. L. Reinheckel
H. F. Regierungs-Buchdrucker seel. Wittib.

Siebender Jahrgang.
Zweyter Hälfte des Jahrs 1779.
Nro. XVII. den 22. October.

Brod- Fleisch- und Victualien-Taxe dahier zu Offenbach.

1779	den 22. Oct.	fl.	kr.	pf.
	Brod.			
	6 Pfund schwarz Brod à	=	8	
	4 Pfund dito à = =	=	5	2
	2 Pfund dito à = =	=	2	2
	10 Loth ordinaire Weck à	=	1	=
	8 Loth Welsch Milch-Brod à = = =	=	1	6
	8 Loth rund Milch-Brod à	=	1	=
	24 Loth gemischt Brod à	=	2	=

Fleisch.

1779	den 22. Oct.	fl.	kr.	pf.
	1 lb. gut Rind-Fleisch à	″	6	2
	1 lb Mittel ditto à	″	5	″
	1 lb Kalb-Fleisch à	″	7	″
	1 lb. Stock Kalbfleisch	″	″	1
	1 lb Hammel Fleisch à	″	5	″
	1 lb Schweinen-Fleisch à	″	6	″
	1 lb ditto ohne Zulage, Bauch-Lappen und Seiten-Stücker à	″	7	2
	1 lb Brat-Würst à	″	10	″
	1 lb Leb. u. Blutwürst à	″	6	″

Früchte.

1779	den 22. Oct.	fl.	kr.	pf.
	Korn das Mäßer	3	″	″
	Waitzen	4	40	″
	Gersten	2	20	″
	Hafer	2	″	″
	Erbsen	3	″	″
	Linsen	3	″	″
	Bohnen	3	″	″

Victualien.

1779	den 22 Oct.	fl.	kr.	pf.
	Geschw. Vorsch. W. Mehl.	5	20	″
	Roggen-Mehl	3	12	″
	Butter das Pfund	″	12	″
	Milch, eine Maas	″	4	″
	Salz, das Gescheid	″	5	2

Vorstehende Nachahmung des Originals ist auf künstlichem Reproduktionswege hergestellt. Die im Laufe der vielen Jahre entstandenen Flecken, sowie das Durchschlagen des Druckes durch das Papier haben sich natürlich durch die photographische Aufnahme des Originals getreu wiedergegeben.

Handel und Wandel.

Schon seit dem frühesten Mittelalter machten sich die Kaufleute aller Herren Länder die Ansammlung größerer Volksmengen in Stadt und Land zu nutze, um ihre Waren bequemer und reichlicher an den Mann zu bringen. Eine regelmäßig wiederkehrende und darum besonders günstige Gelegenheit hierzu bot sich in den Städten an den Sonn- und Feiertagen zur Zeit des Kirchganges, wenn außer den Stadtbewohnern auch die Leute der umliegenden eingepfarrten Ortschaften in großer Zahl zusammenströmten. War alsdann der Gottesdienst — in jener Zeit allgemein Messe genannt — zu Ende, so öffneten die Handelsleute ihre in der Nähe der Kirche aufgeschlagenen Buden und priesen dem angesammelten Volk ihre Waren zum Kaufe an. Dies war der Anfang der großen Messen, wie sie heute noch in den verschiedenen Städten Deutschlands abgehalten werden.

Die bedeutendste aller Messen war ehemals die zu Frankfurt a. M. Sie fand ursprünglich jährlich nur einmal statt, nämlich zur Herbstzeit. Im 14. Jahrhundert aber wurde der Stadt Frankfurt erlaubt, noch eine zweite Messe abzuhalten, die sogenannte Fasten- oder Ostermesse. Und von da ab beginnt des Frankfurter Meßhandels Blütezeit, die bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts anhielt.

„Geradezu überschwänglich war denn auch das Lob, welches von Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten und Monarchen der Frankfurter Messe zu teil ward. Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.) preist z. B. Frankfurt als das Herz des Verkehrs von Ober- und Unterdeutschland; Hans Sachs schildert das Meßgewühl in einer Weise, als ob er den modernen Straßenverkehr von London vor sich hätte; Henricus Stephanus feiert die

Frankfurter Messe als den Ort, wo man aus allen Ländern das Köstliche finde, es seien dort soviel Waren anzutreffen, als Sterne am Himmel stünden, Merkur selbst sei der Leiter dieser Messen, und eine gewisse Straße der Stadt könne man das „Frankfurter Athen" nennen, maßen allda während der Meßzeit alle Buchdrucker, Buchhändler und Bücher versammelt seien; — und Franz I., der Renaissance-König von Frankreich, nennt Frankfurt in einem offiziellen lateinischen Schreiben „die berühmteste Handelsstadt fast der ganzen Welt!" Dagegen zeigt sich Dr. Martin Luther von seinem in solchen Dingen etwas beschränkten und einigermaßen „schutzzöllnerischen" Standpunkte aus über den Geldschacher der Frankfurter Messen so erbost, daß er Frankfurt „das Silber- und Goldloch" nennt, „dadurch aus deutschen Landen fleußt, was nur quillt, wächst, gemünzet und geschlagen wird."

Die Hauptgegenstände des Frankfurter Meßhandels waren im Mittelalter Tücher, Wolle und Leinwand. Letztere wurde insbesondere in Bamberg, Hessen und den Niederlanden verfertigt, während Wolle und Tücher namentlich aus Speyer, Friesland und den Niederlanden kamen; „aus letzteren auch Papier, welches ebenso wie Pergament, gleichfalls zu den Meßartikeln gehörte, so daß der Rat der Stadt selbst zuweilen seinen Bedarf an beiden, sowie auch an Tuch und Barchent (der von Ulm und Mailand kam) zur Bekleidung seiner Diener und Söldner allda deckte. Auch Pferde bildeten einen wichtigen Artikel des Meßhandels, und seit Jahren ist bekanntlich mit dem Pferdemarkt zur Meßzeit zugleich eine Pferdelotterie verbunden. Heute jedoch werden auf der Frankfurter Messe die mannigfaltigsten Gegenstände des Handels und der Industrie feilgeboten.

Was das Leben und Treiben zur Meßzeit anbelangt, so wird uns berichtet, daß hoch und niedrig, arm und reich sich viel freier und ungezwungener bewegte als zur übrigen Zeit des Jahres. Gar manche Späße, bei denen heutzutage unsere zartnervige Damenwelt von einer Ohnmacht in die andere fallen würde, waren damals in bester Gesellschaft erlaubt, und manche Gesetze, manche Verordnungen, manche Vorschriften, die sonst aufs strengste gehandhabt wurden, hatten zur Zeit der Messe keinerlei Geltung: es war Faschingszeit des Rheinlandes in Frankfurt! Für jeden bot die Messe etwas. Der Kauflustige fand Waren in Menge, und zu Gunsten derer, „welche auf der Messe gaffen und sich erlustieren wollten," gab es Meßvergnügen und Meßsehenswürdigkeiten.

„Da waren zuerst die Meßmusikanten, welche indes im Mittelalter offenbar kunstgerechter geschult waren, als dies heutzutage der Fall zu sein pflegt; auch wurden sie aus der städtischen

Kasse, und zwar mit hohen Summen, bezahlt, sehr im Kontrast zu unserer Zeit, wo man im Gegenteil den Gewerbebetrieb der fahrenden Spielleute von Magistrats wegen soviel als nur immer möglich einzuschränken sucht. Und doch ginge der Frankfurter Messe ein hochcharakteristischer Zug und eigenartiger Reiz verloren, wenn sie keine Meßmusikanten mehr hätte." Neben ihnen sollen im Mittelalter auch die Dichter zur Meßzeit umhergezogen sein, „ein Herold an der Spitze, von einer Trinkstube zur andern, um poetischen Wettstreit zu üben."

Zu den Meßsehenswürdigkeiten gehörten in früherer Zeit: Spielende Komödiantentruppen, reiche Geldlotterien, Reit- und Fechtschulen; als Wundergeschöpfe erregten im 15. und 16. Jahrhundert ungeheures Aufsehen: Strauße, Elefanten, Pelikane, eine Frau ohne Hände, die ihre Kunstfertigkeit zeigte, ein Seiltänzer. Letzterer spazierte auf hochgespanntem Seile vom Nikolaiturm zum Römerberg, schoß auf dem Seile einen Pfeil in die Höhe, auch brannte er ein Feuerwerk darauf ab; zuletzt fuhr er einen Knaben in einem Schubkarren über seine schmale Luftbrücke. Für seine halsbrechende Geschicklichkeit wurden ihm vom Frankfurter Rat 12 Reichsthaler und ein glänzendes gesiegeltes Zeugnis überreicht. Was würden aber wohl unsere guten Altvordern erst für Augen machen, wenn sie zu dem großen Tohuwabohu auf dem heutigen Juxplatz kämen!

Zu den Meßbelustigungen gehörte in früherer Zeit ferner „das Spel uff dem Heissenstein". Es war dies eine öffentliche Spielbank, die von 1379 — 1432 florierte und anfangs vom Frankfurter Rat verpachtet, später jedoch von ihm selbst betrieben wurde zu Gunsten des Stadtsäckels, dem dadurch eine hübsche Einnahme zufloß. Diese Spielbank war in einem gemieteten Hause errichtet, das der Heißenstein hieß; es stand an der Ecke des Theaterplatzes und Steinwegs. Im Jahre 1409 aber baute der Rat ein eigenes Spielhaus gegenüber der Hauptwache, das den Namen „der neue Heißenstein" erhielt. Freilich mag es manchem Besucher desselben oft recht heiß geworden sein, wenn er — das Spiel war ein Würfelspiel — tüchtig mitknöchelte. Doch wurde nicht mit 2 oder 3 Würfeln gespielt, „sondern es muß auf andere Art mit deren weit mehreren gespielt worden sein, indem der Rat jährlich oft bis zu 10000, — ja, zwei Jahre vor Einstellung des Spieles, innerhalb Jahresfrist sogar 16400 neue Würfel anschaffte!"

An Stelle der 1432 aufgehobenen Frankfurter Spielbank auf dem Heißenstein versuchten einige Mitglieder des Ritterordens der Deutschherren bis ins 19. Jahrhundert hinein wiederholt andere Glücksspiele zu setzen, um sich damit neue Goldquellen zu erschließen.

So gestatteten sie in ihren Besitzungen zu Sachsenhausen, Niederrad und auf dem Sandhof Lotterien, Glückshafen (Warenlotterie), Rouge-et-Noir u. s. w. Alle diese Veranstaltungen fanden aber jedesmal ein rasches Ende, indem sie der Frankfurter Rat schon bei ihrem ersten Auftauchen kurzerhand verbot und die widerspenstigen Teilnehmer ohne weiteres einsperren ließ. Nur ein Spiel war neben dem „Spel uff dem Heissenstein" und auch später noch gestattet: das Drenzelbrett oder Schwarz und Weiß, ein unserm Dambrett ähnliches Spiel.

„Eine sehr dunkle Seite der Frankfurter Meßbelustigungen war aber das üppig blühende Hetärenwesen, über welches wir am besten stillschweigend hinweggehen, von so erheblichem kulturhistorisch-pathologischem Interesse der Gegenstand auch sein mag." Betrachten wir dafür lieber eine im Mittelalter hochwichtige Einrichtung zur Meßzeit, die gerade für uns Offenbacher ein besonderes historisches Interesse hat: das Meßgeleite.

Vor der Erbauung der Eisenbahnen mußten alle Waren, die in der Messe feilgeboten wurden, zu Wagen oder zu Schiff dahin befördert werden. Die ursprünglich nur für militärische Zwecke angelegten Heerstraßen wurden bald zu Handelsstraßen. Nicht selten aber wurden die reisenden Kaufleute von Räubern, Wegelagerern und — teilweise auch „von recht erlauchten Herren und kleinen Dynasten" überfallen, unter denen z. B. genannt werden: ein Herr von Solms, Graf Ruprecht von Nassau, der Kölner Domherr Graf Heinrich von Nassau, der den schönen Beinamen „Graf Schindleder" führte, ein Herr von Eppstein, ein Graf von Wied, ein Herr von Isenburg u. s. w. „Im Herbst 1389 bemächtigte sich Engelhard von Frankenstein zu Seligenstadt des Meßgutes der Nürnberger, und 1395 wurde gar die zur Bedeckung der auf die Frankfurter Fastenmesse Reisenden ausziehende Frankfurter Geleitsmannschaft von Knechten des Mainzer Erzbischofs bei Aschaffenburg angefallen und ausgeplündert. Ja selbst der edle Ritter Franz von Sickingen hielt sich nicht für zu gut, 1517 sieben Wagen mit den Meßwaren vor den Thoren Frankfurts hinwegzunehmen; — und daß sein Freund Götz von Berlichingen den Nürnberger und Bamberger Kaufleuten auf fränkischen Heerstraßen des öfteren aufgelauert und übel mitgespielt, ist ja männiglich bekannt. Die ritterlichen Räuber und Wegelagerer waren gerade die schlimmsten von allen, teils weil sie die mächtigsten waren, teils weil sie zuweilen selbst Räubern, Mördern und Strauchdieben für gutes Geld gutes Geleite gaben! Am meisten gefürchtet waren aber die ritterlichen Räuber der Umgegend der Stadt, die Dynasten des Taunus, welche nicht nur die Sicherheit vor den Thoren gefährdeten, sondern durch diese auch beständig in die Stadt einzudringen suchten."

Um nun die zur Messe reisenden Fremden vor derartigen Ueberfällen zu schützen, wurde ihnen das Meßgeleite beigegeben. Dasselbe bestand aus guten Schützen, die bei Landreisen auf Karren neben den Kaufmannswagen einherfuhren; wurde die Reise zur Messe zu Wasser unternommen, so saß das Meßgeleite in Schiffen, oder die Begleitung fand am Ufer zu Pferd oder zu Wagen statt. Die Größe der bewaffneten Mannschaft richtete sich nach der Unsicherheit der Gegend und nach dem Wert der Waren; ihre Zahl schwankte zwischen 15 und 100. Später wurden den Schützen auch noch Stadtknechte gegen Bezahlung beigegeben, oder die Zünfte übernahmen die Bedeckung. Im Jahre 1464 wurden zur Abholung der Kaufleute von Limburg und Montabaur 111 Frankfurter Reiter ausgesandt, die damals zum erstenmal eine besondere Tracht hatten: Schwarzweiße Zwilchkittel mit schwarz-weiß-roten Troddeln auf dem linken Arm. Als im Laufe der Zeit die einzelnen benachbarten Staaten den Schutz durch ihr ganzes Land übernahmen, hatte das Frankfurter Meßgeleite die Fremden nur an der Grenze des städtischen Gebietes abzuholen oder sie dahin zu geleiten.

Für uns Offenbacher ist der aus Franken den Main herabkommende oder dahin zurückkehrende Zug, dem sich namentlich die Augsburger und Nürnberger Kaufleute anschlossen, von besonderer Wichtigkeit. Er kam auf der großen Handelsstraße daher, die den Namen „Straß von Franckfurt nach Nürnberg" führte und auch unsern Wohnort an der Südseite berührte. Zur Erinnerung an jene denkwürdige Zeit erhielt das Stück dieser Straße vom Offenbacher Galgenthor nach Westen hin den Namen „Geleitstraße". Unserer heutigen Bieberer Straße und der Geleitstraße entlang ging also dieser Zug der Meßfremden gen Oberrad. Daselbst war vor dem Gasthaus „Zum Einhorn" eine Schranke errichtet. Hier übernahmen nach einem kräftigen Trunk die Frankfurter Geleitsreiter die Meßfremden und brachten sie nach der alten Reichsstadt. Als Wahrzeichen wurden die ganze „Geleitswoche" hindurch die „Geleitsbrezeln" gebacken, von denen unsere „Fastenbrezeln" abstammen.

Trotzdem nun späterhin das Meßgeleite eigentlich entbehrlich geworden war, da man ja dem Räuberwesen in unserer Gegend mit der Zeit ein gründliches Ende bereitet hatte, behielt man es doch bis zum Jahre 1802 bei, allerdings mehr als eine Art Fastnachtsulk, bei dem die als „Geleitsreuter" verkleideten Frankfurter Bürger hauptsächlich auf gutes Essen und Trinken bedacht waren. So zeigt uns eine noch erhaltene kolorierte Handzeichnung 2 Geleitsreiter aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in folgender Weise: Beide Reiter, ein Offizier und ein Gemeiner, sind vom Pferde gestiegen, ein Römerglas in der Hand; ihre Kostüme:

dunkelblauer Frack, der Offizier mit goldenen, der Gemeine mit silbernen Brust- und Aermelaufschlägen, hoher gestickter Kragen, Achselschnüre, rote lange Weste mit Jabot, rotes Bandelier, hirschlederne Stulpenhandschuhe und Hosen, Kanonenstiefel, langer, breiter Reiterdegen mit Korbgefäß und schwarzer Lederscheide, mittelhoher, dreieckiger Hut — schräg auf dem Kopfe sitzend — mit einer Kokarde in den Stadtfarben. Bezeichnend ist, daß jeder der beiden Reiter mit einem Trinkglas bewaffnet ist! Ueberhaupt war der von Nürnberg über Miltenberg, Aschaffenburg, Seligenstadt und Offenbach kommende Zug der Frankfurter Meßfremden von je her durch seine großen Trinkgelage bekannt. So wurden in Seligenstadt anfänglich im „Wolf" und in der „Krone" und später im „Riesen" Hauptkneipereien abgehalten. Es ward daselbst „nach guter Altväter-Weise ein scharf Trinken angerichtet, so zwar, daß sich mancher der Reiter auf dem weiteren Zuge manchesmalen nicht mehr ganz sattel- und bügelfest fühlen mochte!"

Eine besondere kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit jener Zeit sind die Seligenstädter Trinklöffel, von denen heute noch zwei vorhanden sind. Der eine wurde vor wenig Jahren der Stadt Frankfurt zum Geschenk gemacht, der andere ist noch in Seligenstadt. Er war ursprünglich Eigentum des Wirtes „Zum Wolf" und kam später durch Erbschaft in die „Krone". Jetzt ist er im Besitze der Familie Rettinger. Dieser Löffel soll der ältere sein. Er ist mit Stiel 75 cm lang, die Kette, deren Haken gestohlen wurde, mißt 105 cm, die Schale ist 20 cm breit und 7 cm tief. Der Löffel hat Mandolinenform, der Stiel ist geschwungen. Löffel und Kette sind aus einem Stück gearbeitet. Auf einem Messingplättchen am Ende des Löffelstiels ist folgender Reim eingraviert:

„Willkomm zu Seeligen Statt
Hier pflegt man ein zu schenken
und dabay zu gedenken
was Recht der Löffel hat
den wer an diesen Orth
Sein Namen nicht kann lesen
Und niemahls hier gewesen
Soll eh Er reyset fort
der wehrten Kompagnie
Einn guten Trunckh spendiren
Gleich wie sichs will gebühren
Und dis fein ohne Müh
dabay will der Herr Wirth
ganz dienstbar sich erweisen
drauf wird man glücklich reysen
Und künftig frey passirt."

Wer nämlich in jener trinklustigen Zeit zum erstenmal in den Ort kam, der mußte nach herkömmlichem Brauche einen der Trinklöffel füllen lassen. Hierauf hatte er, mit umgehängter Löffelkette geschmückt, seine Trunkfestigkeit dadurch zu beweisen, daß er die Löffelschale in einem Zuge leerte. Brachte er dies fertig — und es mußte einer schon eine gute Klinge schlagen können — so wurde sothanes Faktum in die bereit liegenden Löffelbücher eingetragen, um so des Trinkers Namen für alle Zeiten der Nachwelt zu erhalten. Drei zum „Kronenlöffel" gehörige Bücher sind gegenwärtig noch vorhanden; 1686 wurde zum erstenmal in diese Trink- und Saufannalen eingetragen. Unter den Löffeltrinkern ist auch Peter der Große von Rußland verzeichnet; er schrieb sich am 4. April 1698 ein, als er im „Wolf" übernachtete. Hier und da wird auch heute noch der alte lustige Brauch — namentlich von munteren Fremden — aufgefrischt, indem sie den Löffel bei ihren Besichtigungen bis zur Neige leeren und dies im Löffelbuch beurkunden, um in launiger Weise zu zeigen, daß die deutsche Trunkfestigkeit ungeschwächt auf die Nachkommenschaft sich übertragen hat.

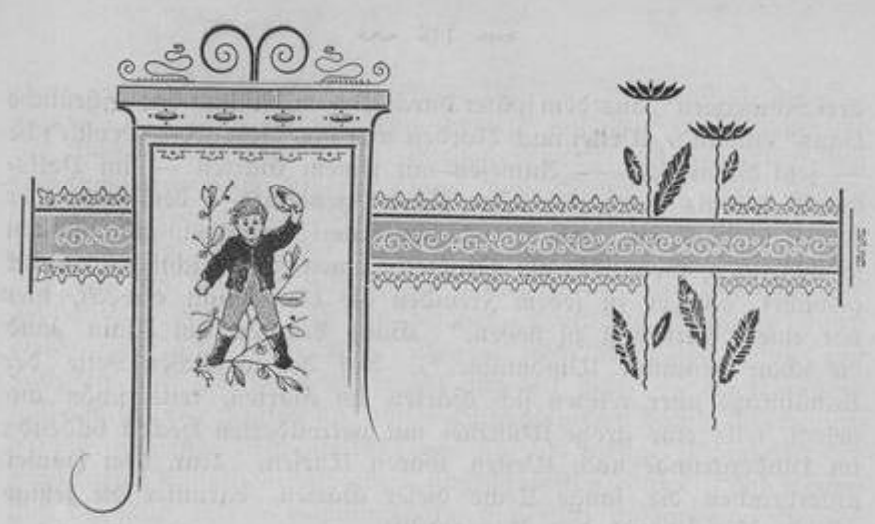
Der englische Reisende Russell gibt in seinen Erzählungen diese Löffelkneiperei auch zum besten, verlegt sie aber irrtümlicher Weise nach Offenbach. Vielleicht mag er dadurch zu dieser Verwechslung gekommen sein, daß ihm sein Besuch in Offenbach noch lange im Gedächtnis haftete, wobei er jedenfalls unsere Großväter keineswegs als Philister antraf, die die Schlafmütze tief über die Ohren ziehen, um nichts zu sehen und nichts zu hören, sondern daß er in ihnen einen Menschenschlag erkannte, der frisch, frei, fröhlich alle Belustigungen der Meßzeit in vollsten Zügen genoß. Hat ja doch z. B. Nikolaus Bernard den letzten Tag der Frankfurter Messe seinen Arbeitern nicht nur völlig freigegeben, sondern jedem einzelnen noch einen Brabanter Thaler dazu geschenkt, damit er die Frankfurter Messe „erfolgreich" besuchen konnte. Seit dieser Zeit heißt denn auch der letzte Montag der Frankfurter Messe der Nikelchestag; an diesem strömt bekanntlich jetzt noch groß und klein, alt und jung nach Frankfurt zur Messe, zumal Fabriken und Schulen nach altherkömmlicher Weise nachmittags geschlossen sind.

Natürlich war auch in anderer Weise die Frankfurter Messe für unsern Wohnort von größter Wichtigkeit. Hier kaufte der Offenbacher Bauersmann seine Pferde, sowie alle die Geräte, die er nicht selbst verfertigen oder zu Hause nicht kaufen konnte; hier erstand die Offenbacher Bürgersfrau ihren Bedarf an Leinwand, Wolle, Kleidungsstücken, Haus- und Küchengerät; hier fanden umgekehrt die Erzeugnisse des Offenbacher Kleingewerbes reichlichen und bequemen Absatz; und hier wurden auch die Produkte der

Fabrikstadt Offenbach in den Handel gebracht. Haben ja doch z. B. die Offenbacher Lebkuchen und Pfeffernüsse heute noch ihren hohen Ruf auf den Messen sich zu erhalten gewußt. Die Frankfurter Messe war also einst für unser Offenbach in vielfacher Hinsicht, namentlich in Bezug auf Handel und Gewerbe, von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wie aber auch umgekehrt dem Kleingeschäft der Frankfurter Messe von dem stetig wachsenden Offenbach aus seit alters eine Menge Abnehmer zugeführt wurde. So hat eins dem ander gedient!

Ein zur Meßzeit besonders viel benutztes Beförderungsmittel war das Offenbacher Marktschiff, das seit dem 9. Juni 1738 regelmäßig täglich nach Frankfurt und zurück fuhr. Anfangs wollte allerdings die Stadt Frankfurt den Kurs des Schiffes nicht dulden, indem sie behauptete, daß ihr allein das Recht zustehe, den Main zu befahren; und mit dieser Begründung nahm sie denn auch eines schönen Tages das Offenbacher Marktschiff ohne weiteres hinweg, mußte es aber bald wieder herausgeben und seine Fahrt auf dem Main gestatten. Neben dem Marktschiff war jedoch, da mit dem raschen Aufblühen der Offenbacher Industrie der Verkehr mit Frankfurt immer reger ward, von 1796 an ein besonderer Wagenkurs eingerichtet, der natürlich zur Meßzeit ebenfalls am meisten in Anspruch genommen war.

Später freilich ist das alles anders geworden. Die Eisenbahnen haben in Handel und Verkehr eine mächtige Umwälzung hervorgerufen — man denke nur z. B. an die Menge der Geschäftsreisenden! — und damit auch dem Glanze der Messen ein Ende bereitet. Die Frankfurter Messe, die ehemals von Kaufleuten aus ganz Deutschland, aus den Niederlanden, Belgien, Italien, Polen, Böhmen, u. s. w. u. s. w. beschickt wurde, ist im Laufe der Zeit zur Bedeutung eines Jahrmarktes herabgesunken; ihr Weltruf gehört nur noch der Geschichte an. Darum sagt mit Recht Professor Kriegk: Die Frankfurter Messe war einst der Angelpunkt, um welchen sich nicht nur der deutsche, sondern auch der europäische Handel drehte! Und zwar spielte sie diese gewaltige Rolle vom 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, im ganzen also an fünfhundert Jahre lang! Und wenn sie heute an Marasmus zu Grabe ginge, so könnte sie mit Stolz von sich sagen: „Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt!“



Im Fluge zur Stadt.

Der Einzug und das rasche Aufblühen der Großindustrie in Offenbach hatte naturgemäß auch eine stetige Zunahme der Einwohnerzahl und damit wiederum eine Erweiterung des Ortes im Gefolge.

Unter den neuen Straßen, die in jener Zeit angelegt wurden, ist vor allem die Kanalstraße zu nennen. Sie ging vom heutigen Kaiser-Friedrich-Hotel in gerader Richtung nördlich bis zum Main, in den auch der inmitten der Straße hinziehende breite, offene und mit einigen Brückchen und Stegen versehene Graben einmündete. Aus Gesundheitsrücksichten wurde aber bereits im Jahre 1804 ein großer Teil dieses sumpfigen, übelriechenden Kanals mit Hilfe freiwilliger Beiträge teils überwölbt, teils zugeschüttet und mit einer Linden- und Ahornallee bepflanzt; Anton André hat 300 fl. und Peter Bernard neben einem Geldbetrag noch 900 Fuhren beigesteuert. Der nördliche Teil des Kanals aber — von der Benardstraße ab — wurde erst in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts überbaut und mit Bäumen bepflanzt. Bei der großen Straßentaufe im Jahre 1876 wurde alsdann die Kanalstraße — im Volksmunde auch Allee genannt — und ihre südliche Fortsetzung — die damalige Darmstädter Straße — bis zum heutigen Bebra-Bahnhof Kaiserstraße benannt. Auf der östlichen Seite der Kanalstraße standen im 18. Jahrhundert schon außer einigen andern Häusern: das jetzige Kaiser-Friedrich-Hotel, das Große Kolleg, in dessen Erdgeschoß die Hauptwache war; 1865 wurde dieses Gebäude abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Gegenüber stand das Haus „Zu den

drei Schweizern", aus dem später durch Um- und Anbau das „Fürstliche Haus" entstand. Weiter nach Norden war das Bernard-d'Orville'sche — jetzt Büsing'sche — Anwesen mit seinem Garten — im Volksmund damals Irrgarten oder Bosket genannt — der „von der Allee gesehen, mit seinem Bowling-green und dem imposanten schloßartigen Gebäude als Prospekt einen so prächtigen Anblick gewährt, daß er in jedem Fremden die Vorstellung erweckt, hier vor einem Fürstensitz zu stehen." Ganz drunten am Main stand die schon genannte Windmühle.*) Auf der westlichen Seite der Kanalstraße aber reihten sich Gärten an Gärten, teils schön angelegt, teils eine große Wüstenei mit verwilderten Hecken bildend; im Hindergrunde nach Westen waren Wiesen. Nur drei Häuser unterbrachen die lange Reihe dieser Gärten, darunter die jetzige „Stadt Kassel" und das Bernardstift.

Bis zur Kanalstraße waren in jener Zeit verlängert: die Große Judengasse (jetzige Große Marktstraße) und die Frankfurter Straße. Das Frankfurter Thor war verschwunden, desgleichen der größte Teil der Stadtmauer. Der jetzige Aliceplatz — vorher Paradeplatz genannt — hieß damals Neuer Marktplatz; er war mit vier Reihen Bäumen bepflanzt. Viele nennenswerte Gebäude hatte die Frankfurter Straße außer den bereits erwähnten nicht aufzuweisen. Ja, auf der ganzen nördlichen Straßenseite standen vom Marktplatz bis zur Herrnstraße außer den beiden Eckhäusern selbst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nur zwei Häuser, während die südliche Seite ziemlich mit Gebäuden — wenn auch mit kleinen — besetzt war. In ihrer Verlängerung über die Kanalstraße hatte die Frankfurter Straße auch einige Häuser erhalten, die gleichsam einen vorgeschobenen Quartiermacher für das westliche Offenbach der Zukunft abgaben. Unter ihnen war das schon genannte Gebäude der heutigen „Stadt Kassel" und das Lottohaus (jetzt Frankfurter-Straße 81) am bekanntesten. In letzterem wurde alle 8 Tage eine Zahlenlotterie gezogen, die als Privatunternehmen auf Aktien errichtet war. Die Fortsetzung der Frankfurter Straße bildete eine Kastanienallee, von der jetzt noch die letzten Ueberreste weiter westlich stehen. Rechts und links der Kastanienallee war — die wenigen erwähnten Häuser abgerechnet — alles Gartenland; weiter südlich und nördlich davon wiederum Wiesen oder unbebautes Land. In dem jetzigen Gebiet der Firma Dick & Kirschten aber stand ein kleines, unansehnliches Gebäude mit zwei vorspringenden Flügeln: die sog. Biebels- oder Biblismühle, von der jedoch niemand mehr weiß, wann sie eine wirkliche Mühle gewesen.

---

*) Siehe Seite 96.

Neu angelegt wurden ferner im 18. Jahrhundert die Geleitstraße*) und die Domstraße. Letztere zog bis zur Kanalstraße und hatte als Fortsetzung den ältesten Fußweg nach Frankfurt, den Lieblingsspaziergang unserer Väter und Großväter: die Aepfelallee. Eine eigentliche Allee von Aepfelbäumen soll hier zwar niemals gewesen sein, wohl aber war zu beiden Seiten in den Gärten und auf den Feldern eine große Anzahl von Aepfelbäumen angepflanzt. „Und es war ein schönes, poetisches Wandern durch diese gute alte Aepfelallee, als sie noch nicht wie heute mit Fabriken und Backsteinbrennereien garniert war, — ein Wandern zwischen grünen Saaten und unter Blütenbäumen dahin, oder durch goldne, wogende Aehrenfelder; vor sich als riesige Wegmarke den Frankfurter Kaiserdom mit seiner abgestumpften Kuppel, und weiterhin die aus ihrem Kastanienhain malerisch aufragende Gerbermühle bei Oberrad, den wallenden Strom zur Seite, darüber sich erhebend im Vorblick das prächtige Frankfurt; — und als Hintergrund die ganze Taunuskette aufgerollt, von der es ja heißt, Alexander von Humboldt habe ihre Umrißlinien den schönstgeschwungenen unserer Erde beigezählt, wie denn ihre beiden Gipfel, Feldberg und Altkönig, in ihren sich nach Offenbach hin darstellenden Formen eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit den Konturen des Vesuvs und der Somma haben!"

Weiter ausgebaut wurden neben den bereits erwähnten Straßen auch die übrigen der älteren Bezirke; alle erhielten teils neue, teils umgebaute Häuser. In der Neu- oder Herrngaß wurde außerdem ein Gotteshaus errichtet: die lutherische Kirche.

Unter den im Laufe der Zeit eingewanderten Fremden waren nämlich auch Anhänger des früher so verpönten lutherischen Bekenntnisses. Sie gingen nach Fechenheim oder Oberrad zur Kirche. Als sie nun im Jahre 1733 auf 40 Familien angewachsen waren, sandten sie eine Deputation an den Grafen Wolfgang Ernst III. und baten um die Erlaubnis, einen eignen Gottesdienst in Offenbach abhalten zu dürfen. „Wieviel Dickköpfe seid ihr?" fragte der streng reformierte Graf. „Vierzig!" antwortete trocken der Wortführer der Abordnung. Der Graf lachte und bewilligte ihnen die Bitte mit der Versicherung, ihr Vorhaben bestmöglichst zu unterstützen. Das Totenhaus auf dem damaligen Friedhof — dem späteren Neumarkt und heutigen Wilhelmsplatz — wurde ihnen als Kirche überlassen. Ihr erster Geistlicher war Kaspar Theophilus Stier; am 11. April 1734 hielt er seine Antrittspredigt. 3 Jahre danach kauften die Lutheraner in der Herrnstraße ein Haus (jetzt No. 46) und überwiesen es ihrem Geistlichen als Wohnung. Nun sollte auch der schon längst gefaßte Plan, eine eigene Kirche

*) Siehe Seite 111.

zu errichten, zur Ausführung kommen. Sie sollte neben das Pfarrhaus gebaut werden, aber da stand das Haus eines israelitischen Metzgers im Wege, der es selbst gegen Entschädigung nicht abgeben wollte. Was thun? Kurz entschlossen ließen die Lutheraner das Metzgerhaus abreißen und es auf Kosten ihrer Gemeinde im Judenbezirk wieder aufstellen. Nun gings an den Bau der Kirche. Im Jahre 1739 wurde im Beisein des Grafen, der mit seiner Familie aus Birstein herbeigeeilt war, sowie sämtlicher Staatsdiener — soweit sie Wolfgang Ernst in Offenbach gelassen hatte — und unter großem Andrang des Volkes der Grundstein zur Kirche gelegt. Dabei wurden eingemauert: Ein lutherischer Katechismus, ein Gedicht, eine Flasche Rotwein, eine Flasche Weißwein und eine silberne Platte mit der Inschrift: „1739 den 2. Sept." Doch erst am 1. Dezember 1748 war die Kirche — es ist die heutige Stadtkirche — soweit fertiggestellt, daß der Eröffnungsgottesdienst darin abgehalten werden konnte. Die Ursache dieser jahrelangen Verzögerung war der öftere Mangel an Geldmitteln zur Weiterführung des Baues, der ja in der Hauptsache aus gesammelten Beiträgen bestritten werden mußte. Besonders verdient machten sich dabei der Schwertfeger Joh. Wilh. Beck, der Lebküchler Joh. Fleischmann und der Schreinermeister Elias Hertsch, welch' letzterer allein auf einer Kollektenreise 1200 fl. sammelte. Auch der Graf gab viele Geschenke an Geld und Baumaterial, und die benachbarten lutherischen Gemeinden leisteten Frondienste zum besten der Kirche, woran sich das reformierte Offenbach, sowie das katholische Bürgel brüderlich anschlossen. Die religiöse Duldsamkeit der Isenburger hatte also, wie man hieraus ersieht, nicht nur auf die Bewohner Offenbachs, sondern auch auf die der Umgebung einen heilsamen Einfluß ausgeübt!

Ja, gerade der seit Johann Philipp in Offenbach herrschende Geist der konfessionellen Toleranz war neben den günstigen Vorbedingungen, die unser Wohnort für Handel und Industrie aufwies, die beste Werbetrommel, um Unternehmungs- und Arbeitslustige ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses herbeizulocken. Und nur dem glücklichen Zusammentreffen all dieser Momente ist es zu verdanken, daß sich Offenbach wie im Fluge entwickeln konnte. Aus einem Flecken, der es bis zum Jahre 1730 auf kaum 1300 Einwohner gebracht hatte, war unser Heimatort noch um die Neige desselben Jahrhunderts zu einer Stadt mit rund 6000 Seelen herangewachsen.*)

*) Die ältesten Pläne von Offenbach sind: „Grund-Riß des Uhr Alten Fürstl. Residentz-Orts u. Marckfleckens Offenbach am Mayn, gezeichnet und in's Kupfer gebracht von Joh: Conrad Back" (wahrscheinlich aus den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts) und „Plan von Offenbach am Main von F. Hergenröder" (aus dem Jahre 1802).

zu errichten, zur Ausführung kommen. Sie sollte neben das Pfarrhaus gebaut werden, aber da stand das Haus eines israelitischen Metzgers im Wege, der es selbst gegen Entschädigung nicht abgeben wollte. Was thun? Kurz entschlossen ließen die Lutheraner das Metzgerhaus abreißen und es auf Kosten ihrer Gemeinde im Judenbezirk wieder aufstellen. Nun gings an den Bau der Kirche. Im Jahre 1739 wurde im Beisein des Grafen, der mit seiner Familie aus Birstein herbeigeeilt war, sowie sämtlicher Staatsdiener — soweit sie Wolfgang Ernst in Offenbach gelassen hatte — und unter großem Andrang des Volkes der Grundstein zur Kirche gelegt. Dabei wurden eingemauert: Ein lutherischer Katechismus, ein Gedicht, eine Flasche Rotwein, eine Flasche Weißwein und eine silberne Platte mit der Inschrift: „1739 den 2. Sept." Doch erst am 1. Dezember 1748 war die Kirche — es ist die heutige Stadtkirche — soweit fertiggestellt, daß der Eröffnungsgottesdienst darin abgehalten werden konnte. Die Ursache dieser jahrelangen Verzögerung war der öftere Mangel an Geldmitteln zur Weiterführung des Baues, der ja in der Hauptsache aus gesammelten Beiträgen bestritten werden mußte. Besonders verdient machten sich dabei der Schwertfeger Joh. Wilh. Beck, der Lebküchler Joh. Fleischmann und der Schreinermeister Elias Hertsch, welch' letzterer allein auf einer Kollektenreise 1200 fl. sammelte. Auch der Graf gab viele Geschenke an Geld und Baumaterial, und die benachbarten lutherischen Gemeinden leisteten Frondienste zum besten der Kirche, woran sich das reformierte Offenbach, sowie das katholische Bürgel brüderlich anschlossen. Die religiöse Duldsamkeit der Isenburger hatte also, wie man hieraus ersieht, nicht nur auf die Bewohner Offenbachs, sondern auch auf die der Umgebung einen heilsamen Einfluß ausgeübt!

Ja, gerade der seit Johann Philipp in Offenbach herrschende Geist der konfessionellen Toleranz war neben den günstigen Vorbedingungen, die unser Wohnort für Handel und Industrie aufwies, die beste Werbetrommel, um Unternehmungs- und Arbeitslustige ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses herbeizulocken. Und nur dem glücklichen Zusammentreffen all dieser Momente ist es zu verdanken, daß sich Offenbach wie im Fluge entwickeln konnte. Aus einem Flecken, der es bis zum Jahre 1730 auf kaum 1300 Einwohner gebracht hatte, war unser Heimatort noch um die Neige desselben Jahrhunderts zu einer Stadt mit rund 6000 Seelen herangewachsen.*)

*) Die ältesten Pläne von Offenbach sind: „Grund-Riß des Uhr Alten Fürstl. Residentz-Orts u. Marckfleckens Offenbach am Mayn, gezeichnet und in's Kupfer gebracht von Joh: Conrad Back" (wahrscheinlich aus den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts) und „Plan von Offenbach am Main von F. Hergenröder" (aus dem Jahre 1802).

Der Fürstenkongress.

In den Zeiten, da Deutschland noch ein Wahlreich war, hatte der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler des Reiches jedesmal die zur Kaiserwahl nötige Versammlung der Fürsten, Grafen und Ritter einzuberufen. Der Wahlort war ursprünglich nicht derselbe; schließlich einigte man sich aber dahin, die Wahl des Kaisers regelmäßig in Frankfurt a. Main und seine Krönung in Aachen vorzunehmen. Im Laufe der Jahre wurde aber sieben — später neun — Fürsten das Vorrecht eingeräumt, zuerst ihre Stimme abzugeben und zugleich die sogenannte Wahlkapitulation zu entwerfen, d. h. die Pflichten und Rechte des Kaisers festzusetzen, die derselbe dann vor seiner Thronbesteigung zu beschwören hatte. Diese Fürsten erhielten den Titel Kurfürsten, weil sie die „ersten bei des Reiches Kur" waren.

Verschiedenen deutschen Fürsten ging jedoch das Vorrecht der Kurfürsten sehr wider den Strich. Der Tod Karls VI. (1740) gab ihnen daher Veranlassung, einen Fürstenkongreß vorzuschlagen, auf dem erst die Wünsche der einzelnen deutschen Fürsten festgestellt und dann den Kurfürsten in Frankfurt unterbreitet werden sollten. Die meisten „altfürstlichen Häuser" waren mit der Abhaltung eines Kongresses einverstanden; so Hessen-Kassel, Brandenburg-Kulmbach, Dänemark (wegen Holstein), Schweden (wegen Pommern) Sachsen-Gotha, Sachsen-Koburg und Meiningen, Braunschweig-Wolfenbüttel, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Baden-Durlach und die drei Häuser Anhalt. Gegen den Kongreß erklärten sich die geistlichen Fürsten, sowie Pfalz-Zweibrücken, Sachsen-Weißenfels, Mecklenburg, Holstein-Gottorp und Baden-Baden.

Da der Kongreß in der Nähe Frankfurts stattfinden sollte, so einigte man sich auf Offenbach. Graf Wolfgang Ernst III. stellte für die Sitzungen des Kongresses sein Schloß zur Verfügung. Die Fürsten erschienen jedoch nicht selbst auf der Versammlung, sondern beauftragten ihre Bevollmächtigten; wer mit der Abhaltung des Kongresses nicht einverstanden war, schickte einfach keinen

Abgeordneten. Keiner der Anwesenden sollte aber einen bevorzugten Platz haben; man traf darum die sinnreiche Einrichtung, alle Vertreter an einer runden Tafel zu platzieren und den Direktor (Vorsitzenden) des Kongresses durch das Los bestimmen zu lassen. Auch war angeordnet, daß alle Bevollmächtigten nur in zweispännigen Kutschen zur Sitzung am Schlosse vorfahren dürften. Jedenfalls kannte man damals schon die Wahrheit des Spruches:

Eifersucht und falscher Stolz Löschen gern ein Schwefelholz
Kommen leicht in Hitze, Mit der Feuerspritze.

Die Beratungen sollten sich auf 9 Punkte erstrecken, von denen die wichtigsten waren: das Kapitulationswerk, die besonderen Vorrechte der altfürstlichen Häuser, die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung, das Reichspostwesen.

Am 25. April 1741 trat der Kongreß zum erstenmal zusammen; diejenigen Abgesandten, die in Offenbach keine geeignete Unterkunft fanden, hatten in dem nahen Oberrad Wohnung genommen. Nach mehreren Zusammenkünften hatte man sich in der Hauptsache geeinigt und dem Kurfürsten von Mainz, als dem Direktor des Kurfürstenkongresses eine Note zugestellt, die jedoch den Unwillen des ersteren erregte und ohne jegliche Antwort blieb. Trotzdem wurde ihm unterm 16. Oktober ein abermaliges Schreiben übermittelt; es enthielt 45 Anmerkungen, die in die neue Wahlkapitulation aufgenommen werden sollten. „Es ist charakteristisch für den Geist dieser Anmerkungen, denen noch weitere 8 hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten beigefügt waren, daß darin u. a. das ungeheuerliche Verlangen gestellt war: für die Gültigkeit eines Reichstagsbeschlusses solle fernerhin Einhelligkeit der Stimmen zur Bedingung gemacht werden!“ . . . .

Endlich kam der Tag der Kaiserwahl, wo auch die Beschlüsse des Offenbacher Fürstenkongresses zum Austrag kommen sollten: der 24. Januar 1842. Zum größten Erstaunen der kleinstaatlichen Herren warfen nun die Kurfürsten sämtliche Forderungen der altfürstlichen Häuser als sogenanntes „schätzbares Material“ kalten Blutes in den Papierkorb und ließen alles beim alten. Die Kaiserwahl wurde in der seitherigen Weise vorgenommen, und — der Fürstenkongreß hatte das Nachsehen!

Unserer Stadt aber hat die Versammlung fürstlicher Abgesandten — wie man wohl richtiger sagen dürfte — wenigstens ein Andenken hinterlassen. Die Teilnehmer an derselben schenkten der lutherischen Gemeinde, die damals ihre Kirche baute, 772 Thaler bar und einige Abendmahlsgefäße: eine Kanne, zwei Kelche, eine kleine Patene mit Hostienteller. Sie tragen die Inschrift: «Donum Conventus Principum Offenb. MDCCXXXXI.» („Geschenk des Fürstenkongresses zu Offenbach 1741.“)

Klassische Zeiten.

„Es ist ganz merkwürdig, wie das regelmäßige Fünfeck, welches durch die Herrn-, Dom- und Kanalstraße, die (jetzige) Speyerstraße und den Linsenberg (heutigen Lindenberg) eingegrenzt wird, alle großen und berühmten Namen, welche dem Offenbach vom letzten Viertel des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Glanz verleihen, und auf welch' sämtliche Namen im Sommer 1876 Straßen unserer Stadt getauft wurden, sich auf dieses Stadtviertel verteilen, welches daher so recht eigentlich das klassische Viertel von Offenbach genannt zu werden verdient; die Namen André, Bernard, Goethe, Lili, La Roche, Bettina, Speyer, Spieß, Becker und Senefelder!"

Mit diesen Worten versetzt uns unser vaterstädtischer Geschichtschreiber Pirazzi mitten hinein in eine Welt voll geistigen Lebens und Strebens, in eine Zeit, die mit Vorliebe Offenbachs klassische Periode genannt wird. In engem Zirkel versammelte sich damals „eine kleine und auserlesene Schar liebenswürdiger, zum Teil genialer Menschen", um in trauten Stunden gemütvoller Unterhaltung den Musen ihre Huldigung darzubringen. Zwei Freundeskreise sind es vornehmlich, die sich hierin folgten. Den ersten zieren die Namen Johann André, Nikolaus Bernard, Johann Georg d'Orville, Pfarrer Ewald, Wolfgang von Goethe und Lili.

Johann André — geboren am 28. März 1741 — entstammt einer Familie der Réfugiés. Sein Großvater, als eifriger Hugenotte aus der südfranzösischen Heimat vertrieben, hatte sich als Strumpf- und Seidenwirker in Offenbach niedergelassen, betrieb jedoch später ausschließlich eine Seidenmanufaktur, die dann auf seinen Sohn Marc André überging. Auch dessen Sohn, unser Johann, war

schon von frühester Jugend auf zum Kaufmann und Gewerbtreibenden bestimmt. Durch einen Spielkameraden, der in Frankfurt Musikunterricht nahm, wurde er mit der Tonkunst bekannt. „Der Freund lehrte den Freund nach Kräften wieder, was er selbst von seinem Lehrer in Frankfurt gelernt, und weckte auf diese Art die Liebe zur heiligen Musica in dem kleinen Johann, der es so zuletzt denn auch bis zu einigen leichten Klavierstückchen brachte, die er ohne allen Begriff von Fingersatz 2c. vorzutragen wußte." Von seinem 12. Jahre an kam Johann zu einem Landpfarrer in Pension, auf dessen Klavier er nun fleißig Selbststudien trieb. Mit 16 Jahren kehrte er nach Offenbach zurück, um in seines Vaters Geschäft „die Handlung zu erlernen"; um diese Zeit empfing er auch durch einen Musiker von Fach den ersten Unterricht in Generalbaßlehre und Fingersatz. Doch nach wenigen Monaten starb der Vater, und Johann wurde von seiner Mutter nach Mannheim in die Kaufmannslehre gebracht. Nach Beendigung derselben kam er nach Frankfurt, wo er — wie übrigens schon in Mannheim — fleißig Opern und Konzerte besuchte und auch sonst gute Musik hörte. Bald trat er selbst an kleine Kompositionen heran; Lieder, Sonaten u. a. waren seine Erstlingswerke. Inzwischen hatte er seine Fabrik in Offenbach übernommen, beschäftigte sich aber nebenbei fleißig mit Musik und gründete im Jahre 1774 einen Musikverlag mit Notendruckerei. Seine erste größere Tondichtung war die komische Oper „Der Töpfer". Sie wurde so beifällig aufgenommen, daß Goethe dem Komponisten, den er hatte kennen lernen, sein Singspiel „Erwin und Elmire" zur Komposition übergab. Diese neue Tondichtung verschaffte André den Ruf als Kapellmeister nach Berlin, wohin er auch 1777 mit seiner Familie übersiedelte, nachdem er zuvor die Seidenfabrik an seinen Oheim abgetreten hatte. Da aber der Offenbacher Musikverlag, den er auf eigene Rechnung weiterführen ließ, stets mit Verlust arbeitete, kehrte André 1784 wieder in seine Vaterstadt zurück. Nun war er vor allem darauf bedacht, schöne und korrekte Ausgaben bedeutender Musikwerke herzustellen; nebenbei komponierte er aber selbst so fleißig, daß er außer seinen Liedern, Klavier- und Instrumental-Kompositionen und vielen Arrangements allein gegen 30 Operetten verfaßte, „welche sämtlich sowohl durch gesangreiche, fließende Melodien, als auch durch prägnanten Witz und Kraft im Ausdrucke sich auszeichnen." In diese Schaffenszeit fällt auch der Besuch, den der große Tondichter Mozart gelegentlich eines Aufenthaltes in Frankfurt dem Hause André in Offenbach abstattete. Die populärste Komposition Johann Andrés ist wohl das in ganz Deutschland gesungene Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher." Am 18. Juni 1799 machte ein Schlaganfall dem Leben des hervorragenden Mannes ein Ende.

Ueber Nikolaus Bernard ist bereits berichtet,*) so daß hier nur ein Hinweis auf jene Stellen angängig erscheinen dürfte.

Mit Bernards war die Familie d'Orville verwandt. Sie stammt von einem altfranzösischen Rittergeschlecht ab, das aber vermutlich schon nach der Pariser Bluthochzeit (1572) Frankreich verlassen hat. Einige Nachkommen desselben kamen nach Frankfurt und von da nach Offenbach, woselbst Joh. Georg d'Orville eine Bernard zur Frau nahm und damit die Verwandtschaft beider Familien begründete.

Pfarrer Ewald war Geistlicher der lutherischen Gemeinde, ein heiterer, geistreicher Gesellschafter, der in dem Offenbacher Freundeskreise als unentbehrlich angesehen wurde. Er war im Hain geboren und starb als Kirchen- und Ministerialrat in Karlsruhe.

Ueber den größten deutschen Dichtergenius Goethe aber können wir uns wohl an dieser Stelle aus naheliegenden Gründen jede biographische Notiz ersparen.

Und Lili? Es war dies der Kosename, mit dem Elisabeth Schönemann aus Frankfurt a. M. in familiären Kreisen gerufen wurde. Lilis Vater war Teilhaber des Bankhauses Schönemann und Heyer; ihre Mutter entstammte einer Frankfurter Familie d'Orville. Lili Schönemann nun war das von Goethe „in tausend Wonnen und Schmerzen so heiß geliebte Mädchen"; sie verweilte gern bei der verwandten Familie d'Orville in Offenbach, wo denn auch Goethe sie im Freundeskreise bei „Onkel Bernard" — wie er Nikolaus Bernard stets nannte, — im Jahre 1775 öfters traf. „Denn in dem kleinen, idyllischen, leichtlebigen Offenbach mit seinem ungezwungenen, teilweise mit französischem Blute durchsetzten Gesellschaftston konnte sich der Verkehr der Liebenden freier entfalten, als in der sehr ehrbaren, sehr würdevollen und gravitätischen, aber noch gar sehr am Ueberlieferten und Altherkömmlichen klebenden Freireichsstadt mit ihrem streng lutherischen Geiste und dem exklusiv-konventionellen Formalismus ihrer vornehmen Kreise."

Offenbach war also damit zum allezeit geweihten Orte der ersten sturm- und drangvollen Jugendliebe Goethes geworden; von Offenbach aus schrieb der Dichter auch verschiedene seiner Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg; in Offenbach verfaßte er eine Scene seines „Faust"; in Offenbach dichtete er verschiedene seiner schönsten Lieder. In dem 17. Buch seines Werkes „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" gedenkt denn auch Goethe aller seiner Offenbacher Freunde und der „durchaus

*) Siehe Seite 96, 97 und 113.

glänzenden Zeit" in einer so schönen Weise, daß es als eine arge Verwässerung der Worte des Dichterfürsten erscheinen müßte, wollte man sie nur stellenweise oder gar dem Inhalte nach hier wiedergeben. Ein Hinweis auf jene Goethe'schen Ausführungen über Offenbach und sein geistiges Leben zu Ende des 18. Jahrhunderts möge darum bessere Dienste thun. Doch sei bemerkt, daß die Gärten, von denen der Dichter so häufig spricht, diejenigen von Bernard und d'Orville sind, die um jene Zeit am Main westlich vom Wirtsgarten der heutigen Schlosser'schen Liegenschaft entstanden waren, und daß die Wohnungen der Familien André, Bernard und d'Orville damals dicht beisammen da lagen, wo Herrnstraße und Lindenberg zusammentreffen.

Dem ersten Freundeskreise folgte später ein zweiter, an dessen Spitze Peter Bernard, ein Neffe von Nikolaus Bernard, stand. Er bewohnte das in Gemeinschaft mit seinem Schwager Johann Georg d'Orville erbaute schloßähnliche Haus in dem schönen Garten an der Kaiserstraße. Peter Bernard wird als der größte Wohlthäter Offenbachs und seiner Armen gepriesen; darum gebührt vor allem ihm ein Gedenkblatt in der Geschichte Offenbachs. In einem Nachruf heißt es u. a. von ihm: „Dieser in jeder Hinsicht einzige, unvergeßliche Mann wurde am 5. April (1805), nach einem Krankenlager von nur 7 Tagen, uns durch den Tod entrissen. Er starb im 49. Jahre seines Lebens. Der Tag seines Todes war ein Trauertag für die ganze Stadt. Als Mensch, Bürger, Hausvater und Schöpfer unserer geselligen Freuden waren seine Verdienste gleich groß. Anspruchslosigkeit, Biedersinn, Offenheit und Geradheit, Großherzigkeit, Humanität und Liberalität waren seine Hauptcharakterzüge. Er war der Vater und Unterstützer aller hiesigen Armen und Hilfsbedürftigen, und sehr groß ist die Menge, welche durch ihn ihren ganzen Unterhalt erhielt. . . . . Seine Beerdigung fand heute am Palmsonntag statt, und die veranstaltete Todesfeier war das reinste und rührendste Gemälde allgemeiner Volksliebe und Volkstrauer, sowie der sprechendste Beweis seiner großen Verdienste. . . . . Sechzehn seiner Freunde trugen unter dem Geläute aller Glocken den Sarg auf den Gottesacker. Ihnen folgten in stiller Wehmut paarweise fast alle hiesigen Einwohner beiderlei Geschlechts, ohne Rangordnung, von dem höchsten Staatsdiener bis zu dem ärmsten Bürger herab." — Peter Bernard war ein begeisterter Freund der Kunst, besonders der Musik. Er unterhielt auf eigene Kosten eine aus Künstlern bestehende Musikkapelle, die durch ihre vorzüglichen Leistungen in ganz Deutschland und darüber hinaus berühmt war. Wenn sie an schönen Sommerabenden in dem Gartensaal seines Hauses spielte, waren die Thore des Parkes für jedermann offen. Bernard besaß auch ein eigenes

Musikschiff, mit dem er in Gesellschaft seiner Künstler musikalische Wasserfahrten auf dem Main und nach den an diesem Flusse gelegenen Ortschaften machte. Die Mitglieder der Kapelle waren in dem sogenannten Musikhaus in der Kanalstraße untergebracht. Einige Jahre nach dem Tode Bernards wurde es von dessen Witwe der Stadt zu wohlthätigen Zwecken überlassen; es ist das heutige Bernardstift. Peter Bernard stand auch an der Spitze jener Gesellschaft, die im Jahre 1792 das hiesige Stadttheater gründete. Es war damals den ganzen Sommer über geschlossen, zur Winterszeit aber wurden neben den Theatervorstellungen alljährlich noch 14 große Maskenbälle darin abgehalten, auf denen sogar kraft Isenburger Privilegiums Roulette und Pharao gespielt wurden, was namentlich für die reichen und vornehmen Familien Frankfurts und der Umgegend ein besonderer Anziehungspunkt war.

In lebhaftem Verkehr mit Peter Bernard stand Johann Kaspar Lavater, der Physiognomiker, feurige Kanzelredner, Seelenarzt und Spiritist aus Zürich, ohne Frage einer der berühmtesten Männer seiner Zeit. Als stets willkommener Gast im Bernard'schen Hause weilte er des öfteren daselbst zu Besuch und hielt bei dieser Gelegenheit auch in unserer Stadt verschiedene Predigten. So sprach er z. B. am 22. Juni 1783 über „Vollkommenheit: des Menschen Bestimmung und Gottes Werk." Diese Predigt wurde gedruckt und zum Besten der Armen für 13 kr. verkauft.

Eine besonders hervorragende Offenbacher Größe zur Zeit des zweiten Freundeskreises war ferner Anton André, der Sohn und würdige Nachfolger von Johann André. Er war am 6. Oktober 1775 geboren und erhielt schon als Kind von 4 Jahren Klavier- und Violinunterricht; mit 11 Jahren besaß der Kleine schon eine ungemeine Fertigkeit im Partiturspiel. Als 12jähriger Knabe komponierte er Sonaten, Symphonien und Menuette für die Offenbacher Liebhaberkonzerte. Zu seiner weiteren Ausbildung im Violinspiel und Generalbaß kam er später nach Mannheim; 1796 bezog er als Student der schönen Künste und Wissenschaften die Universität Jena. Nach dem Tode seines Vaters übernahm Anton André das Offenbacher Geschäft, das er in ausgedehntem Maße weiterführte. So erwarb er u. a. auf einer im Herbst 1799 unternommenen Studienreise den größten Teil von Mozarts handschriftlichem Nachlaß. Mit der Zeit war sein Haus zu einem „wahren Archiv und Pantheon der Tonkunst" geworden; sein Verlag gehörte zu den allerbedeutendsten der damaligen Zeit. Nicht minder thätig war Anton André als Komponist. Mehr als 100 Tonschöpfungen: Opern, Konzerte, Quartette, Fugen, Sonaten, Symphonien, Lieder u. s. w. haben ihm einen großen Ruf als Tondichter eingetragen. Neben der Erweiterung seines Musikverlags

erstrebte er auch die Vervollkommnung seiner Notendruckerei, in der er, statt der Herstellung von Noten durch gestochene Zinkplatten die Lithographie (Steindruck) einführte und zu diesem Zwecke den Erfinder derselben, Aloys Senefelder, nach Offenbach berief.

Senefelder war am 6. November 1771 zu Prag geboren. Sein Vater, ein talentvoller Schauspieler, wurde 1778 an die Hofbühne nach München berufen. Hier studierte Aloys auf des Vaters Wunsch die Rechts- und Kameralwissenschaften. Da starb plötzlich der Vater, und der junge Student übernahm es nun, als braver Sohn und treuer Bruder für seine Lieben — Mutter und 8 jüngere Geschwister — zu sorgen. Er klopfte an verschiedenen Thüren an, wurde aber überall abgewiesen. In der Not wandte er sich dem Schauspieler- und Schriftstellerberuf zu, befaßte sich aber daneben eifrigst mit dem Gedanken, ein neues Druckverfahren zu erfinden, um „die verwünschten Druckerkosten" seiner Werke zu ersparen. Nach vielen vergeblichen Versuchen — und solche Mißerfolge thaten zur Zeit der bittersten Armut doppelt weh — gelang ihm endlich die Verwirklichung seines Ideals. Er erfand den Steindruck und nach verschiedenen weiteren Versuchen ein verbessertes Verfahren desselben, die chemische Steindruckerei. Der Erfinder war überglücklich. Er wurde nun von München nach Offenbach berufen, wo in der bereits erwähnten, weithin berühmten Notendruckerei von Anton André die neue Erfindung in großem Maßstab angewandt wurde. Später ging Senefelder nach London und Wien und zuletzt wieder nach München, wo er als hochgefeierter Mann am 20. Februar 1834 sein vielbewegtes Leben schloß. Auf dem Friedhof zu München liegt er begraben; der kunstsinnige König Ludwig von Bayern hat ihm daselbst ein Denkmal errichten lassen.

Um die Veredelung des musikalischen, geistigen und geselligen Lebens in Offenbach hat sich insbesondere auch der in ganz Deutschland bekannte Liederkomponist Wilhelm Speyer verdient gemacht. Er war am 21. Juni 1790 zu Frankfurt a. M. als der Sohn grundreicher Eltern geboren. 1792 zogen diese nach Offenbach, woselbst sie 1811 zum Christentum übertraten; ihr Haus war das jetzige Naumann'sche in der Kaiserstraße. Im Jahre 1819 aber nahm der große Wohlstand der Familie ein schnelles Ende, als der Vater in verschiedenen kaufmännischen Unternehmungen mit einem Male sein ganzes Vermögen verlor und diesen Fall sogar mit dem Leben bezahlte. Der Sohn verkaufte nun alles, um die Schulden seines Vaters zu decken und zog nach Frankfurt, wo er sich durch solide Börsengeschäfte rasch einen neuen Kredit in der Kaufmannswelt eröffnete. 1820 kehrte er wieder nach Offenbach zurück und erwarb sich in dem westlichen Teil der Frankfurter

Straße ein Haus. Im Jahre 1831 zog er als Sensal des Hauses Rothschild wiederum nach Frankfurt, betrachtete aber doch Offenbach als seine eigentliche Heimat und bewahrte ihm treue Anhänglichkeit bis zu seinem Tode, der am 5. April 1878 erfolgte. Zu den bekanntesten Gesangskompositionen Speyers gehören wohl „Der Trompeter" und „Die drei Liebchen".

Bei einer — wenn auch nur skizzenhaften — Darstellung der früheren musikalischen Verhältnisse unserer Vaterstadt darf das Ewald'sche Singekränzchen, eine aus Herren und Damen bestehende Gesangsvereinigung, nicht unerwähnt bleiben. Der Begründer desselben war der Bruder des bereits genannten Pfarrers Ewald; er war Weinhändler und unterhielt als großer Verehrer der Tonkunst einen musikalisch-ästhetischen Zirkel in seinem eigenen Hause, den anfangs Anton André und später dessen Schüler Aloys Schmitt dirigierte. In diesem Kreise verbrachte auch der Schriftsteller Jean Paul, der Abgott der Damenwelt, gelegentlich seiner Durchreise einen geselligen Abend.

Eine weitere bedeutende Persönlichkeit Offenbachs war in jener Zeit die Schriftstellerin Sophie La Roche, „die Ahne der ganzen deutschen Frauenlitteratur". Sie war am 6. Dezember 1731 als Tochter eines Arztes in Blaubeuren geboren. In Augsburg, wohin ihre Eltern später übergesiedelt waren, verlobte sie sich mit dem Arzte und Humanisten Bianconi; doch kam es zwischen beiden nicht zur Heirat, da der Bräutigam als Katholik darauf bestand, daß die etwa aus der Ehe hervorgehenden Kinder in seiner Religion erzogen werden sollten, wozu der streng lutherische Vater Sophiens sich nicht verstehen konnte und darum das Verlöbnis auflöste. Im Jahre 1750 lernte Sophie ihren entfernten Verwandten, den nachmaligen Dichter Christoph Martin Wieland kennen, mit dem sie bald durch ein inniges Liebesverhältnis verbunden war. Aber auch sie sollten kein Paar werden; die beiderseitigen Eltern waren dagegen. 1754 verheiratete sich Sophie denn mit Georg Michael Frank von Lichtenfels, genannt La Roche, einem kurmainzischen Hofrat, der später in kurtrierischen Diensten geadelt wurde und bis zum Regierungskanzler emporstieg, dann aber plötzlich wegen seiner „Briefe über das Mönchswesen" in Ungnade entlassen wurde. Nach einem Aufenthalte in den verschiedensten Städten und Ländern kam die Familie de la Roche 1786 nach Offenbach; sie wohnte in der Domstraße neben der jetzigen Musikalienhandlung von André. Bald sollte jedoch der häusliche Kreis kleiner werden; 1788 starb de la Roche, und 3 Jahre darnach folgte ihm sein Sohn Franz ins Grab nach. Sophie führte von da ab ein äußerlich recht stilles Leben in ihrer „Hütte" in der Domstraße; doch gar manche litterarische Berühmtheiten sprachen in ihrem ruhigen Offenbacher Heim vor: Goethe, Herder, Frau von Staël,

Frau von Krüdener (die fromme Freundin des Kaisers Alexander von Rußland) und andere. Mit Wieland blieb sie in regem Briefwechsel; treue Freundschaft verband beide bis zum Grabe, obwohl sie sich nur ganz selten sahen. Und noch am 18. April 1806 schrieb sie an den Prinzen Friedrich von Sachsen-Gotha-Altenburg,*) den sie wahrscheinlich 1799 auf ihrer Reise nach Weimar kennen gelernt hatte, daß ihr Name durch ihr jüngstes Werk „Melusinens Sommerabende" bemerkenswert in der deutschen Litteratur eingezeichnet werde, „da der Nestor des Parnasses, Wieland, der Herausgeber sein wird; er, der vor 37 Jahren „Die Sternheim", die erste Tochter meiner Erfindung, in die Welt eingeführt, will denselben Freundschaftsdienst der jüngsten und allerletzten erzeigen. Diese Auszeichnung ist groß und entschädigt mich, ich gestehe es gern, für viele Pfeile und Dornen. Die Seltenheit des Falles muß die Art entschuldigen, in der ich mich damit brüste." Nicht ganz ein Jahr nach diesem Schreiben — am 18. Februar 1807 — schlummerte Sophie La Roche nach kurzer Krankheit im 76. Lebensjahre sanft hinüber. Auf dem Friedhofe zu Bürgel hat sie an der Seite ihres Gatten und ihres Sohnes Franz, die als Katholiken dort begraben waren, ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Ein treuer Freund von Sophie La Roche war Karl Ernst Wilhelm Buri. Er war 1758 in Offenbach geboren und hatte sich nach vollendetem Studium als Advokat hier niedergelassen. Nebenbei beschäftigte er sich jedoch eifrigst mit Litteratur. Als „frühester Dichter von Offenbach" veröffentlichte er 1791 seine „Gedichte", ein Jahr darauf seine „Skizzen und kleine Gemälde" und 1813 „Der Sieg über den Welttyrann, erfochten von Blücher und Wellington." Als beste Schöpfungen werden seine „Harfenschläge einer religiösen Muse" bezeichnet. Buri starb 1820 zu Homburg als Regierungsdirektor.

In dem stillen Hause von Sophie La Roche hat auch ihre „flatternde, gaukelnde, geniale, ja zuweilen übergeniale Enkelin" Bettina Brentano ihre Jugendjahre verbracht. Sie war am 4. April 1785 in Frankfurt geboren. Ihr Vater war ein reicher Handelsherr daselbst. Da ihre Mutter, die älteste Tochter von Sophie La Roche, sehr früh starb, kam Bettina, nachdem sie einige Zeit dem Kloster Fritzlar zur Erziehung übergeben war, nach Offenbach zu ihrer Großmutter. Später wurde sie die Gattin des Dichters Ludwig Achim von Arnim in Berlin, der mit seinem Schwager Clemens Brentano eine Sammlung deutscher Volkslieder

*) 16 Briefe veröffentlicht von P. v. Ebart in Westermanns Monatsheften (März 1901); darunter ist wohl auch ihr letzter Brief überhaupt, datiert vom 6. Februar 1807.

herausgab unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn.“ Nach dem Tode ihres Gatten trat Bettina als Schriftstellerin hervor. Für uns ist besonders ihr Werk „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ von Bedeutung, da sie darin über Offenbachs Natur und Gesellschaft, Zustände und Vorgänge während ihres Aufenthaltes daselbst berichtet. Und unendlich lieb war ihr ja das noch halb ländliche Offenbach gewesen, weit lieber als ihre mächtige Vaterstadt, in der es auf den Straßen „nach Schacher riecht.“ Darum sagt sie: „Heraus aus der Frankfurter Eierschale, die ich durchpicken möchte! — Ach, die schmutzigen Straßen hier! Wenn in Offenbach ein Platzregen kam, sahen da die Pflastersteine aus wie frisch gewaschene Gesichter, — hier muß man ein paar Tage durch die Pfützen patschen!“ „— in Offenbach, wo ein frischer Wind durch die Pappeln rauscht — der Offenbacher Luftzug, ach, der erhielt mich so frisch!“ Kein Wunder. Hier in Offenbach konnte der kleine Wildfang sich nach Herzenslust austummeln, oft mehr, als der auf guten Ton haltenden Großmama lieb war. „Ach,“ meint Bettina, „was kann ich Großes thun?“ „Auf die Pappel klettern beim Gewitter, daß es auf mich losdonnert und blitzt? Oder im Winter auf der Schneefläche mich tummeln, dem Treibeis nachhelfen auf dem Main?“ Selbst den Frankfurter Bällen zog sie ihren Offenbacher Aufenthalt vor. So schildert sie einmal, wie sie sich während eines Balles die Zeit damit vertrieb, dicht bei der Musik sitzend, die Ohren auf- und zuzuklappen, bis endlich ein langer Tänzer sie zu einem Walzer holte. „Zu diesem Kunststück mit mir, wie mit einer Porzellanurne herumzutanzen, brauchte er alle Kneifgewalt seiner langen Finger, die er wie Krallen in mich einschlug; denn wäre ich heruntergefallen, so konnte ich den Hals brechen; da hätte man ihm Vorwürfe machen können.“ Und erst die Hitze und der Staub des Ballsaales. Darum ruft sie aus: „Ach hätte ich in diesem Augenblick doch in Offenbach in unserem Hofe können meinen Kopf unter die Pumpe halten, wo ich mir schon manchmal ähnliches Weh vertrieb, wenn mich ein Ekel überkam über irgend etwas, das mir unerträglich schien.“ Auch in anderen Schriften kommt Bettina häufig auf Offenbach zu sprechen, wo sich ja auch die Geschichte ihrer drei ersten Küsse abspielte. Ihre sämtlichen Werke erschienen 1853 in 11 Bänden. Bettina starb am 20. Januar 1859 in Berlin, sehr beliebt in den ärmeren Schichten der Bevölkerung wegen ihrer Verdienste um die Armen- und Krankenpflege, unbeliebt aber in höheren Gesellschaftskreisen ob ihres offenen Auftretens für die Demokratie in der bewegten Zeit des Jahres 1848.*)

*) Vielleicht dürfte hier manchen Leser die Mitteilung interessieren, daß zu jener Zeit in Frankreich der Gatte einer geborenen Offenbacherin eine große Rolle spielte: Louis Blancs, der Sozialpolitiker von der äußersten Linken,

Zu unsern vaterstädtischen Berühmtheiten, die zwar nicht den Pegasus bestiegen, sich aber doch gleich Senefelder auf ihrem Spezialgebiete einen weithin hochachtbaren Namen erworben haben, gehören noch Hofrat Meyer, Dr. Becker und Adolf Spieß.

Hofrat Dr. Bernhard Meyer, „einer der bedeutendsten und liebenswürdigsten Menschen, welche jemals unsere Stadt bewohnten," war 1768 in Hanau geboren und kam im Jahre 1797 von dort aus als Arzt und Zahnarzt nach Offenbach, wo er die Apotheke auf dem Marktplatz käuflich erwarb. Er hat sich als Naturforscher, namentlich als Ornithologe, einen so hervorragenden Ruf erworben, daß ein in Abyssinien entdeckter Papagei nach ihm den Namen «Psittacus Meyeri» erhielt. Seine großartigen Vogelsammlungen, die er in dem oberen Stocke seines Hauses aufgestellt hatte, wurden später von dem Senckenberg'schen Museum zu Frankfurt für 5000 fl. angekauft. Seine Werke „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands", „Die Vögel Livland sund Esthlands", „Oekonomisch-technische Flora der Wetterau" u. a. gehörten zu den besten der damaligen Zeit. Mit den größten Geistern stand Meyer in freundschaftlicher Verbindung: Goethe beehrte ihn mit seinem Besuch; Alexander von Humboldt und viele andere schrieben sich in sein Stammbuch ein; auch Seume sprach im Jahre 1802 gelegentlich der Rückkehr von seinem Spaziergang nach Syrakus in dem gastlichen, von Witz und Humor belebten Hause auf dem Markte vor. Hofrat Meyer starb am 1. Januar 1836.

Dr. Karl Ferninand Becker, geboren den 14. April 1775 zu Lyser an der Mosel, kam im Jahre 1815 als praktischer Arzt nach Offenbach. Hier errichtete er auf dem Linsenberg (Lindenberg) No. 1 eine Erziehungsanstalt, die sich bald eines großen Rufes erfreute. Neben seinem Beruf als Arzt hat er sich schon von frühauf mit Sprachstudien beschäftigt und ist der Hauptbegründer der philosophischen Sprachforschung geworden. Von ihm stammt z. B. die Auffassung der Nebensätze als Glieder des Hauptsatzes und ihre darauf fußende Einteilung. Das Haus Beckers war ebenfalls, namentlich zur Zeit der Frankfurter Parlamentstage, der Sammelpunkt ausgezeichneter Männer, unter ihnen auch Arndt, Uhland, Dahlmann u. a. Nach Beckers Tod übernahm sein Schwiegersohn Dr. Georg Helmsdörfer die Leitung des Instituts.

Mitglied der provisorischen Regierung nach der Februarrevolution von 1848 Seine Frau Christine, geb. Groh, Tochter des Metzgermeisters Simon Groh in der Schloßgasse, hatte er in der Zeit seiner Verbannung aus Frankreich in London kennen lernen. Im April 1876 starb Christine Blancs und wurde unter dem Andrange vieler Tausende von Menschen auf dem Pariser Friedhof Père-Lachaise zur letzten Ruhe bestattet, wo ihr Viktor Hugo, der vielseitigste französische Dichter — wie ihn die Litteraturgeschichte bezeichnet — und grimmigste Feind Napoleons III., eine tiefergreifende Grabrede hielt.

Adolf Spieß war am 3. Februar 1810 zu Lauterbach in Oberhessen geboren. Sein Vater war lutherischer Pfarrer und wurde als solcher im Jahre 1811 nach Offenbach versetzt, wo er neben seinem Berufe als Geistlicher noch Leiter einer von ihm eröffneten Erziehungsanstalt in dem früheren „Musikhaus“ und nachmaligen „Bernardstift“ war. Sein Sohn Adolf kam also schon in der frühesten Kindheit in unsere Vaterstadt und hat hier seine ganze Knabenzeit verbracht. Der Vater wurde später nach Sprendlingen versetzt. Adolf Spieß, der auch eine Zeitlang als politischer Flüchtling in der Schweiz lebte, starb 1858 zu Darmstadt als der in ganz Deutschland hochgeehrte Begründer des modernen Schulturnens.

Damit stehen wir am Schlusse unserer Betrachtung über Offenbachs künstlerisch-litterarische Blütezeit, von der Pirazzi sagt: „Das war Offenbachs klassische Periode, seine „Goldene Zeit“, welche längst der eisernen, der Zeit der Maschinen, weichen mußte! Sausend kreisen jetzt die dampfgetriebenen Räder in hundert Werkstätten; in Offenbachs Musenhain aber —

„Ueber allen Wipfeln
ist Ruh“ —

und vom Geist der früheren Tage

„spürest du
kaum einen Hauch!“ . . . .

Doch das Schild gar mancher Straßenecke — so prosaisch es auch an sich erscheinen mag — soll uns stets an jene poesievollen Zeiten erinnern, die unserm Offenbach für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der deutschen Litteraturgeschichte gesichert haben; es soll uns aber auch zugleich gemahnen an die Wahrheit des Goethe'schen Wortes:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
ist eingeweiht; — nach hundert Jahren klingt
sein Wort und seine That dem Enkel wieder!“

Ein Sektenhäuptling.

Merkwürdig! Inmitten des Zeitalters der Freigeisterei lodert in mächtiger Flamme der Mysticismus empor, jenes geheimnisvolle Sehnen der Seele, in gefühlsinnigem Verzücken die Welt des Unfaßbaren zu schauen, die der grübelnde Verstand nimmer zu erschließen vermag. Ein Born des reinsten Glaubens, wie des schlimmsten Aberglaubens, des wahren Guten, wie der größten Uebel, ist der Mysticismus zugleich eine willkommene Maske für besonders veranlagte Schwärmer und Schwindler gewesen, sich in den Glorienschein übernatürlicher Kräfte betrügerisch einzuhüllen und sich so der nur zu leicht ans Geheimnisvolle glaubenden Menge als ein auserlesenes Werkzeug Gottes zu präsentieren. Und so sehen wir denn in der Zeit der Aufklärung neben der nüchternsten Auffassung der Dinge den stärksten Hang zum Phantastischen, neben der feierlichen Absage von allem Nichtnatürlichen den krassesten Aberglauben, neben der kühlsten Denkart die wunderlichste Schwärmerei, neben den aufgeklärtesten Geistern die verwegensten Abenteuerer, Gaukler und Betrüger. Es war, als ob in einer solch absonderlichen Zeit ein Kontrast den andern förmlich heraufhetzte.

Eines der interessantesten, aber auch zugleich der unrühmlichsten Kapitel in der Geschichte des Mysticismus spielte sich zu jener Zeit in den Mauern unserer Vaterstadt ab. Unser Offenbach war die Schaubühne, auf der — wie Dieffenbach in seiner Geschichte von Hessen sich drastisch ausdrückt — „ein großer Gauner, einer der größten Schelme, die jemals unter dem Deckmantel der Religion die Welt zu täuschen vermochte", Jakob Frank, der Messias aus

Podolien, seine Rolle von A bis Z glänzend durchführte. Noch bis in die jüngste Zeit hinein schlug diese „Messiade" ihre Wellen, weniger freilich unter dem Volke, als vielmehr in den Kreisen der Gelehrten und Forscher, wie ein von Rechtsanwalt Dr. Kraushar in Warschau, dem bedeutendsten Frankistenforscher, im Jahre 1895 herausgegebenes Werk zur Genüge beweist. Es ist betitelt: «Frank i Frankisci Polscy (zu deutsch: Frank und die polnischen Frankisten) 1726—1816" und bringt eine ausführliche Beantwortung der so lange Zeit offenen Frage: Wer war dieser Messias aus Podolien oder der „heilige Herr von Offenbach", und was hatte es mit seinem ganzen Thun und Treiben auf sich? Wenn nun in dem Nachstehenden ebenfalls diese Frage kurz beantwortet werden soll, so geschieht es hauptsächlich in Anlehnung an die interessanten Ausführungen Dr. Kraushars.

In dem ehemalig polnischen, seit 1795 aber russischen Gebiete Podolien liegt das Dorf Korolowka. Hier lebte zu Anfang des 18. Jahrhunderts der jüdische Pächter Lejb. Ein Sohn, der ihm 1726 geboren wurde, erhielt nach ihm den Namen Jankew Lejbowicz, d. h. Jakob, Sohn des Lejb. Zu dem Vater, der später als streng talmudischer*) Rabbiner in Czerniowiec thätig war und dann mit seiner Familie nach Bukarest übersiedelte, kamen öfters arme polnische Juden, um sich mit ihm über religiöse Dinge zu unterhalten. Andächtig zuhörend saß der kleine Jakob dabei, mitunter sich auch in die Gespräche einmischend, wobei er oft ein verblüffend selbständiges Urteil abgab. „Sein Onkel erzählte später, daß sein kleiner Neffe vor dem Schlafengehen immer allen Gestirnen und Tieren gute Nacht gesagt habe, und daß er schon mit vier Jahren versicherte, Gott gesehen zu haben. Er hatte einen praktischen Sinn und richtete manche Fragen an seine Umgebung, welche Staunen erregten. Seine Großmutter war eine Wahrsagerin und prophezeite dem Kleinen eine glänzende Zukunft."

Als Jüngling kam Jankew nach Smyrna in Klein-Asien, wo er mit Juwelen und anderen Kostbarkeiten handelte. Hier lernte er die jüdische Sekte der Sohariten kennen. Sie bekämpften als Anhänger des Buches Sohar den Talmud, da dieser die reine Lehre Mosis gefälscht habe. Der Sohar dagegen enthalte die alleinige Wahrheit: die Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes. Damit näherten sich also die Sohariten dem Christentum. Jankew hatte sich bald unter dieser Sekte einige Freunde erworben, die ihn schließlich überredeten, nach Salonichi zu gehen, woselbst die Sabbatianer ihr Unwesen trieben. Es

*) Der Talmud ist eine Sammlung jüdischer Ueberlieferungen, die das religiöse und bürgerliche Recht betreffen; er ist also das Satzungsbuch der Juden.

waren dies die Anhänger des gelehrten Juden Sabbatai Zewi, der sich im 17. Jahrhundert in Smyrna und Salonichi als Messias aufgespielt hatte. Er lehrte u. a., daß das Heilige, das die Andersgläubigen aus der jüdischen Religion genommen hätten, wieder von den Juden an sich gezogen werden könne, wenn sie andere Religionen annehmen. Daraufhin traten viele seiner Anhänger, die ihn — nebenbei bemerkt — abgöttisch verehrten, äußerlich zur Lehre Mohammeds über, blieben aber im geheimen den jüdischen Satzungen getreu. Der Sultan schien jedoch der ganzen Geschichte nicht zu trauen, denn eines schönen Tages ließ er den Sabbatai Zewi zur größeren Vorsicht um einen Kopf kürzer machen.

Die Sabbatianer in Salonichi hatten nun zu Jankews Zeit daselbst in einem gewissen Barochia einen neuen Messias gefunden. Diesen zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen, das war Jankews „vornehmste" Absicht, wobei ihm seine Freunde in Smyrna hilfreich unter die Arme griffen. Um seine „göttliche Sendung" glaubwürdiger erscheinen zu lassen, erzählte er, daß ihm Christus in eigener Person erschienen sei und ihm befohlen habe, nach Polen zu gehen, um die Juden zum Christentum zu bekehren. Mit diesem Hinweis ging er ans Werk. „Ueberall auf dem Wege verrichtete er Wunder, seinen Schülern schien er mit einer Aureole umgeben, und denen, welche zu ihm hintraten, erglänzte ein wunderbares Licht auf dem Haupte": also sagte Jankew selbst später vor Gericht aus. Doch schon bald zu Anfang seiner „Mission„ sollte der podolische Messias in diesem wundersamen Leuchten erkannt werden: Die Talmudisten, die ihm mit tödlichem Hasse heimlich folgten, erwischten ihn einmal dabei, als er mit seinen Anhängern wie besessen um ein halbnacktes Frauenzimmer tanzte. Die ganze anrüchige Gesellschaft flog nun ins Gefängnis, ihr Haupt Jankew aber wurde schon des anderen Tages wieder frei gelassen, weil ihn die angrenzenden Türken, in deren Gebiet er am meisten gelebt hatte, als einen der ihrigen reklamierten. Doch 3 Monate danach saß er auf Betreiben der Rabbiner schon wieder hinter Schloß und Riegel. Und abermals wußte er sich geschickt aus der Schlinge zu ziehen: er erklärte, mit 12 seiner Schüler zum Christentum übertreten zu wollen, worauf er auf Befehl des Bischofs von Podolien aus der Haft entlassen wurde.

Aber die Talmudisten waren ihm beständig auf den Fersen. Um sich vor ihnen zu sichern, floh er in die Türkei. Doch auch hier sollte er keine Ruhe haben. Die Rabbiner schwärzten ihn beim Sultan an, und aus Furcht vor ihrer Rache trat Jankew Lejbowicz, der sich inzwischen den Namen Frank beigelegt hatte, schleunigst zum Islam über. Verstand er es ja doch vorzüglich, „in beständiger äußerer Mauserung, und doch im geheimsten Innern

mit eiserner Willenskraft sein letztes Ziel fest im Auge behaltend, aalglatt aus einer Hülle in die andere zu schlüpfen."

Inzwischen hatten seine Anhänger, die sich von nun ab Frankisten nannten, vom König August III. von Polen unterm 11. Juni 1758 einen Erlaß erwirkt, der sie unter den Schutz der Gesetze stellte. Als Frank davon Kenntnis erhielt, schickte er alsbald seinen Anhänger Israel Osman — den Namen hatte dieser während seines Aufenthaltes in der Türkei angenommen — nach Polen, um die Gläubigen daselbst zu sammeln. Am 7. Dezember erschien auch Frank in ihrer Mitte und stellte die Grundlagen seiner Lehre fest. Damals hatte er nahezu 500 Anhänger: Männer und Weiber, Kinder und Greise. Am 10. Mai 1759 wählte Frank für seine Frau — er hatte sich 1752 mit der schönen 14jährigen Chana (Anna) verheiratet — aus seiner Gemeinde sieben Jungfrauen als Gefolge aus, die er Nares nannte; „für sich selbst zu gleichem Zweck eine Schar von 12 Männern, wohl absichtlich die Apostelzahl, denen er auch dahin zielende Namen gab: zwei nannte er Peter, Jakob und Johannes, und je einen Bartholomäus, Lukas, Matthäus, Andreas, Paul und Franz. Diesen wurden dann noch zwei weitere zugesellt: Itzig, welcher Thaddäus zubenannt wurde, und Lejb Reb Szajes; alle diese Männer hatten vor Antritt ihrer Stellung, gleich indischen Büßern, drei Tage lang im Stehen zu fasten."

Nun machte sich Frank mit den Lehren der römisch-katholischen Kirche vertraut und bestand darauf, daß alle Frankisten zum Christentum bekehrt werden müßten. Er selbst ließ sich am 17. September 1759 mit 14 Männern, 6 Frauen und 10 Kindern feierlichst in der Kathedrale zu Lemberg taufen — also erst Jude, dann Soharite, Antitalmudist, Mohammedaner und jetzt katholischer Christ: ein richtiges Fangballspiel mit den heiligsten Dingen! Doch mit der Lemberger Taufe war Frank keineswegs zufrieden. Sie fand ja nur auf Drängen der Geistlichkeit statt; Frank aber wollte nach eigenem Gusto getauft sein. Darum ging er nach Warschau, empfing dort im November desselben Jahres abermals die Taufe und — — — hatte den König in eigener Person in der königlichen Kapelle zum Gevattersmann. Frank hatte seinen Zweck erreicht: er zapfte gleich darauf seinen hohen Paten um ein Stück Land an. Doch nicht lange sollte er sich dieses Besitztums erfreuen. Die Geistlichkeit traute dem doppelt Getauften nicht weiter, als sie ihn sah und ließ ihn schließlich mit der Begründung verhaften, „daß die Frankisten das Christentum nur zum Scheine angenommen hätten, und nach wie vor insgeheim eine jüdische Sekte bildeten." Frank ward vor das Konsistorialgericht gestellt und als Betrüger zu Festungshaft verurteilt; seine Anhänger dagegen gingen frei aus.

Frank wurde der Festung Czenstochau überwiesen, wo man ihn jedoch sehr milde behandelte. Er konnte daselbst frei umhergehen, empfing Besuche seiner Anhänger und erhielt schließlich nach 2 Jahren die Erlaubnis, seine Frau und seine Tochter, die inzwischen mit vielen Getreuen getauft worden waren, ganz zu sich zu nehmen. Ja, während seiner Festungszeit dirigierte Frank seine „Gesandten" nach allen Himmelsrichtungen, namentlich nach Rußland, Ungarn, Deutschland und der Türkei, um seinen Lieblingsplan der Verwirklichung näher zu führen: die Juden eines jeden Landes zu der Religion zu bekehren, der die Mehrzahl der Bewohner anhing. Insbesondere ließ er es sich angelegen sein, die russischen Juden zum Uebertritt zur griechisch-katholischen Kirche zu bewegen und schickte deshalb seine Sendboten nach Moskau, um mit dem dortigen Klerus diese Frage zu ventilieren. Eine andere Abordnung verfügte sich nach Mähren, Böhmen und Podolien. Sie alle führten seine Befehle pünktlich aus, wie er ja überhaupt auf seine Anhänger — selbst von der Festung aus — eine unbeschreibliche Macht ausübte. „So gab er z. B. am 28. November 1771 den Befehl an sämtliche Frankisten in Warschau, sich zu züchtigen, was buchstäblich vollzogen wurde, indem sich alle, Männer und Frauen, gegenseitig mit Ruten geißelten."

Endlich kam der Tag der Erlösung nach 13jähriger Festungshaft: die Russen eroberten Czenstochau, und Frank war frei. Nach einem Besuche in Warschau begab er sich mit einem Gefolge von 18 Personen nach Brünn. Hier richtete er sich einen prunkvollen Hofstaat ein. „Der Unterhalt für ihn und seine Suite, die sich oft durch die Ankunft von sehr schönen Juden beiderlei Geschlechtes auf mehrere Hunderte vermehrte, ward ihm von seinem Anhang sehr reichlich gespendet und mehrmals des Jahres kamen Fässer voll Geldes aus verschiedenen Gegenden, besonders aus Polen, unter der Eskorte seiner Miliz für ihn nach Brünn, oder wo er sonst sich aufhielt, an. Wenn er ausfuhr, was fast täglich nachmittags zur Verrichtung des Gebetes außerhalb der Stadt, auf freiem Felde geschah, umgaben seinen mit sehr prächtigen Pferden bespannten, kostbaren Wagen 10—12 von Gold strotzende, grün und rot, nach Uhlanenart gekleidete Reiter mit Piken, an deren Spitze sich vergoldete Adler, Hirsche oder Sonnen und Monde befanden. Dem Wagen folgte immer ein auf einem prächtigen, mit vielen Schellen behangenen Rosse sitzender Reiter, der einen mit Wasser gefüllten und am Ende mit einer Art von Gießkanne versehenen Schlauch mit sich führte, und nach beendigtem Gebete das Wasser auf der Stelle, wo das Gebet verrichtet wurde, auslaufen ließ. Der Zweck dieser Cermonie ist unbekannt."

Dieser übermäßige Aufwand bestimmte den Wiener Hof, Frank scharf auf die Finger zu sehen, zumal verschiedene Anzeigen

seitens der Juden und abgefallenen Frankisten eingelaufen waren. „Frank begab sich darum am 14. März 1775, offenbar um sich zu rechtfertigen und seine hochfliegenden Pläne weiter zu verfolgen, mit seiner Tochter selbst nach Wien, hatte sofort Audienz beim Kaiser Joseph II., am 21. März auch eine solche bei dessen Mutter, der Kaiserin Maria Theresia. Auf den für das „Ewig-Weibliche" leicht zu entflammenden Kaiser Joseph wußte die üppig aufgeblühte 20jährige Eva Frank[1]) — sie war im Oktober 1754 geboren und hieß anfangs Awacza — einen mächtigen Eindruck hervorzurufen, jedenfalls im Sinne ihres Papas, welcher seine Tochter des öfteren ans kaiserliche Hoflager nach Laxenburg brachte, so daß er und sein Anhang später sogar die Fabel von einer beabsichtigten Vermählung des Kaisers mit Eva verbreiten konnte. Wohl war es zwischen dem Kaiser und dem Prophetenkinde weit gekommen — so weit aber doch nicht! . . . . . Dieser erste Besuch Franks in Wien erregte bedeutendes Aufsehen, und Frank bemühte sich damals, seine Erhebung in den Grafenstand zu erlangen. Dieser Versuch schlug fehl; indes wußte sich Frank später — auf welche Weise ist nicht zu ermitteln — den Titel „Baron" zu verschaffen, falls er sich ihn nicht aus eigner Machtvollkommenheit beilegte, nachdem er in Polen anläßlich seiner Taufe ja gewissermaßen schon baronisiert war".[2])

Dort in Brünn wurde auch eine Art militärische Abteilung der Frankisten organisiert, über welche die schneidige Eva das Kommando führte. Als Großfürst Paul von Rußland unter dem Namen eines Herrn du Nord Kaiser Joseph besuchte, führte ihn dieser eigens nach der mährischen Hauptstadt, um seinem Gast die polnische Eva zu zeigen: — jedenfalls doch als eine Sehenswürdigkeit seines Landes.

In Brünn war es endlich auch, wo der Frankismus zu einer regelrechten Sekte ausgebildet wurde. Dort fing man an, alle Aussprüche des Meisters aufzuzeichnen, welche den Inhalt des „Buches der Worte des Herrn" bilden. Hier in Brünn wuchsen

[1]) Ein Bildnis derselben aus jener Zeit zeigt „ein nicht unschönes Gesicht, aus dem unter schwungvoll gezogenen dunklen Brauen hervor ein Paar prachtvolle große Augen keineswegs schüchtern hervorblicken, die, im Verein mit einem nahezu frechen Zug um den Mund, ihm einen stark sinnlichen Ausdruck gaben. Eine ungarische Czamarka-Jacke mit Schnurbesatz und Tressen, darunter ein westenartiges Leibchen mit sehr tiefem Busenausschnitt, welcher die schöne Büste der verführerischen Dame mehr enthüllt als verdeckt und mit duftig-weißem Spitzengekräusel eingesäumt ist; dunkler Rundhut, in der Form unseren gewölbten Männerhüten ähnlich, unter dem die kurzen, leicht gelockten Haare nach hinten zurückfallen, und über dessen Rand eine große weiße Feder nickend emporsteigt".

[2]) So wurde z. B. nach litauischem Brauche jeder getaufte Jude zugleich geadelt.

sich die Ideen Franks zu einer Theosophie sui generis aus. An Stelle der früheren Dreieinigkeit setzte er nun den Begriff der Viergottheit: einen Gott des Lebens, einen der Reichtümer, einen Gott des Todes und einen allmächtigen, allgütigen Gott. Er erklärte den Sabbatai für den ersten, Christus für den zweiten Messias und sich selbst als die Verkörperung aller Messiasse, als den „heiligen Jakob".

Die neue Religion, welche Frank predigte, benannte er mit dem geheimnisvollen Namen „Daas", d. h. Erkenntnis. Auf Ausbreitung seiner Ideen und seiner Machtsphäre sinnend, brütete er die abenteuerlich-phantastischsten Projekte aus; so wollte er mit Hilfe des Kaisers von Oesterreich ein Stück Türkei erobern und dort einen unabhängigen Staat gründen.

In den Jahren 1784 und 1785 begannen die Quellen zu versiegen, welche Frank und sein Gefolge bis dahin gespeist hatten. Schritte, die er um Erschließung neuer Hilfsquellen durch ausgesandte Emissäre und auch auf eigenen Reisen that, blieben zunächst ohne den gehofften Erfolg, so daß er sich genötigt sah, seinen militärischen Staat aufzulösen. Am 28. Mai 1786 fuhr Frank mit Eva nach Laxenburg, woselbst es zu einer erregten Auseinandersetzung mit Kaiser Joseph kam, welcher Frank den Rat gab, alle seine Wertsachen an Silber, Gerät u. s. w. zu veräußern.

Ende 1786 oder Anfang 1787 verließ Frank mit seiner Familie und seinem Anhang Brünn und die österreichischen Staaten und begab sich zunächst nach Frankfurt a. M. und von da um 1788/89 nach dem damals noch kleinen Nachbarstädtchen Offenbach, woselbst ihm der hier residierende Fürst Wolfgang Ernst II. von Isenburg-Birstein zu wohnen gestattete, wohl in der Voraussicht, daß Offenbach dadurch bedeutende Einnahmen zufließen würden. Denn neuerdings war es den Frank'schen Emissären wieder gelungen, neue Geldquellen anzubohren, und der Messias konnte mit fast königlichem Gepränge in unserer Stadt seinen Einzug halten, woselbst er zunächst im alten Isenburger Schlosse am Main sein Absteigequartier nahm, indes seine Leute zum Teil auch in der Umgebung Offenbachs, sowie in Sachsenhausen einen Unterstand fanden." Später kaufte er das Haus „Zu den drei Schweizern", das an der Ecke der Frankfurter- und jetzigen Kaiserstraße lag.

In Offenbach entfaltete Frank, der inzwischen seinen Getreuen polnische Namen gegeben hatte — sich selbst nannte er Dobrucki, von dobry = gut — nun wiederum ein Leben wie ein selbständiger Fürst. Aus Böhmen, Polen, Mähren und Ungarn wallfahrteten Anhänger und Freunde nach Offenbach, um dem „heiligen Herrn" zu huldigen. Auch aus Rußland trafen des Jahres mehrmals

ungeheuere Geldsendungen ein. Damit konnte er sein Gefolge, das nahezu 1000 Personen — Kinder eingerechnet — zählte, reichlich unterhalten. Auch wurden jetzt wieder, wie in Brünn, militärische Uebungen unter den jüngeren Frankisten vorgenommen, einesteils wohl zu dem Zwecke, um den „heiligen Herrn" — die Verkörperung aller Messiasse — im Notfalle auch mit menschlichen Mitteln zu schützen, andernteils vielleicht auch in der Absicht, dem 1793 von den drei angrenzenden Großmächten geteilten Polen im Falle einer Erhebung waffengeübte Streiter zu stellen; denn noch immer war Polen für Frank das Land der Sehnsucht. Von diesen militärisch geschulten Frankisten hielten zwei am Eingange des Hauses und zwei vor der Thüre des Gemaches von Frank, das er Tempel nannte, mit gezogenem Säbel Wache. Wozu diese vielfache Vorsicht? Man munkelte, daß es in dem „Tempel" und in dessen nächster Umgebung nicht ganz ladenrein zuginge! So wird z. B. erzählt: Junge Polen jüdischer Abstammung sollen auf eine bis heute noch unaufgeklärte Weise in Franks Haus verschwunden sein. Junge, schöne Polinnen, gleichfalls unleugbar jüdischer Abkunft, hätten die Flucht ergriffen; sie ließen kein Wort darüber verlauten, was man ihnen in dem Palaste zugemutet, aber ihre verstörten Mienen, der Ausdruck des Ekels und des Abscheues, der sich auf ihrem jugendlichen, keuschen, jungfräulichen Angesichte malte, ihre eilige Flucht, zu welcher ihnen Offenbacher behilflich sein mußten, ließen vermuten, daß dieser fürstliche Pomp großen Schändlichkeiten zum Deckmantel diene.

Ein anderes bewachtes Heiligtum war das Laboratorium, in dem Frank ein Elixir bereitete, das alle Gebrechen heile und darum nur für schweres Geld gekauft werden konnte. Also Humbug auf Humbug! Doch Frank lehrte ja, Reichtümer zu sammeln auf jedwede Art, und sei es auch auf betrügerische. Ein origineller Messias! Auch sonst scheint Frank in religiös-reformatorischer Hinsicht recht „praktisch" gewesen zu sein. So meinte er kurzerhand, alle Juden müßten gezwungen werden, die Taufe zu empfangen, selbst wenn dies mit Feuer und Schwert geschehen sollte. Darum sagte er zu seinen Leuten: „An euch sehe ich, wie man mit den Juden, welche halsstarrig sind, verfahren muß. Wer sich erdreisten wird, etwas gegen die Taufe zu reden, den wird man auf Straßen und Plätze führen, um ihn zu züchtigen."

Frank wollte also äußerlich mit dem Judentum nichts zu thun haben und hielt es darum auch in Offenbach mit den Katholiken. Jeden Sonntag fuhr er in großem Prunkzug nach Bürgel zur Kirche, da unser Ort damals noch kein katholisches Gotteshaus besaß. In der Kirche betete Frank nicht kniend, stehend oder sitzend, sondern nach Art der Morgenländer: auf einem

prächtigen Teppiche liegend. Nie kam das rote Käppchen von seinem Haupte, auch in der Kirche nicht. Seine Untergebenen verehrten ihn abgöttisch. Wer von ihnen gegen seine Vorschriften handelte, der wurde sehr strenge bestraft. Darum lebten alle unter sich und mit andern Leuten stets in Ruhe und Frieden; nie gaben sie Veranlassung zu Zank und Streit, nie lief eine Klage bei der Obrigkeit gegen sie ein.

Baron von Frank wurde von seinen Anhängern für unsterblich gehalten. Doch nach kaum dreijährigem Aufenthalte in Offenbach machte die Natur diesem Irrtume ein grausames Ende: Frank erlag am 10. Dezember 1791 einem Schlaganfalle. Sein Tod verursachte eine wahre Betäubung unter dem Gefolge, aus der sich dasselbe erst am Tage nach der Beerdigung ein wenig erholte. Das Leichenbegängnis Franks war ein so prunkvolles, wie es Offenbach nie wieder bis auf den heutigen Tag erlebt hat. Peter Beer, der erste Biograph Franks, schildert es in folgender Weise: „Alle damals in Offenbach anwesenden Frankisten, deren Zahl zu eben dieser Zeit über 800 war, begleiteten die Leiche. Voran gingen die Weibspersonen, sowohl verheiratete als ledige, deren Anzahl ungefähr 200 war. Alle waren weiß gekleidet, die Haare mit weißem Bande durchflochten, und hielten brennende Wachskerzen in der Hand. Nach ihnen kam die Leiche in offenem Sarge, getragen von seiner Dienerschaft, nebst seiner siebenzig Mann starken Leibgarde, und den Beschluß machten die übrigen Mannspersonen. Diese hatten ebenso wie die Weiber brennende Fackeln in den Händen, ihre Haare waren mit einem weißen Bande gebunden und ihre Arme mit weißem Flor umwunden. So ging der Zug durch Offenbach nach dem allgemeinen Begräbnisplatz hin. Man setzte die Leiche hier ab, deckte den Deckel auf den Sarg, der ganz mit weißem Atlas überzogen und mit goldenen Fransen, Quasten und anderem Zierat versehen war. Um ihn in die Gruft zu lassen, gebrauchte man statt der Stricke weißes Tuch, womit der Sarg noch bekleidet wurde.

Nun fing die ganze Gefolgschaft von 800 Personen, Männer, Weiber und Kinder — denn auch diese wurden auf den Armen der Mütter der Leiche nachgetragen — auf einmal ein Jammergeschrei an, daß die Luft erbebte, und unzählige Thränen entströmten allen Augen. Jetzt fühlten sie vielleicht ihren Verlust am lebhaftesten, jetzt, da sie ihren gemeinschaftlichen Versorger in das Grab senkten, welches sie nie zu erwarten schienen, und in allen ihren Hoffnungen sich getäuscht sahen. Zuletzt warf noch jeder der Anwesenden eine Handvoll Erde in das Grab. Rührend war dabei folgender Auftritt. Einer von seiner Leibwache, der seit mehreren Wochen das Gesicht verloren, wollte doch nicht der einzig Fehlende von

den Leichenbegleitern sein. Auch dieser wurde von zwei Freunden an das Grab geführt und erzeigte unter Vergießung vieler Thränen seinem Herrn und Wohlthäter seine letzte Ehrerbietung dadurch, daß auch er eine Handvoll Erde in das Grab warf. Zum Zeichen der Trauer wurde von der ganzen Suite ein Jahr lang ein weißes Band in den Haaren oder ein weißer Flor um den Arm getragen."

Die Stätte, wo Franks Leiche ruhte, wurde von seinen Getreuen das „Grab des Propheten" genannt. Es lag an der westlichen Mauer des alten Friedhofs. Bei der Umwandlung dieses Offenbacher Begräbnisplatzes in den Neumarkt (jetzt Wilhelmsplatz) kam der Schädel Franks in den Besitz unseres verstorbenen Mitbürgers Pirazzi, der sich die Frankistenforschung eifrigst angelegen sein ließ.

Nach dem Tode Franks — seine Frau war schon in der Festung Czenstochau gestorben — traten seine Kinder die Erbschaft an. Außer der Tochter Eva hatte Frank noch zwei Söhne hinterlassen: Roch und Joseph. Eva — das Prunkstück der Familie — führte das Kommando über die verlassene Schar; ihre beiden Brüder spielten eine nur untergeordnete Rolle. 1796 gab Eva das Haus „Zu den drei Schweizern" in Tausch gegen das damalige „Fürstliche Palais" an der Ecke der heutigen Großen Markt- und Kaiserstraße. *)

Eva Frank setzte den prächtigen Hofstaat ihres Vaters weiter fort. Aber die großen Geldsummen, die dem Alten so reichlich zugeflossen waren, blieben mit der Zeit aus; es wurde „auf Borg" gewirtschaftet. Und Eva, die von jeher eine große Verständnisinnigkeit für die Schwindeleien ihres Vaters an den Tag legte, hatte es eine Zeit lang vorzüglich los, ihre Gläubiger durch allerlei Wippchen zu benebeln oder unter großem Taratabumtsching „fürstliche Proklamationen" zu erlassen. So stand z. B. eines schönen Tages an den Straßenecken Offenbachs folgendes angeschlagen:

„Auf die so lange mit Sehnsucht erwartete Befriedigung unserer Gläubiger ist uns die allerhöchstgünstigste Antwort von Seiner Russischen Kaiserlichen Majestät, Selbstherrscher aller Reußen, erfolgt. Auf Allerhöchst deren Einladung wird sich unser geliebter Bruder am 1. Juli nach St. Petersburg begeben und nach sechsmonatlichem Aufenthalt zurückkehren und unter militärischer Bedeckung einen solchen gehörigen Geldtransport mitbringen, welcher alle unsere Gläubiger

*) Das heutige Kaiser-Friedrich-Hotel.

sowohl hier in Offenbach als in Frankfurt und allen Orten, wo nur unsere Schulden vorhanden, befriedigen wird. Sofern werden alle unsere hiesigen als auch auswärtigen Gläubiger um Geduld gebeten, ausgenommen unsere Bäcker, Metzger und andere brauchbare Leute, welche nach und nach abbezahlt werden.

Nach geschehener Zurückkunft werden unsere Kreditoren durch öffentliche Blätter und den Schall der Trompeten eingeladen, ihre Zahlungen sammt kommenden Interessen, welche pünktlich bis auf den letzten Heller ausbezahlt werden, zu empfangen. Diejenigen aber, welche, ohne es zu können, unserem Namen einen Schandfleck angethan, werden nach geschehener Auszahlung ihre gebührende Strafe öffentlich dafür erhalten. So geschehen

Offenbach, den 17. Januarius 1800.

(L. S.)

Eva von Frank. Roch von Frank.

Joseph von Frank."

Diese aufgeblasene Ankündigung that ihre Wirkung; die Hauptgläubiger waren auf ein volles Jahr vertröstet; hie und da wurden auch einige um ein weniges befriedigt. Aber um die Jahreswende erfolgte weder Trompetenschall, noch gab es öffentliche Strafen, und — auch das Geld für die große Masse der Gläubiger blieb aus. Allerdings kam einige Jahre später, im November 1813, Kaiser Alexander I. von Rußland, der um diese Zeit mit dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen in Frankfurt zusammen war, nach Offenbach und stattete der Eva Frank einen Besuch ab, aber nur aus dem Interesse, das er allem religiös-mystischen Wesen entgegenbrachte. „Er besuchte Eva Frank, deren Ruf auch zu ihm gedrungen war, ebenso wie er im folgenden Jahre die spiritistisch-religiösen Zirkel der Frau von Krüdener und die Kartenschlägerin Lenormand in Paris aufgesucht hatte." Eva Frank jedoch benutzte den Besuch des Beherrschers aller Reußen flugs zu einem geschickten Trick: sie vertröstete ihre immer stürmischer fordernden Gläubiger mit neuen Zukunftshoffnungen, indem sie die Legende ihrer Abstammung vom russischen Kaiserhaus ersann und sich Eva Romanowna nannte. Sogar die Behörde ging auf diesen Leim, wie aus dem hiesigen Kirchenbuch hervorgeht, worin sie Eva von Frank und Eva Romanowna genannt ist.

So verstand es die Tochter ebenso vorzüglich wie der Vater, sich in den Augen der Mitwelt mit einem Nimbus zu umgeben, den selbst die Nachwelt auch dann noch weiter spann, als die ganze Polenherrlichkeit mit einem Male jäh zusammenbrach: Eva Frank starb unerwartet schnell am 17. September 1816; ein Bankerott von mehreren Millionen folgte; die geprellten Gläubiger hatten das Nachsehen, manche sogar mit weit über 100 000 Gulden. Damit war der windische Polenhof zu Offenbach ganz und gar verkracht. Roch und Joseph Frank hatten schon einige Jahre vor ihrer Schwester das Zeitliche gesegnet; die meisten Frankisten waren in ihre Heimat zurückgekehrt, nur ganz wenige blieben in Offenbach, von Zeit zu Zeit das „Grab des Propheten" besuchend, um dort zu beten. Auch ihre Gebeine bleichen schon längst unter der Offenbacher Erde.

Baron Frank und seine Tochter Eva aber konnten lange, lange nicht zur Ruhe kommen: sie gingen fast ein Jahrhundert nach ihrem Tode noch um! Die Getreuesten der Getreuen unter den Frankisten glaubten bombenfest an die baldige Wiederkehr ihres Herrn und Meisters, zumal er ihnen schon bei Lebzeiten von seinem „ewigen Leben" vorgeschwefelt hatte. Von Eva Frank aber glaubte man, sie sei eine Tochter der Kaiserin Katharina II. von Rußland, hätte aber aus ihrer Heimat flüchten müssen. Erst nach dem Tode ihrer Mutter sei sie zum Scheine in Offenbach mit Tod abgegangen und in ihre Heimat zurückgekehrt. Andere aber bestritten ihren Tod aus näher liegendem Grunde. „Im Augenblicke des großen Zusammenbruchs, wo die Pfändung über sie hereinbrechen sollte, habe sie für gut befunden, ihren Gläubigern ein neues Wippchen zu schlagen, ihren Tod zu fingieren, dann aus Offenbach heimlich zu entweichen und an ihrer Statt — eine Puppe begraben zu lassen." Denn mindestens sei es auffallend, daß die Verstorbene zwar kurze Zeit, aber mit teilweise verhülltem Gesichte ausgestellt, der Sarg aber dann rasch geschlossen und nachts bei Fackelschein der Erde übergeben worden sei.

Doch Eva Frank war zur rechten Zeit gestorben! Eine Flut von Schriften versuchte nun nach ihrem Tode das geheimnisvolle Treiben des Offenbacher Polenhofes zu enthüllen.*) Stückweise gelang dies ja auch; über einzelnen Partien jedoch blieb der Schleier ein volles Jahrhundert ungelüftet. Erst der eingangs erwähnte Dr. Kraushar brachte es fertig, dem polnischen Sektenhäuptling Jakob Frank den gleißnerischen Flitterkram, mit dem er sich behangen, vollends rücksichtslos vom Leibe zu reißen. Da ward mit einem Male Licht in der Sache; selbst die dunkelsten

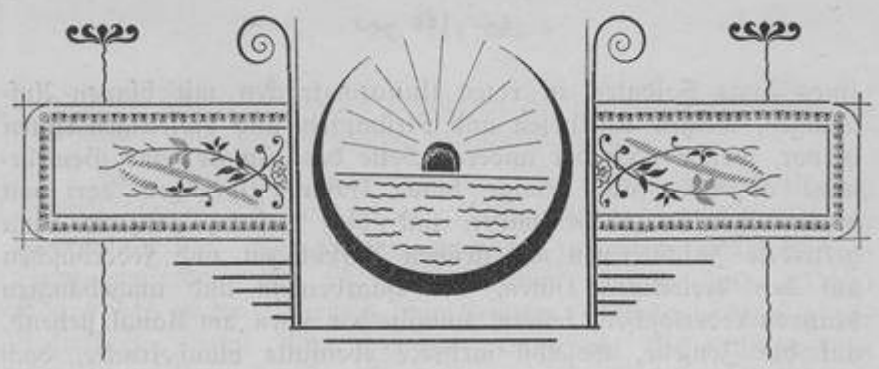
*) Siehe die Unterhaltungsbeilage zur „Offenbacher Zeitung" vom 15. Juli 1899.

Winkelchen im Leben des podolischen Abenteuerers waren für Kraushar so erhellt, daß er schlankweg erkären konnte: „Die ganze Frank'sche Sippschaft war eine Betrügerbande, aber der Alte war ein kluger Mann und hat an den getauften Juden viel Gutes gethan. Eva Frank war eine Dirne; an der Legende von ihrer Verwandtschaft mit dem russischen Hause ist kein wahres Wort."

Damit ist der „heilige Herr von Offenbach" endgiltig gerichtet, von dem schon Ferdinand Dieffenbach sagt: „Würden die guten Offenbacher den Baron von Frank, den sie niemals in der Nähe zu sehen bekamen, genauer betrachtet haben, so würden sie denselben bei Lebzeiten mit weniger Ehrfurcht angestaunt und einen weniger mächtigen Eindruck von seinem Begräbnis empfangen haben. Von Gesicht war er häßlich und pockennarbig, seine unter dem Talar verborgenen Beine waren krumm, seine Füße groß und plump. Seine jüdischen Züge waren streng und kalt, und nahmen sie einen freundlichen Ausdruck an, so erregten sie Furcht und Schrecken." Und Pirazzi meint von einem Conterfei Franks aus der Offenbacher Periode: „Der Gesichtsausdruck ist wenig vertrauenerweckend, ja man würde kaum befremdet sein, dieser Physiognomie mit dem falschen Blick in einem Verbrecheralbum zu begegnen!" Und diesem Mann, bei dessen Anblick uns vielleicht ein gelinder Schauer des Entsetzens durchrieseln würde, brachten die Frankisten eine fast abgöttische Verehrung dar! Doch scheinen auch die wenigen Getreuen, die noch Evas Sarg umstanden und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein in Offenbach ein bescheidenes und zurückgezogenes Junggesellenleben führten, zuletzt auch nicht mehr die frühere hohe Meinung von ihrem Herrn und Meister gehabt zu haben, obwohl sie ihn noch hie und da auf dem Friedhofe besuchten. „Denn niemals durfte, das war im Verkehr mit diesen Herren unverbrüchliche Regel, ihre Vergangenheit berührt oder auf Jakob und Eva Frank bezügliche Fragen gestellt werden." Auch die heutigen Nachkommen der Frankisten in Polen, die — beiläufig bemerkt — auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft und sonst im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle gespielt haben und noch spielen, lieben es nicht, an die Vergangenheit und an ihre Voreltern erinnert zu werden; ja, sie haben teilweise die rücksichtslosen Enthüllungen Kraushars recht übel genommen. Jedenfalls wird ihnen der „Polackenfürst von Offenbach", wie Jakob Frank im Volksmund noch genannt wird,*) nicht mehr der vielgerühmte „heilige Jakob", sondern das sein, was er auch uns ist:

der leibhaftige „wahre Jakob".

*) Eine Stelle in unseren südlichen Wäldern, wo Frank gern weilte, heißt heute noch der „Polackengarten".



Folgenschwere Tage.

Die Kriegsunruhen, die mit dem Jahre 1792 in Frankreich begannen und unter Napoleon Bonaparte nach und nach ganz Europa in Aufruhr und Schrecken versetzten, gingen kaum an einem deutschen Orte völlig spurlos vorüber. Auch unsere Gegend hatte in diesen Zeiten allgemeiner Kriegsnot schwer zu leiden, und gerade Offenbach war wiederholt der Schauplatz von Gefechten und Metzeleien. So u. a. in dem Bonapartistischen Krieg vom Jahre 1800, in dem die Franzosen unter Napoleon den Oesterreichern bekanntlich bei Marengo in Italien eine schwere Niederlage beibrachten und auch zugleich in Deutschland unter dem General Moreau erfolgreich operierten. Aus dieser Zeit wird uns berichtet, daß zwei französische Divisionen, die sich den Uebergang über die Nidda erzwungen und die ihnen gegenüberstehenden Oesterreicher und Mainzer zurückgeworfen hatten, von Norden her gegen den Main vorrückten. Am 11. und 12. Juli des Jahres 1800 standen sie auf dem jenseitigen Ufer und beschossen von dort aus unsern Wohnort. Es müssen dies schreckenvolle Tage für die Offenbacher gewesen sein: die Granaten schlugen in die Häuser ein; die Bewohner flüchteten vor Angst in Keller und sonstige Schlupfwinkel. Auf einer Brücke, die über den Main geschlagen war, drangen die Franzosen in die Stadt ein. Die herbeigeeilten Deutschen stellten sich ihnen entgegen; es kam zum Gefecht, das von dem Maler Hergenröder auf einem Bilde wie folgt dargestellt ist: „Um den Steg im Treffpunkt der Kanal- und Frankfurter Straße wird gekämpft. Und zwar tritt aus dem östlichen Teil der Frankfurter Straße zwischen Palais und Hauptwache die Spitze

eines Zugs Soldaten in roten Uniformsfräcken mit blauen Aufschlägen, weißen Kniehosen und Strümpfen und dreieckigen Hüten hervor, welche nach der anderen Seite des Kanals eine Gewehrsalve abgeben; auch einige blaue Husaren sprengen dort mit geschwungenen Säbeln umher, und vier weitere, ganz in Blau gekleidete Infanteristen mit grünen Aufschlägen und Federbüschen auf den dreieckigen Hüten, mit Haarbeuteln und umgehängten braunen Ledertaschen, feuern, unmittelbar vorn am Kanal stehend, auf die Jenseite, woselbst mehrere ebenfalls blaubefrackte, doch weißbehoste Infanteristen im Dreispitz mit rotem Federbusch nach drüben schießen, desgleichen vom Pferde aus ein blauer Dragoner in dreieckigem Hut und mit Zopf und hohen schwarzen Gamaschen über den weißen Hosen, während hinter ihm ein zweiter Dragoner mit dem Palasch in der Luft herumfuchtelt. Auf jeder Seite fällt ein Mann, auf der rechten ein roter, zur linken, nächst dem Baum, ein blauer Infanterist, indessen zwei Granaten von links her ihre Bogen durch die Luft ziehen und in die Stadt einschlagen." Diese anschauliche Schilderung des Gefechtes läßt uns ahnen, daß jene Tage für unser Offenbach die schlimmsten des ganzen Krieges waren.

Ein mehrmonatlicher Waffenstillstand folgte den allgemeinen Niederlagen der Oesterreicher; zu Parsdorf bei München wurde er abgeschlossen. Doch er führte nicht zum Frieden, sondern diente nur dazu, das Schlachtschwert von neuem zu schärfen. Noch vor Thorschluß des 18. Jahrhunderts brach der erbitterte Kampf wiederum los. Bei Hohenlinden erlitten die Oesterreicher im Dezember 1800 eine abermalige vernichtende Schlappe, die sie zum Frieden zwang. Und zu was für einem! In Lüneville wurden am 9. Februar 1801 die Bedingungen unterzeichnet: das linke Rheinufer kam an Frankreich. Die auf diese Weise benachteiligten deutschen Fürsten aber wurden auf dem rechten Rheinufer dadurch schadlos gehalten, daß die geistlichen Fürstentümer säkularisiert[1]) und die Mehrzahl der freien Städte, kleineren Fürsten, Grafen und Barone mediatisiert[2]) wurden. Hierbei war natürlich Napoleons Wille vor allem maßgebend, und die uneinigen deutschen Fürsten mußten sich das Spiel mit deutschen Ländern und Provinzen, die napoleonischen Anordnungen und Neuerungen wohl oder übel gefallen lassen. In erster Linie waren die Fürsten am Rhein dem Despotismus des Allgewaltigen ausgesetzt, und unter diesem Druck sagten sie sich schließlich im Jahre 1806 ganz und gar von Kaiser und Reich los und gründeten den Rhein-

---

[1]) d. h. die weltlichen Gebiete der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte wurden den weltlichen Fürsten zugeteilt.

[2]) d. i. sie wurden ihrer Selbständigkeit beraubt; ihr Land wurde an größere Fürsten vergeben.

bund; als ihren Oberherrn erkannten sie nur noch Napoleon an und stellten ihm ihre Truppen zur Verfügung.

Auch Fürst Karl von Isenburg, der Sohn von Wolfgang Ernst II., schloß sich, um sich vor Mediatisierung zu schützen, dem Rheinbunde an. Sein Land war damit zu einem unabhängigen Staat geworden, der 14 Quadratmeilen umfaßte und 45 000 Einwohner zählte. Birstein war Residenz, Offenbach der Sitz der Regierung. Fürst Karl, der seit 1804 als Generalmajor in preußischen Kriegsdiensten stand, trat nun an der Spitze eines isenburgischen Regiments in den Dienst Napoleons und stieg dabei zu dem Rang eines französischen Generals; 1810 aber kehrte er wieder in sein Land zurück. Trotz der Zugehörigkeit zum Rheinbunde hatte das Isenburger Land unter den Kriegslasten genug zu leiden. Eine Einquartierung folgte der andern; war ein Trupp Soldaten gut genährt und gekleidet, so zog er weiter und machte dürftigeren Abteilungen Platz; Lieferungen von Lebensmitteln und Futter, Kriegsfuhren und andere Dienste nahmen kein Ende; auch hatten die Bewohner gar oft unter den Roheiten und Gemeinheiten der Soldaten viel zu leiden. Namentlich kamen die Kriegszeiten unserm aufblühenden Offenbach schwer zu stehen; es wurde in seiner Entwickelung nicht nur aufgehalten, sondern arg zurückgeworfen; seine Einwohnerzahl war von über 6000 auf 5000 zurückgegangen.

Endlich war die Rolle Napoleons ausgespielt; bei Leipzig hatte ihn im Jahre 1813 das Schicksal ereilt. Von den verbündeten Preußen, Russen, Oesterreichern und Schweden völlig geschlagen, wandte sich der Franzosenkaiser mit den Trümmern seines Heeres in eiliger Flucht dem Rheine zu; doch die Verbündeten folgten ihm auf verschiedenen Wegen. Als ein Teil derselben sich auch unserer Gegend näherte, floh Fürst Karl von Isenburg, der noch immer ein Bundesgenosse Napoleons war, nach der Schweiz und erklärte von dort aus seinen Austritt aus dem französischen Dienste. Doch umsonst! Die Verbündeten nahmen das Land des inzwischen aus der Schweiz in seine Residenz Zurückgekehrten in Beschlag und ließen es von einer besonderen Behörde verwalten, die in Frankfurt a. M. ihren Sitz hatte. Unser Offenbach wurde nun einem besonderen Militärkomitee unterstellt, trotz aller Einsprüche und Reklamationen des Fürsten und seiner Familie. Einmal noch schien sich allerdings das Schicksal zu Gunsten der Isenburger zu wenden: am 25. Februar 1815 wurde durch den Wiener Kongreß die Abhängigkeit Isenburgs von der Frankfurter „Centralverwaltung" aufgehoben. Doch eitle Hoffnung! Schon am 9. Juni desselben Jahres wurden durch denselben Kongreß Land und Leute der Isenburger dem Kaiser von Oesterreich zugewiesen. Dieser sandte darauf den Kommandeur von Vernholz mit 30 Mann nach

Offenbach, um die Stadt in seinem Namen zu übernehmen. So war also unser Wohnort österreichisch geworden, aber er blieb es nicht lange. Am 30. Juni 1816 wurden die Isenburger Lande vertragsmäßig zwischen dem Großherzogtum Hessen und dem Kurfürstentum Hessen geteilt. Ersteres bekam den linksmainischen Teil — also auch Offenbach — und die Herrschaft Büdingen, die übrigen Gebiete (Birstein, Merholz, Wächtersbach) wurden kurhessisch. Das ganze Isenburger Gebiet war nun reichsmittelbar geworden, d. h. der Landeshoheit unterworfen; seine Regenten wurden den übrigen deutschen Standesherren gleichgestellt.

Damit war der Besitz des einst so reich begüterten und mächtigen Geschlechtes der Isenburger bis auf ein weniges zusammengeschmolzen. In unserer Gegend gehörten ihm zuletzt noch verschiedene Waldungen südöstlich vom Buchrainweiher, sowie das Offenbacher Schloß am Main und das Fürstliche Palais in der Kaiserstraße. Und als im Oktober 1900 der hessische Staat auch diese Liegenschaften käuflich erwarb, verblieb dem Fürsten von Isenburg gleichsam als Erinnerung an eine frühere glanzvolle Zeit einzig und allein das Präsentationsrecht über die Schul- und Pfarrstellen in Offenbach. Doch selbst dieses Recht wird formell nur noch so gehandhabt, daß man von ihm als der letzten „Säule" ehemaliger souveräner Macht wohl sagen darf: „Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht."

Im neuen Kurs.

Die unruhigen Zeiten der Napoleonischen Kriege hatten unserer Industrie arg zugesetzt; es galt darum jetzt, die entstandenen Scharten auszuwetzen. Mit doppeltem Eifer ging man ans Werk, das ins Stocken und Sinken geratene Offenbacher Fabrik- und Handelswesen wieder in Schwung zu bringen. Und bald hatten nicht nur die alten Industriezweige ihre frühere Stellung wieder eingenommen, es sollte auch eine neue Branche auf der großen Konkurrenz des Weltmarktes siegesbewußt auftreten: die aus der Buchbinderei hervorgegangene Portefeuilleindustrie.

Zu jener Zeit nämlich, da wegen der Nähe des ehemaligen Buchhändlerplatzes Frankfurt das Buchbindergewerbe in Offenbach einen goldenen Boden hatte, wanderten zwei als Buchbinder ausgebildete Söhne unserer Vaterstadt — Johann Georg Klein und Jakob Mönch — nach Wien, um sich dort in ihrem Gewerbe zu vervollkommnen und namentlich auch die Fabrikation von Brieftaschen und Lederwaren zu erlernen. Nach ihrer Rückkehr arbeitete Mönch noch eine Zeitlang in der hiesigen Buchbinderei von Möller & Dejonge, während Klein sich baldmöglichst selbständig zu machen suchte. Doch die Isenburger Behörden wackelten mit allen ihren Köpfen und Zöpfen ob eines solchen Beginnens in der geheiligten, gewerbezopfigen Zeit und bereiteten unserm aufstrebenden Klein die größten Schwierigkeiten. Da wandte sich dieser persönlich an den Fürsten Karl und bat ihn wiederholt um Gewerbekonzession. Endlich fand er Gehör unter der Bedingung, daß er zuvor in Birstein eine Probe seiner Tüchtigkeit ablege.

Klein blieb über 2 Monate in der Residenz und hatte sich bald durch seine Kleister- und Klebekünste die Gunst des Fürsten erworben; allerlei Lederwaren, Portefeuilles und Etuis konnten in sauberster Ausführung dem erstaunten Fürsten zur Begutachtung vorgelegt werden. Und nun sollte den Isenburger Beamten die Augen geöffnet werden.

Es war im Jahre 1812, und Weihnachten stand vor der Thür. Da veranstaltete Fürst Karl für seine Familie und die Wächtersbacher Herrschaften eine eigenartige Christbescherung: er verteilte in Gegenwart verschiedener Offenbacher Beamten, die zur Weihnachtsfeier speziell geladen waren, die von Klein gefertigten Papp- und Lederarbeiten. Bei jedem Gegenstande lag ein von Lehrer Mathes in Fischbach bei Birstein — nachmals Präzeptor in Offenbach — in sauberer Kanzleischrift geschriebener Zettel mit der Inschrift:

Hochfürstlich Privilegirte
Portefeuille Fabrique
von
Isenburg, Klein & Comp.

Der Fürst hatte sich im Scherz als Teilhaber bezeichnet, um den Beamten in deutlicher Weise nahe zu legen, den Bestrebungen Kleins hinfüro nicht mehr hinderlich im Wege zu sein. Reichlich beschenkt kehrte Klein als „Hof-Cartonier und Portefeuilles-Fabrikant" in vierspännigem fürstlichem Wagen nach Offenbach zurück und gründete hier sofort eine Fabrik mit der Firma: J. G. Klein sen.

Fünf Jahre danach trat auch Jakob Mönch auf den Plan. Im Bunde mit seinem Berufsgenossen Philipp Petri und dem Kaufmann Ludwig Spengler gründete er ebenfalls eine Fabrik, und das zu Neujahr 1817 ausgehängte Schild: Jakob Mönch & Co. zeigte den erstaunten Offenbachern, daß die anfangs so skeptisch aufgenommene neue Industrie auf guten Boden verpflanzt war und kräftige Wurzeln schlug. Durch den äußerst lebhaften Meß- und den nicht minder regen Handelsreiseverkehr fanden die Erzeugnisse der Offenbacher Lederindustrie rasch den Weg auf den Weltmarkt. Sie waren solide und für jene Zeit auch praktisch gearbeitet, dabei preiswert und von solcher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, daß sie den verschiedensten Bedürfnissen genügten. So gesellten sich zu den ersten Erzeugnissen, die vornehmlich in schlichten Notizbüchern und den bekannten Viehhändler- und Feldwebelbrieftaschen aus rotem Saffian bestanden, mit der Zeit Arbeitskörbchen für Damen, Tabak-, Cigarren- und Spielmarkenkästchen von weiß-, blau- oder orangelackiertem Holz mit aufgelegten Verzierungen aus

poliertem Stahl, Cigarrenetuis, Stammbücher und Poesiealbums in gepreßter Lederdecke und in Decken von farbigem Sammet, Schreibmappen, die verschiedensten Arten der handlichen Portemonnaies und Geldtäschchen, die den unbequemen gewebten Börsen mit leichter Mühe den Rang abliefen, Necessaires (Reise- und Arbeitskästchen), Damentaschen, Reisetaschen, Photographiealbums u. s. w. Alle diese Erzeugnisse wurden im Laufe der Jahre mit der Verfeinerung des Geschmackes schöner, zierlicher, eleganter, und gerade in der Fabrikation feiner Lederwaren hat sich Offenbach seinen Weltruf zu allen Zeiten zu wahren gewußt.

Doch nicht nur die Anfänge der Portefeuilleindustrie stehen im engsten Zusammenhang mit dem Buchbindergewerbe, sondern auch die Lack-, Firnis- und Buchdruckfarbenbranche, die aus der kleingewerblich betriebenen Siederei des Buchbinderlackes hervorgegangen ist, und die Buntpapierfabrikation, die der Buchbinderei Glanz- und Titelpapier lieferte und sich namentlich nach Einführung des Buntdruckes großartig entfaltete.

In ursächlichem Zusammenhang mit der Portefeuilleindustrie hat sich nun einerseits die Gürtlerei entwickelt, andererseits das Schlosserhandwerk zum Maschinenbau aufgeschwungen. Die Gürtlerei war anfangs als Hilfsbetrieb mit den Portefeuillefabriken verbunden, hat sich jedoch nach und nach zu einer selbständigen Branche herangebildet; die Schlosserei übernahm es, die für die Portefeuilleindustrie erforderlichen Pressen und sonstigen maschinellen Anlagen herzustellen.

Gleichzeitig mit dem Aufschwung der Portefeuilleindustrie begann auch der Gerberei, die seither nur in kleinem Maßstabe betrieben wurde, die Flügel zu wachsen, indem durch das Geschäft von Spicharz — aus dem benachbarten Oberrad hierher verlegt — die Anfänge der hiesigen Lederfabrikation eine wesentliche Verstärkung und vielseitigere Gestaltung erfuhren. „Dieselbe dürfte hierselbst zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus der Hut- und Wachstuchfabrikation hervorgegangen sein, da nachweislich die ältesten Lackledersabrikanten hierselbst vorher teils Wachstuch fabriziert, teils lackierte Filz- und Lederhüte gemacht und dann zu diesem Fabrikat auch das Rohmaterial herzustellen begonnen haben."

Auch andere Branchen erhoben sich in jener Zeit zu größerer Vollkommenheit; so die Bleiweißfabrikation, die schon frühzeitig von einem hiesigen Tabakreisenden als neuer Erwerbszweig eingeführt worden war; ferner die Seifensiederei, die Haarschneiderei, die Tricotweberei, die Posamenterie und verwandte Zweige der Textilbranche u. s. w.

Diesen gewaltigen Aufschwung hat Offenbach in erster Linie seiner eigenen Kraft und Umsicht, seinem Fleiße und Unternehmungsgeist zu verdanken; doch auch die hessische Regierung suchte von allem Anfang an Handel und Gewerbe der ihr neu überwiesenen Stadt eifrigst zu fördern. Sie hob zunächst die so reichlich daselbst vorhandenen Vorrechte und Zwangsbestimmungen im industriellen Leben auf und gewährte volle Freiheit und Gleichheit in der Erwerbs- und Gewerbsthätigkeit. Dadurch konnten neben den alten Firmen jeglicher Art auch Konkurrenzhäuser entstehen, wachsen und gedeihen. Neue Kunststraßen wurden angelegt: 1818 die von Seligenstadt nach Offenbach und die von Offenbach nach Sprendlingen. Unsere Stadt erhielt eine regelmäßige Postabfertigung. 1819 erstand die Schiffbrücke, um den Verkehr mit dem Norden zu erleichtern. 1821 wurde die Offenbacher Handelskammer errichtet, deren Hauptverrichtungen darin bestehen sollten:

a) „ihre Ansichten über die Mittel, Handel und Manufakturen zu befördern, zu eröffnen;

b) der Staatsregierung die Hindernisse anzuzeigen, welche sich dem Flor des Handels entgegenstellen;

c) neue Quellen des Nationalreichtums zu entdecken."

Bald darauf that die hessische Regierung einen weiteren hochwichtigen Schritt, der gerade für unsere Stadt von ganz besonderer Bedeutung war.

Durch das preußische Zollgesetz vom Jahre 1818 hatten nämlich die an Preußen grenzenden Länder und namentlich unser Hessen unter den hohen Zollsätzen und der scharfen Grenzbewachung außerordentlich schwer zu leiden. Darum allseitige Wehklage über das preußische Mautsystem, das manche Gegenden bis auf den Bettelstab herabbrachte. Da faßte der hessische Minister du Thil, statt noch länger in den allgemeinen Kampfruf: „Nieder mit dem preußischen Zollsystem!" einzustimmen, den Plan eines Vertrags mit Preußen ins Auge. Nach langen Unterhandlungen fand dieser Gedanke auch seine Verwirklichung. Darüber allerorts große Erregung und Erbitterung. „Alle Regierungen kamen in Aufruhr; an allen Höfen läutete die Sturmglocke wider den „Löwenvertrag", schreibt Wilhelm Oncken. Der Gegenstand allgemeiner Verwünschung war natürlich der Minister du Thil; selbst in Hessen war man gegen ihn aufgebracht, weil er das Land an Preußen „verraten" habe. Doch bald sollte der ungeheuere Nutzen des Vertrages für Hessen erwiesen werden. Oncken fährt hierzu weiter fort: „Für alle Verkennung und Lästerung fand du Thil Trost in einem Erfolg, der seine kühnsten Erwartungen übertraf,

seine Gegner aber vollständig verstummen machte. Am 1. Juli 1828 war die neue Zollverwaltung ins Leben getreten und schon im September, im dritten Monat seiner Geltung, zeigte Handel und Wandel des Landes einen hier nie erlebten Schwung. — Das Geschäft hatte einen Markt, was unverkauft auf Speichern und in Kellern lagerte, mit einem Male zu steigenden Preisen Absatz und Käufer gewonnen. Die seit Jahren angehäuften Weinvorräte waren reißend abgegangen bis auf das letzte Faß. In dem Jahre vom 1. Juli 1828 bis zum 1. Juli 1829 hatte Hessen nach Preußen Erzeugnisse seines Bodens und seiner Arbeit in einem Gesamtwert von 3 189 431 Gulden ausgeführt. Dafür wären vor dem Vertrag an Einfuhrabgaben 87 229 Gulden in Preußen zu entrichten gewesen; das alles sparten die Verkäufer, und den größten Teil ihrer Werte hätten sie ohne den Vertrag überhaupt nicht abgesetzt. Die Preise aller Ausfuhrgegenstände waren durchschnittlich um 20 Prozent, die der Weine um mehrere hundert Prozent in die Höhe gegangen. Bei ihren wohlfeileren Arbeitslöhnen konnten die hessischen Fabriken nicht bloß im Inlande den Wettbewerb mit den preußischen aushalten, sie konnten sich auch nach Preußen hin Absatz verschaffen und die Zahl ihrer Arbeiter bedeutend vermehren. Die hessischen Zollkassen aber hatten schon in den ersten 15 Monaten des neuen Systems einen Gewinn von 400 000 Gulden zu verzeichnen."

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Abschluß des preußisch-hessischen Zollvertrages stand die Erhebung Offenbachs zu einem Meßplatz. Es geschah dies am 15. August 1828 durch eine Bekanntmachung der hessischen Regierung, worin zur Beförderung des inländischen Handelsverkehrs angeordnet war, „daß während der Dauer der Frankfurter Messen sowohl Inländern als Ausländern gestattet sei, zu Offenbach Waren niederzulegen und daselbst an Inländer und Ausländer zu verkaufen, ohne daß für den während dieser Zeit zu Offenbach stattfindenden Handelsverkehr eine Gewerbesteuer entrichtet werde, oder eine aus den Zunft- und Gewerbsverhältnissen abgeleitete Beschränkung eintreten soll."

Nun wurde in Offenbach ein Hauptzollamt mit zugehörigem Lagerhaus errichtet; ihm wurden die Nebenzollämter zu Hainstadt, Schaafheim, Seligenstadt, Steinheim und das an der Offenbacher Schiffbrücke untergeordnet. Zahlreiche höhere und niedere Zollbeamte wurden angestellt, an dem jetzt noch stehenden Zollamtsgebäude befand sich die Maut. Hier und noch weiter nach Frankfurt hin, sowie in der Aepfelallee standen die Grenzaufseher oder Grenzjäger — zuletzt über 50 — in grauem Rock mit grünem Kragen, das Käppi auf dem Kopf, mit angeschnalltem Säbel und umgehängtem Karabiner und sorgten dafür, daß weder geschäftlich noch privatim etwas über die Grenze geschmuggelt wurde.

„Diese Grenzjäger waren von den damaligen Offenbachern sehr gefürchtete Persönlichkeiten, indem sich zu jener Zeit die feinsten Leute, „Honoratioren" und selbst Beamte, ja sogar Damen nicht ausgenommen, keineswegs ein Gewissen daraus machten, ein Pfund Kaffee oder Zucker oder ein Stück Zeug oder eine Anzahl Flaschen Wein unter ihrer Kleidung oder in ihrem Wagen verborgen von Frankfurt nach Offenbach hereinzuschmuggeln, besagtes Gewissen dann meist aber bei Ansichtigwerden des ersten Douanier-Postens bedeutend zu schlagen begann, maßen man fürchtete, sich die Befolgung des „elften Gebotes" am Ende doch unmöglich gemacht zu sehen, wobei man immer das stille Gelübde ablegte, sich diesmal doch gewiß zum allerletztenmal dem Schmuggel hinzugeben! Es kamen dabei die ergötzlichsten Geschichten vor, die noch später die Heiterkeit aller derer erregten, welche sich ihrer erinnerten."

Die Hauptgegenstände des Offenbacher Meßhandels waren Leder, rohe Häute, Schafwolle, Waren aus Baumwolle, Wolle und Seide, Steingut, Eisen- und Kurzwaren. Die Meßbuden standen in der Allee vom jetzigen Kaiser-Friedrich-Hotel an bis zur Domstraße; auch hatte man Warenniederlagen in den Hauptverkehrsstraßen errichtet. Der Erfolg der Messe war ein gewaltiger. Nachstehende Uebersicht möge den stets steigenden Meßverkehr zu Offenbach während der Jahre 1828—1835 zeigen:

Jahr.	Ostermesse: Ctr. Waren.	Herbstmesse: Ctr. Waren.
1828	—	6118
1829	10410	14282
1830	20734	25889
1831	24372	22160
1832	26138	27594
1833	25245	28380
1834	38799	57846
1835	53576	55997

Bei dieser Zusammenstellung sind aber die Speditionsgüter gar nicht mitgerechnet. Und diese waren noch viel bedeutender, da die Güter nicht über Frankfurt gehen konnten, sondern via Offenbach verladen werden mußten. Die Speditionsgeschäfte von Böhm & Marchand, Bankier Mumm aus Frankfurt, Wilhelm Speyer u. a. erzielten damals glänzende Einnahmen.

In Frankfurt lächelte man anfangs darüber, daß das kleine Offenbach einen Wettbewerb mit der uralten Meßstadt eingehen wolle. Bald aber wurden die Mienen schon bedenklicher, als man

sah, daß der Wohlstand in Offenbach mit jedem Jahre wuchs und das ganze Speditionswesen sich dahin zu verziehen drohte, indes der Frankfurter Handel und Meßverkehr bedeutend abnahmen. Und als dann gar verschiedene andere deutsche Staaten dem preußisch-hessischen Zollvertrag beitraten und so den deutschen Zollverein gründeten, da streckte auch die freie Reichsstadt Frankfurt die Waffen und trat der Zollvereinigung bei. Jetzt war es mit der Offenbacher Messe zu Ende, nachdem sie 8 Jahre (1828—35) bestanden hatte; denn mit dem reichen Frankfurt konnte unsere Stadt von nun an nicht mehr wetteifern. Dahin war jetzt der große Verkehr, von dem Pfarrer Heber in seiner „Geschichte der Stadt Offenbach" (1838) also erzählt: „Wer in Offenbach zur Meßzeit durch die Straße ging, der wußte sich, wenigstens in der Frankfurter Straße, in der Kanalstraße und der Schloßgasse, kaum durch die wogende Menge der Menschen hindurchzudrängen, und kamen gar größere Transporte zum Spedieren an, so blieb keine andere Wahl, als durch allerlei Manöver und Wendungen, Pausieren und Vorwärtsdrängen sich an das erwünschte Ziel zu arbeiten. Hätte man nicht in den Zeiten, welche zwischen die großen Meßverkehre fielen, die vielen beschriebenen und bemalten farbigen Schilder die Vorderseite der Häuser bedecken sehen, man würde geglaubt haben, man habe geträumt. Jetzt aber, nachdem der Anschluß der Stadt Frankfurt an den deutschen Zollverein im Jahre 1836 wirklich erfolgt und der große Verkehr verschwunden ist, scheint das öde Lagerhaus über den kurzen Glanz eine lange Trauer angelegt zu haben, und es würde uns wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht dünken, das wir vor unsern Augen haben aufführen sehen, gäben uns nicht die Kommunalschulden, die größtenteils im Interesse des Meßverkehrs gemacht worden und nun zu bezahlen sind, den fühlbaren Beweis der unerfreulichen Wirklichkeit." Es war für den Augenblick eine schlimme Zeit, ein Ende mit Schrecken!

Doch das Unheil sollte sich bald zum besten wenden, als man erkannte, daß gerade jetzt die günstigsten Vorbedingungen gegeben waren, um Offenbach ausschließlich zur Fabrikstadt zu machen: große, leerstehende Arbeitsräume, zahlreiche arbeitslose Kräfte, unbenutzte Kapitalien der vermögenderen Klassen, billiger Boden und durch den großen Meßverkehr erweiterte Kenntnisse und Ansichten über Handel und Fabrikwesen. Dazu kam noch als weiterer hochwichtiger Faktor die Verwendung der Dampfkraft. Die erste Dampfmaschine war schon im Jahre 1832 in der damaligen Baumwollenweberei von J. C. Hauff (jetzt Achsenfabrik) in der Kirchgasse aufgestellt worden. Nach dem Hingange der Offenbacher Messe trat nun die Dampfkraft auch in den Dienst

anderer Industriezweige und half unserer Vaterstadt die mitführende Stellung auf dem Markte der Völker erhalten und fester begründen. Und so hatte der nimmer rastende Offenbacher Gewerbefleiß und Unternehmungsgeist den Schaden unserer jäh zusammengebrochenen Messe rasch auszumerzen verstanden. Der bekannte Wunsch: „Krie die Kränk Offebach u. s w.", der von jenem Handelsmann mit dem langen Kaftan merkwürdigerweise um selbige Zeit vor dem verödeten Lagerhaus ausgestoßen wurde, ging also Gott sei Dank nicht in Erfüllung, wohl aber das Wort des Dichters:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Der Herzog von Jerusalem.

Unter dieser Ueberschrift brachte die „Gartenlaube“ in ihrem Jahrgange 1867 die Biographie eines religiösen Schwärmers und Gauklers, der einige Jahrzehnte nach dem podolischen Messias Frank gleichfalls in Offenbach den Versuch machte, seinen abenteuerlichen Hirngespinsten Verbreitung zu verschaffen. Dieser zweite Offenbacher Prophet war unser hessischer Landsmann Müller-Proli, über dessen Lebensgeschichte uns folgendes berichtet wird:

Müller-Proli war der Sohn des Mainzer Koadjutors Karl Theodor von Dalberg und der schönen Näherin Helene Balser, die jedoch, um die mißliche Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, noch rechtzeitig an den Kunstgärtner Johann Adam Müller in Kostheim verheiratet wurde. Ums Jahr 1788 — also just, da Baron Frank in Offenbach einzog — schenkte die nunmehrige Helene Müller einem Söhnlein das Leben, das nach seinem Pseudo-Vater den Namen Bernhard Müller erhielt. Mit 8 Jahren kam der begabte Kleine in das katholische Seminar nach Mainz und in seinem 14. Jahre zu einem Schneider in die Lehre, dem er aber eines schönen Tages durchbrannte; eine Kunstreitergesellschaft hatte es ihm angethan. Doch auch bei dieser fahrenden Sippe behagte es ihm nicht, denn bald darauf finden wir ihn im Kloster zu Aschaffenburg, wo er sich zum geistlichen Stand vorbereiten wollte. Welch' gewaltiger Kontrast! In der Klosterbibliothek suchte er mit wahrer Gier solche Lektüre aus, die seiner lebhaft

kreisenden Phantasie neue Nahrung bot: die Legenden der Heiligen, die Geschichte der Tempelritter, der geheimen Orden u. s. w. Nach einem mehrjährigen Leben klösterlicher Einsamkeit trat er eine Pilgerreise nach Rom an, kehrte aber auch von dieser unbefriedigt zurück. Schon damals lebte er in dem Wahn, zum Reformator der katholischen Kirche bestimmt zu sein, die ihm in verschiedenen Einrichtungen und Lehrsätzen als mit dem ersten Christentum nicht völlig übereinstimmend erschien. Im Verkehr mit einem englischen religiösen Schwärmer, dessen Bekanntschaft er in Regensburg gemacht hatte, wurde vollends der Gedanke seiner messianischen Sendung in ihm wach, und so sehen wir ihn denn bald die Rolle eines Propheten übernehmen. Seine erste prophetische That war eine im Jahre 1810 erlassene fulminante Drohnote an Napoleon I., worin er dem allgewaltigen Imperator den bevorstehenden Sturz verkündete und ihn aufforderte, unverzüglich Buße zu thun. Doch ums Haar wäre es dem Propheten wegen dieser putzigen Aufforderung an den Kragen gegangen. Napoleon setzte 1000 Friedrichsdor auf die Festnahme Müllers, und nur mit knapper Not entging dieser den Händen der eifrigst forschenden Polizeispitzel. Er floh zunächst nach England, wo er in den Frömmlerkreisen daselbst aufs freundlichste empfangen wurde. Von hier aus sah er denn auch im Jahre 1812 mit Genugthuung, wie der Franzosenkaiser den traurigen Rest seiner von Kälte, Hunger und wütenden Kosaken verfolgten Armee im Stiche lassen und auf einem Bauernschlitten eiligst von dannen kutschieren mußte. Damit war ein großer Teil der ersten Prophezeiung in Erfüllung gegangen, und Müller war hinfüro von seiner Prophetenmission noch mehr überzeugt.

Im Jahre 1813 begab er sich als Missionar nach Irland, wo er in Cork den angeblichen Jesuitenpater Martin kennen lernte. Dieser stellte ihn einer reichen Miß als einen deutschen Prinzen vor, „der Thron und Vaterland aufgegeben habe und im Gewande der Niedrigkeit durch die Welt pilgere, bis durch ihn, den gottgesalbten Propheten, die Wiedererrichtung des Tausendjährigen Reiches geschehen werde." Derselbe Mumpitz wurde auch den Mitgliedern des sogenannten Christusordens in Cork vorgemacht, und bald war Müller von diesen als Herzog eines neuen Gottesstaates ausersehen. Wie Melchisedech König und Priester von Salem gewesen sei, so solle er Prophet und Regent des neu zu errichtenden Herzogtums Jerusalem werden. Martin, der in Müller nur ein willkommenes Werkzeug zur Ausführung seiner eigenen Pläne erblickte, wurde von dem Christusorden mit der Entwerfung des Grundrisses und Bauplans für den neuen Staat beauftragt.

Nun paßte aber der profane Name Müller nicht zu der Würde eines Herzogs von Jerusalem; flugs trat an seine Stelle der geheimnisvollere „Proli", abgeleitet von dem morgenländischen Wort baroli = Sohn Gottes. Mit diesem Namenswechsel wurde zugleich als Dogma aufgestellt: Die Seele Prolis war schon von Anbeginn der Welt vorhanden; von Adam ist sie auf Abraham, Moses, David und Christus übergegangen und jetzt in Prolis irdischer Erscheinung Fleisch geworden. Darum wurden seinem Herzogstitel noch die Worte beigefügt: „vom Stamme Juda und aus der Wurzel Davids." Neben dieser Grundlehre bildeten die Gütergemeinschaft mit Aufhebung der Armut, sowie der Standesunterschiede und die freie Liebe die beiden Eckpfeiler in Prolis welterlösendem Programm. Unter diesem Banner sollten alle Völker der Erde zu einem Bruderbunde vereinigt werden, zu dessen Oberhaupt Proli schon seit Anbeginn der Zeiten berufen sei.

Bald hatte Proli eine auserlesene Schar Priesterinnen um sich versammelt; an ihrer Spitze stand die begeisterte Miß, die sich und ihren vollen Geldbeutel dem Propheten jederzeit zur freien Verfügung stellte. In dem Palais der Miß wurde eine „Hauskapelle" eingerichtet. Mit den Betstunden wechselten aber auch mancherlei und zwar recht anrüchige Festlichkeiten ab, unter denen insbesondere Bälle in paradiesischem Kostüm und sinnlich-übersinnliche Ballette hervorragten, die in dem Landhause der Miß veranstaltet wurden. Dabei erstrahlten in einem Tempel von himmlischem Glanze die Worte: „Freiheit allen Welten!" Doch solche Freiheit wollte nicht so recht mit dem Reglement der Sittenpolizei übereinstimmen; und als Proli mit seiner frommen Miß, umringt von Nymphen und Nixen, gerade inmitten eines Meeres von Liebe und Wonne schwamm, waren die Wächter des Gesetzes nahe daran, ihn bei seinen mystischen Orgien zu überrumpeln. Doch der getreue Martin hatte Wind bekommen und veranlaßte den Herzog Proli, mit seinem ganzen Hofstaate nach London überzusiedeln, wo es ein leichtes sei, in dem allgemeinen Gewühle unterzutauchen. Wie gesagt, so gethan. Mit beinahe 100000 Pfd. Sterling trat die unsaubere Gesellschaft den Ueberzug nach dem Themsebabel an; nur Prolis Oberdulcinea, die reiche Miß, mußte zurückbleiben, da sie durch ihren großen Grundbesitz in Wahrheit an die Scholle gefesselt war. Doch so ohne weiteres wollte sie den teuren Meister nicht aufgeben und ließ ihn erst ziehen, als er sich auf eine Erscheinung des Erzengels Gabriel berief. Mit aufgelöstem Haar flehte sie ihn schluchzend und händeringend beim Abschied an: „Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst!" Und er dachte wohl an sie — wenn er in Geldverlegenheit war. Trotz der bedeutenden Zuschüsse der Miß aber brachte das kostspielige Leben in London den reichen Herzog

von Jerusalem in kurzer Zeit zu einem Ritter von Habenichts herunter, zumal der schlaue Martin den nahen Zusammenbruch der ganzen Prophetenwirtschaft gewittert und sich schleunigst unter Mitnahme der letzten Banknoten verduftet hatte. Nun blieb auch für Proli nichts anderes übrig, als sich baldmöglichst durch die Flucht der Sorge um seine Getreuen zu entheben. Unter allerhand Vorspielungen brachte er schnell noch 3000 Pfd. Sterling zusammen und schied von seiner trauernden Anhängerschar, indem er sie mit der Verheißung tröstete, „daß er sein Antlitz in das leuchtende Meer der Offenbarung tauchen, bald aber im Glorienschein zu ihnen zurückkehren werde, wie Moses vom Berge Sinai; sie möchten seiner Wiederkehr harren!" Er ging nach Hamburg. Dort mußten die wenigen Jünger, die er mitgenommen hatte, gleich bei der Ankunft die Werbetrommel rühren. Doch niemand in der alten Hansastadt folgte dem Ruf. Darum begab sich Proli mit einer einzigen Begleiterin, einer jugendlichen Brünette, nach Württemberg, dem Land der Sehnsucht für religiöse Schwärmer. In elegantem Wagen reiste er von Hamburg nach Stuttgart; doch kaum hier angekommen, wurde er auch schon wieder behördlicherseits über die Grenze befördert. Darauf ließ er sich in Würzburg nieder, wo es ihm auch thatsächlich in kurzer Zeit gelang, Anhänger beiderlei Geschlechts um sich zu sammeln. Dabei wurde er insbesondere von einem gewissen Pater Johannes wirksam unterstützt. Als aber auch hier verschiedene Anzeigen über geheime Orgien bei der Polizei einliefen, und Pater Johannes infolgedessen verhaftet wurde, nahm Proli wiederum Reißaus und langte im Jahre 1822 in Offenbach an. Doch die bayerische Regierung machte ihn hier ausfindig und veranlaßte die Verhängung eines Hausarrestes über Proli. Da warf sich Prinz Georg von Hessen ins Mittel und brachte es dahin, daß der Prophet außer Verfolgung gesetzt wurde.

Er lebte anfangs mit seiner Hamburger Begleiterin in der Sandgasse und später in der Domstraße; seine Verhältnisse waren damals recht kümmerlich. Als jedoch seine schon von Würzburg aus nach Irland gesandten Anhänger mit riesigen Summen Geldes — in der Hauptsache immer wieder von der treuen Miß gespendet — zurückgekehrt waren, begann wiederum ein Leben voller Wonne. Proli erwarb sich das Offenbacher Bürgerrecht und dachte nun daran, sich wie in Irland als Herzog und Prophet standesgemäß einzurichten. Zu diesem Zwecke erstand er den damaligen Blumen- und Gemüsegarten von Metzler mit vielen umliegenden Aeckern und Wiesen. Dies alles verwandelte er in einen Park mit Landhaus und Felsengrotte, in welch' letzterer er mit seinen Nymphen zuweilen vertraute Zwiegespräche hielt. Das ganze Besitztum kam ihn auf über 150000 fl. zu stehen; es ist der heutige Tulpenhof.

„In seinem Kabinett hielt er abgeschlossen seine Offenbarungsstunden, lag auf den Knien, kasteite sich, litt Hunger tagelang, rang im Gebete, erwartete die Strahlen des Urlichts aus der Höhe und wollte mit solchen Kasteiungen nach dem Beispiele Jesu Gott mit den Menschen versöhnen, Gottes Zorn von der Welt abwenden, ein Mittler zur Erlösung sein und überhaupt der Gerechtigkeit Gottes genug thun. Nach tagelangem Fasten und Ringen aß er nur Milch und Wassersuppe, während seine Dienerschaft im Ueberfluß lebte. Von diesen geheimen Offenbarungsstunden durfte niemand wissen, der nicht geweiht war. Hier fand sein Umgang mit Gott statt, hier fragte er ihn und hörte ihn antworten." Danach aber war Proli wieder heiter und fröhlich im Kreise seiner Jünger.

Ueber seine Mitmenschen scheint Proli eine gewisse Macht besessen zu haben, denn sein Anhang mehrte sich von Tag zu Tag; besonders war Frankfurt ein einträgliches Feld. So hatte er sich einen dortigen reichen Bürger, Namens Zickwolf, dienstbar gemacht; ebenso einen Kaufmann Heuser und dessen Schwester. Letztere traf er eines Tages im Laden ihres Bruders, der ein Manufakturwarengeschäft inne hatte, und sprach zu ihr: „Du bist eine Erwählte des Herrn; auf, folge mir nach!" Und von Stund an blieb sie in seiner Gewalt. Ferner schloß sich ihm der Kandidat der Theologie Dr. phil. Joh. Georg Göntgen an. Er wurde Prolis Geheimsekretär und unterzeichnete mit dem ehrwürdigen Namen «Samuel a sancta Sion, Archidiakonus des Himmlischen Reiches." Dieser Dr. Göntgen stellte denn auch seinem Meister das Zeugnis aus, daß „seit den Propheten des alten Bundes und mit Einschluß der Kirchenväter noch nie ein sterblicher Mensch eine solche übernatürliche Sehergabe und einen solchen Schatz von den Erkenntnissen Gottes und der Natur gehabt habe, als Proli." Und in der That, mit staunenswerter Pünktlichkeit trafen manche seiner Prophezeiungen ein; so die Julirevolution, die Entthronung Karls XII., der Aufstand in Polen, die demokratische Bewegung der 30er Jahre, die Cholera, Ueberschwemmungen, Teuerungen, furchtbare Naturereignisse u. s. w.

Noch immer aber war Proli für die hessische und Offenbacher Behörde der Bernhard Müller von Kostheim. Um nun diesen Namen endgiltig abstreifen zu können, richtete er an das Ministerium zu Darmstadt ein diesbezügliches Gesuch, das auch wirklich unterm 22. Oktober 1826 genehmigt wurde. Es heißt darin, daß „dem Ortsbürger Bernhard Müller zu Offenbach auf sein allerunterthänigstes Nachsuchen und einberichteten Umständen nach die landesherrliche Erlaubnis erteilt worden sei, seinen bisherigen Namen Maximilian Ludwig Bernhard Müller in Maximilian Ludwig Proli förmlich vertauschen zu dürfen."

Im Hinblick auf die bevorstehende Julirevolution hielt sich Proli verpflichtet, im Jahre 1829 mit allen Mächtigen der Erde ein ernstes Prophetenwort zu reden. Er erließ 70 gleichlautende öffentliche Kundgebungen an alle Regenten Europas, an den Papst und alle geistlichen und weltlichen Großen; nur den König von Preußen und den Kaiser von Rußland schloß er aus, denn diese waren für ihn aus der Liste der Regenten gestrichen. In diesen Manifesten verkündete er das Herannahen des „Tausendjährigen Reiches" und forderte alle Herrscher auf, sich ihm, „dem Gesalbten und Gesandten des Herrn aller Herren, Herzog von Jerusalem, Groß-Imperator des Tausendjährigen Reiches, Fürst auf Zion", zu Füßen zu legen und die Unterthanen zum Eintritt in das Tausendjährige Reich freizugeben; zugleich entband er die Völker ihres Eides der Treue, den sie den seitherigen Herrschern geleistet hatten. Als nun aber die Mächtigen der Erde dieses wahnwitzige Schreiben lächelnd beiseit legten, erfolgte ein zweites, noch geharnischteres Manifest, das wenigstens einen Erfolg hatte: solch verrückte Auslassungen fingen denn doch an, den Fürsten allmählich unbequem zu werden, und man guckte dem Herzog von Jerusalem etwas genauer auf die Finger als seither. Auch die durch Frank enttäuschten Offenbacher glaubten nicht mehr recht an derartige Propheten, und selbst Prolis Christuskopf mit dem blonden Vollbart und dem blonden Haupthaar, das in natürlichen Locken bis zur Schulter herabhing, konnte nicht mehr verfangen. Mit Mißtrauen beobachteten die durch Erfahrung gewitzigten Offenbacher den neuen prophetischen Mitbürger, der übrigens ganz selten aus seiner Besitzung herauskam und fast nur gesehen werden konnte, wenn er in seinem Parke lustwandelte. Gar bald munkelte man auch hier, wie ehemals in Irland, von geheimen Orgien und Tänzen, die in dem feenhaft beleuchteten Landhaus des zweiten Offenbacher Propheten in Adam und Evas Nationalkostüm abgehalten würden, und eines schönen Tages kam von Darmstadt der Befehl, Proli samt seiner auserkorenen Schar zu verhaften. Eine Kompagnie der Offenbacher Garnison*) unter dem Hauptmann Dambmann besetzte alle Ausgänge des Landgutes; Landrat Strecker von hier und ein Regierungsbeamter aus Darmstadt überbrachten in Begleitung einiger Gendarmen den Verhaftungsbefehl. Beim Anblick der heiligen Hermandad scharten sich die Jünger jammernd um den Meister Proli; er aber tröstete sie mit den Worten: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen!" Und als ihm die Beamten den Verhaftungsbefehl vorzeigten, entgegnete er würdevoll: „Was, Großherzog von Hessen! Keine Macht auf Erden steht über mir!" Damit konnte er jedoch den Beamten nicht imponieren; sie schritten

*) Als Offenbach hessisch geworden war, erhielt es eine Abteilung Militär.

zu seiner Verhaftung. Das war nun dem Propheten zu viel. Er spuckte wie sieben besessene Sprühteufel, entriß dem nächsten Gendarmen den Säbel und drang damit auf den Regierungsbeamten ein. Ein ungeheuerer Tumult entstand; Proli ward überwältigt. Dr. Göntgen war im kritischen Augenblick zur Kanzlei des Himmlischen Reiches geeilt und vernichtete dort eine Anzahl Aktenstücke. Bei dieser Arbeit wurde er denn ergriffen und zur Wache abgeführt, während Proli Hausarrest erhielt. Weinend und wehklagend mußten die Priesterinnen die „Gefangennahme Juda's durch die Heiden von Babylon" mitansehen. Doch wiederum scheint eine hohe, unbekannte Mittlerhand eingegriffen zu haben: Dr. Göntgen wurde freigelassen und gegen Proli das weitere Verfahren eingestellt, als er den Entschluß kundgab, nach Amerika auszuwandern. Wenige Tage danach verkaufte er sein ganzes Besitztum für 30 000 fl. und wandte sich auf einem eigens erworbenen Segelschiff „Isabella" mit 46 Anhängern der neuen Welt zu, um dort im freien Westen das neue Reich Jerusalem aufzubauen. Noch am Tage vor der Abreise — es war am 17. Juli 1831 — übersandte er der Stadt Offenbach die Summe von 2000 Thalern zur Unterstützung der Armen, wie er überhaupt während seines Offenbacher Aufenthaltes großen Wohlthätigkeitssinn an den Tag legte. So schenkte er der städtischen Armenkasse alljährlich 1200 Thaler, unterstützte in dem strengen Winter von 1829 auf 1830 gegen 300 Menschen durch Lieferung von Nahrungsmitteln, Holz, Kleidern u. s. w. und gab auch sonst noch reichlich Almosen.

Als nach siebenwöchentlicher Seefahrt die amerikanische Küste aus den Wogen emporstieg, wurde ein neues Schauspiel in Scene gesetzt. Proli, reich gekleidet, mit goldenen Ketten behangen, stieg auf das Deck des Fahrzeuges; alle Jünger und Priesterinnen scharten sich um ihn. Und nun verlas Dr. Göntgen eine Urkunde, in der aufgezeichnet war, daß Proli von sehr hoher Abstammung sei, seither aber in Niedrigkeit gelebt habe. Von nun an nenne er sich Maximilian, Graf von Leon, und das ihm bereits seit 6 Jahren angetraute Fräulein Heuser sei zu denselben Ehren und Würden als Gräfin von Leon erhoben. Zugleich wurden die neuen Hofchargen verteilt: Dr. Göntgen wurde zum Minister erhoben, Zickwolf zum Geheimen Finanzrat, Heuser zum Oekonomierat, Nettelroth (ein ehemaliger Ladendiener) zum Oberhofmeister, Kahl (ein Bäckerssohn aus Darmstadt) zum Konsul, der Gärtner Blankenstein zum Domänenverwalter u. s. w. u. s. w.

Nach der Landung trat Proli zunächst mit der Sekte des Württembergers Georg Rapp zu Economy in Verbindung, der ihn auch mit Pauken, Trompeten, Pfeifen empfangen und mit Blumenkränzen schmücken ließ. Allein die fleißigen Rappianer

gerieten bald mit den Faulenzern Prolis in Streit, so daß Rapp sich entschloß, seine neuen „teuren" Freunde gegen eine Zahlung von 105 000 Dollar wieder zum Abzug zu bewegen. Sie waren mit dieser Entschädigungssumme zufrieden und gründeten mehrere Meilen abwärts bei Philippsburg am Ohio eine neue Niederlassung. Hier kam auch eines Tages gänzlich verlumpt der ehemalige Vertraute Martin zu Proli und bat weh- und demütig um Aufnahme, die ihm auch gewährt wurde.

Proli stellte nun alle möglichen Versuche an, von den Deutschen in Nordamerika Geld zu bekommen, doch ohne den geringsten Erfolg. Da trat er denn im Juli 1833 vor seine Gemeinde und erklärte, daß alle Herrlichkeit zu Ende sei, und daß von nun ab jeder für sich selbst sorgen müsse. Darob heidenmäßiger Radau der Jünger, alles ging drüber und drunter, der Prophet Proli wurde mit dem Tode bedroht; da machte sich der Schlaue schleunigst aus dem Staube. Wohin? das weiß niemand bestimmt. Nach einigen Nachrichten soll er bald darauf an der Cholera gestorben sein, nach andern aber seinen Tod in den Wellen des Missouri — vielleicht absichtlich! — gefunden haben.

Das war das Ende des Propheten Müller-Proli und seines „Himmlischen Reiches". Die meisten seiner Anhänger nahmen ein klägliches Ende; einige kehrten in ihre Heimat zurück, darunter auch der Gärtner Blankenstein nach Offenbach. Doch war aus diesem alten, ausgehutzelten Männchen nichts Gescheites über Proli und sein Treiben herauszubringen. Und so ist denn über gar manchen Partien im Leben des zweiten Messias von Offenbach und über seinen Tod ein geheimnisvolles Dunkel ausgebreitet, das noch geheimnisvoller durch die Thatsache erscheinen muß, daß dem Verfasser des Gartenlaubenartikels der Einblick in die Proli'schen Ministerialakten verweigert wurde, „da sich in denselben", wie es in dem betreffenden Darmstädter Bescheid heißt, „eine Menge vertraulicher Korrespondenzen befinden, welche sich zur Mitteilung nicht eignen. Uebrigens geben diese Akten auch bezüglich dessen, was für Ew. Wohlgeboren vorzugsweise von Interesse ist, nämlich über den Ursprung, das Wesen und Treiben der Proli'schen Sekte, nicht den mindesten Aufschluß. Hochachtungsvoll: v. Dalwigk." Gewiß deutlich abgewinkt!

Kirchliches der Neuzeit.

Haben wir im Laufe unserer Darstellungen die kirchlichen Verhältnisse Offenbachs und die einschneidendsten Aenderungen derselben in großen Zügen dargethan, so bleibt uns nun noch übrig, die weitere Entwickelung der vorhandenen Religionsgemeinschaften bis zur Gegenwart zu zeigen und in diesen Rahmen die Neuerscheinungen auf religiösem Gebiete einzufügen.

Da ist zunächst der Entwicklungsgang einer inzwischen wiedererstandenen Religionsgemeinschaft darzulegen, die nahezu $2^1/_2$ Jahrhundert lang aufgelöst war. Es ist dies die römisch-katholische Pfarrgemeinde, der bekanntlich Graf Reinhard durch Einführung der Reformation ein Ende bereitet hatte. Als aber in den Zeiten religiöser Toleranz wieder Katholiken in unserer Stadt sich angesiedelt und im Laufe der Jahre die Zahl 300 erreicht hatten, stellte ihnen Fürst Wolfgang Ernst II. in dem unteren Teil seines Schlosses einen gewölbten Saal zur Verfügung, um ihnen den seitherigen mühevollen Gang zur Kirche nach Heusenstamm oder Bürgel zu ersparen. Der Graf knüpfte jedoch u. a. folgende Bedingungen daran: Das Erscheinen des Geistlichen im Kirchengewand, das Tragen des Kruzifixes, das Aufstellen von Kirchenbildern, die Veranstaltung von Prozessionen und alle dergleichen Dinge sind in der Oeffentlichkeit untersagt; die Stolgebühren (Pfarramtsgebühren) verbleiben der reformierten Geistlichkeit; alle Ehen zwischen Katholiken und Protestanten müssen zuerst von dem protestantischen Geistlichen eingesegnet werden; die Leichen dürfen nur eingesegnet, nicht aber über die Straße begleitet werden; die Kirchenbücher der Katholiken werden von dem reformierten Geistlichen geführt u. s. w. u. s. w. Die Katholiken hatten gegen diese Bedingungen nichts einzuwenden, und so war die katholische Kirchengemeinde von neuem gegründet. Am 7. Oktober 1798 wurde der erste Gottesdienst in der Schloßkapelle abgehalten; Franz Anton Breitenbach, ein ehemaliger Dominikaner, kam bis

zum Jahre 1803 zur Aushilfe von Frankfurt herüber. Ihm folgte als der erste selbständige Geistliche Veremund Birkenstock. In jener Zeit schenkte Eva Frank, die sich ja äußerlich zur katholischen Kirche bekannte, der Gemeinde verschiedene silberne Gefäße und sonstige Kostbarkeiten.

Vom Jahr 1823 ab wurden der Gemeinde mehr Rechte zuerkannt. Vor allem war es ihrem Geistlichen seit 1825 erlaubt, die Kirchenbücher selbst zu führen; zwei Jahre darnach trat völlige Gleichberechtigung der Katholiken mit den übrigen Religionsgemeinschaften ein. Die Gemeinde wuchs rasch an, so daß die Schloßkapelle nicht mehr ausreichte; der Bau einer eigenen Kirche wurde darum in Anregung gebracht. Ein ehemaliger französischer Offizier, der in Offenbach ansässig war, gab seinen in der Kanalstraße gelegenen Garten für 1000 fl. als Bauplatz her. Der Grundstein der Kirche wurde am 16. Oktober 1826 in feierlicher Weise gelegt; die Geistlichen aller Konfessionen und die weltliche Obrigkeit nahm an der Feierlichkeit teil, die durch Musik und Gesang verschönert wurde. Die Einweihung der Kirche, deren Bau aus Sammlungen bestritten war, fand am 23. Oktober 1828 statt. Ein Festzug eröffnete die Feier; er ging von der Schloßkapelle durch die Schloßgasse und Frankfurter Straße nach dem neuen Gotteshaus. Der damalige Pfarrer hieß Andreas Gresser. In seiner Festrede hob er besonders hervor, daß auch die Andersgläubigen ihr gut Teil zu dem Bau der Kirche beigetragen haben. Er sagte u. a.: „Diese Kirche bleibt ein ewiges Denkmal der edelmütigen Gesinnungen der Bewohner Offenbachs. . . . Deswegen laßt die Liebe, die unsere Brüder uns erwiesen, mit Gegenliebe ihnen wiedervergelten. Seht, andere Religions- und Konfessionsgenossen haben uns nicht gehaßt, hassen uns nicht, sie lieben uns. Fern sei von uns, andere ihres Glaubens wegen zu hassen; sie sind unsere Brüder, verdienen unsere Liebe!“ Gewiß ein schönes Zeugnis davon, wie die einzelnen Religionsgemeinden unserer Stadt sich gegenseitig liebten und achteten! 1833 wurde ein eigenes Pfarrhaus neben die Kirche gebaut; vorher hatten die Geistlichen freie Wohnung im Schloß. Im Jahre 1866 fand eine Erweiterung der Kirche statt. Vor wenigen Jahren wurde eine zweite Kirche, die Marienkirche, im Osten der Stadt als Notkirche erbaut; außerdem dient die Schloßkapelle heute noch zu gottesdienstlichen Zwecken der Katholiken. Im Jahre 1898 beging die Gemeinde, die jetzt ca. 15000 Seelen zählt, die 100jährige Feier ihres Bestehens in festlicher Weise.

Auch bei den übrigen Religionsgemeinschaften hatte sich in der Zwischenzeit mancherlei Wechsel vollzogen, so namentlich innerhalb der französisch-reformierten Gemeinde. Seit der Uebergabe Offenbachs an das Großherzogtum Hessen war es mit den alten

Freiheiten und Vorrechten der französischen Gemeinde dahin; ihre Privilegien in bürgerlicher Hinsicht fielen völlig fort und in kirchlicher Hinsicht verblieb ihr „eigentlich nur noch das Recht der freien Wahl ihrer kirchlichen Beamten, einige Freiheit in der Vermögensverwaltung und ein geringes Maß von Kirchenzucht. Von diesen letzteren Freiheiten werden heute nur noch ausgeübt die freie Pfarrwahl und die selbständige Diakonieverwaltung." Und selbst aus diesen wenigen Rechten erwuchsen der Gemeinde zuletzt gar mancherlei Mißhelligkeiten; so entstanden namentlich nach dem Tode des letzten nur französisch predigenden Pfarrers Pels jahrelange Scherereien wegen Neubesetzung der Stelle. Da entschied endlich die hessische Regierung dahin, daß ein Geistlicher genommen werden soll, der des Deutschen und Französischen kundig sei. Und so wurde im Jahre 1825 Philipp Heber, Pfarrvikar der hiesigen deutsch-reformierten Gemeinde, einstimmig gewählt; er predigte abwechselnd einen Sonntag deutsch und den andern französisch. Da jedoch die französischen Predigten nach und nach fast gar keine Zuhörer mehr fanden, so wurden von 1828 ab nur noch deutsche gehalten. — Eine gründliche Renovation im Jahre 1874 gab der Kirche der französisch-reformierten Religionsgemeinschaft ihr jetziges Aussehen. Im Juli 1899 hielt die Gemeinde ihre 200jährige Jubelfeier in würdiger Weise ab. Die Zahl ihrer Mitglieder beträgt gegenwärtig 350. Viele französische Namen sind jetzt noch erhalten, z. B. André, de Bary, d'Orville, Josseaux, Perrelet u. a.

Bezüglich der israelitischen Gemeinde ist zu bemerken, daß durch die Bemühungen des hier wohnenden reichen und allgemein geachteten Juden Wolf Breitenbach im Jahre 1803 der Leibzoll für die gesamten Isenburger Lande aufgehoben wurde; gleichen Erfolg hatten Breitenbachs Bittgesuche in vielen anderen Ländern Mitteldeutschlands, namentlich in Hessen, sowie in Frankfurt a. M. Auch in kirchlicher Hinsicht war der israelitischen Gemeinde mit der Zeit manch gute Neueinrichtung geworden: Gründung mehrerer Wohlthätigkeitsvereine für Krankenpflege, Erlaß einer Begräbnis- und Synagogenordnung u. a. In der letzteren war auch das Gebet vorgeschrieben, das in den christlichen Kirchen für den Landesherrn verrichtet wurde. Insbesondere hat sich der Rabbiner Dr. Salomon Formstecher — ein geborener Offenbacher — eifrigst bemüht, dem starren Formelwesen des Rabbinismus neuen Geist einzuhauchen und dem Gottesdienst ein der Neuzeit mehr entsprechendes Gepräge zu geben. So hielt er z. B. alle 14 Tage einen deutschen Vortrag in der Synagoge und veranstaltete alljährlich in deutscher Sprache eine Konfirmation der 14jährigen Judenkinder. Zu bemerken ist noch, daß unsere israelitischen Mitbürger heute gleiche Rechte mit den Christen genießen; die Größe der Gemeinde beläuft sich auf 1200 Seelen.

Was die lutherische und deutsch-reformierte Gemeinde anbelangt, so wurden beide am 3. September 1848 zur „vereinten evangelisch-protestantischen Gemeinde" verschmolzen. Die frühere lutherische Kirche führt von da ab den Namen Stadtkirche, während die ehemalige reformierte Kirche seit jener Zeit einfach die Schloßkirche heißt. Die Seelenzahl der vereinigten Gemeinde beträgt etwa 32 000.

Im Frühjahr 1845 wurde die deutschkatholische oder freireligiöse Kirchengemeinde zu Offenbach gegründet. Sie ist die früheste derartige Religionsgemeinschaft in Süddeutschland. Ihr erster Gottesdienst fand am 18. Mai 1845 in einem Privatlagerhaus in der Frankfurter Straße statt, das diesem Zweck entsprechend in einen Tempel umgewandelt worden war. Nachdem noch verschiedene andere Privathäuser zur Abhaltung der Erbauungsstunden gedient hatten, wurde den Deutschkatholiken von 1848 an die Stadtkirche zur Mitbenutzung überlassen. Schon im Jahre 1846 war unter großer Beteiligung der Bevölkerung der Grundstein zu einer eigenen Kirche auf dem Schillerplatz gelegt worden; die Stadt hatte hierzu den Platz geschenkt. Da jedoch gar oft die nötigen Geldmittel zur Weiterführung des Baues fehlten, so konnte die festliche Weihe des Hauses erst am 9. Mai 1858 vorgenommen werden. — Einer der bekanntesten Prediger der Gemeinde war Heribert Rau; zu den hervorragendsten ihrer Mitglieder gehörte u. a. auch der Sprachforscher Dr. Lorenz Diefenbach, der sich bald nach Gründung der freireligiösen Gemeinde hier niedergelassen hatte. Die Seelenzahl der hiesigen deutschkatholischen Gemeinschaft beträgt gegenwärtig rund 1700.

Die Offenbacher altkatholische Gemeinde wurde am 2. März 1873 gegründet. Nachdem ihr Gottesdienst etwa 2 Jahre lang aushilfsweise versehen worden war, erhielt die Gemeinde am 1. Mai 1875 in dem jetzt noch amtierenden Pfarrer Steinwachs einen eigenen Geistlichen. Zur Abhaltung ihres Gottesdienstes war den Altkatholiken die Stadtkirche und die französisch-reformierte Kirche seither bereitwilligst überlassen. Durch die Opferwilligkeit der Glaubensgenossen aus nah und fern war es der altkatholischen Gemeinde nunmehr möglich, sich ein eigenes hübsches Gotteshaus in gotischem Stil zu schaffen. Am 1. September 1901 wurde es durch den Bischof Dr. Theodor Weber aus Bonn in feierlicher Weise eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. Die altkatholische Gemeinde zählt gegenwärtig etwa 400 Mitglieder.

Zum Schlusse dieser Ausführungen über die Religionsgemeinschaften der Jetztzeit möge noch bemerkt sein, daß es in unserer Stadt auch Baptisten und eine „Apostolische Gemeinde" gibt, und daß innerhalb der einzelnen Kirchengemeinden noch mancherlei Vereine bestehen, die den verschiedenartigsten religiösen Zwecken dienen.

Geistige Fürsorge.

Verschiedene der Offenbacher Religionsgemeinschaften hatten schon seit ihrer Gründung oder doch bald darnach ihre besonderen öffentlichen Schulen; so die französisch-reformierte und die lutherische Gemeinde. Erstere hatte auch seit 1751 ein eigenes Schulhaus; es stand neben der Kirche. Um das spärliche Einkommen des Lehrers zu erhöhen, war es diesem erlaubt, auch Kinder anderer Religionsgemeinden aufzunehmen und von ihnen jährlich 12 Gulden Schulgeld pro Kopf zu erheben. Die Schule war aber von jeher schwach besucht; sie zählte z. B. noch im Jahre 1826 nur 44 Kinder, darunter 33 anderer Konfessionen. — Auch die Lutheraner erwarben für ihre Schule ein eigenes Gebäude. Sie kauften im Jahre 1750 für 150 fl. ein am Main stehendes Haus, das sie abbrechen und hinter ihrer Kirche als Schulhaus aufstellen ließen. Es ist dasselbe, in dem später die städtische Kleinkinderschule untergebracht wurde.

Den Katholiken war es zwar anfangs verboten, eine eigene Schule zu errichten, da sie sich in den erwähnten, von Wolfgang Ernst II. festgelegten Bedingungen verpflichtet hatten, ihrer Kinder in die protestantische Schule zu schicken; einige Zeit nach Gründung der Gemeinde erhielt jedoch der Lehrer Sebastian Krimmer, der allgemein den Titel Rektor führte, die Erlaubnis, eine katholische Privatschule zu eröffnen, die alsdann im Jahre 1817 als eine öffentliche Schule anerkannt und nebst den Schulen von Bürgel und Heusenstamm dem Pfarrer Birkenstock unterstellt wurde.

Die israelitische Gemeinde hatte niemals eine öffentliche Schule; ihre Kinder gingen vielmehr teils zu Privatlehrern, teils in die christlichen Privatlehranstalten, teils in die Lateinische Schule,

als ihnen der Besuch der letzteren vom Jahre 1804 ab gestattet war. Um das Jahr 1820 aber gab es 3 israelitische Privatschulen: die von Collin, Worms und Mielfeld mit je 12—20 Kindern.

Diese vielen Offenbacher Schulen und Schulchen standen natürlich einem regelrechten Fortschreiten des Gemeindeschulwesens hindernd im Wege. Mit der Zeit brach sich denn auch bei der schnellen Entwicklung unserer Stadt und den damit zusammenhängenden gesteigerten geistigen Anforderungen die Erkenntnis Bahn, daß eine solche Zersplitterung auf unterrichtlichem Gebiete beseitigt und eine einheitliche Regelung der Offenbacher Schulverhältnisse in die Hand genommen werden müsse. Der Anfang hierzu wurde damit gemacht, daß man im Jahre 1791 die Lateinschule — also gerade 100 Jahre nach ihrer Gründung — mit der Deutschen Schule in „eine gemeinsame, zusammenhängende und sich einander unterstützende Lehranstalt" vereinigte. Von nun ab gab es 4 Klassen, die man damals Schulen nannte. In der Schule des Untermeisters blieben fortan die Mädchen von der Aufnahme ab bis zur Konfirmation. Ihr Unterricht erstreckte sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Gebet, Katechismus, Lieder, Sprüche und Gesang. In dieser Schule sollten auch zugleich die kleinen Knaben das Buchstabieren und Lesen lernen, um dann der Schule des Konrektors — der Knabenschule — überwiesen zu werden, deren Unterrichtsgegenstände Lesen, Schreiben, Rechnen, Gebet, Bibel, Lieder und Sprüche waren. Nebenbei konnten diese Schüler auch durch Privatunterricht bei dem Konrektor die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernen, da in die höhere Schule des Prorektors von nun ab nur solche Schüler aufgenommen werden sollten, „die schon lesen, schreiben und etwas rechnen können, auch die Wortbildungslehre der lateinischen Sprache inne haben;" denn letztere war noch immer der Hauptunterrichtsgegenstand dieser Schule. Außerdem wurden in der Schule des Prorektors noch in regelmäßigen Stunden gelehrt: Rechnen, Geschichte und Geographie. Schönschreiben und deutsche Sprache wurden nur gelegentlich getrieben. Neben der Schule des Prorektors bestand noch die des Professors. In derselben wurden gelehrt: Arithmetik, Geometrie, französische Sprache, Geschichte, Geographie, Logik, deutscher Aufsatz und gemeinnützige Kenntnisse. Wer in diese Schule eintreten wollte, mußte mindestens die Schule des Konrektors durchgemacht haben. Unterricht in griechischer und hebräischer Sprache wurde durch den Professor und Prorektor privatim erteilt.

Die Schulen des Professors und Prorektors — zusammen die Lateinschule bildend — machten unter dieser Umgestaltung erkennbare Fortschritte trotz des Uebelstandes, daß mehrere Ab-

teilungen nebeneinander unterrichtet werden mußten. Im Jahre 1815 wurde die Offenbacher Unterrichtsanstalt für französische Sprache — gegründet 1795 von Jakob Lendroy — mit der Lateinschule vereinigt, um eine bessere Ausbildung der Lateinschüler im Französischen zu ermöglichen. Die Schulen des Konrektors und Untermeisters — d. h. die deutsche Schule — aber konnten immer noch nicht nach Wunsch gedeihen, da sie an allerlei Uebelständen krankten, zu denen in erster Linie die vielen Schulversäumnisse gehörten. Man suchte dieselben dadurch zu vermeiden, daß man den fleißigen Schülern Bücher zum Geschenk machte und bei den öffentlichen Prüfungen an alle Kinder Brezeln verteilen ließ. Aber auch dies hatte keinen Erfolg. Nicht wenige Kinder gingen sogar während der Schulzeit in die Fabriken zur Arbeit, zumal die angedrohten Strafen für Schulversäumnisse nicht ausgeführt wurden. Ein weiterer Mißstand der Deutschen Schule waren die überfüllten Klassen, die oft bis 140 Schüler aller Jahrgänge beisammen hatten. Man beschränkte deshalb den Unterricht auf Lesen, Religion und Rechnen. Dazu wurde ersteres in der Bibel, im Katechismus und im Gesangbuch vorgenommen, so daß Lesen und Religion vereinigt waren. Auch vermehrte man wegen der überfüllten Klassen die vierstündige Unterrichtszeit täglich um 2 weitere Stunden. Diese wurden nachmittags von 6—8 Uhr abgehalten, weil die Kinder nach der Schulzeit in den Fabriken arbeiten mußten, um das tägliche Brot mitverdienen zu helfen. Schreiben stand zwar auf dem Stundenplan; es konnte aber vielfach nicht erteilt werden, da der Raum hierzu nicht ausreichte. Die Kinder mußten es deshalb meist durch Privatunterricht erlernen. Auch die Ausstattung der Schule war eine sehr mangelhafte. Unzweckmäßige Tische, schlechte Bänke, „die man ohne Gefahr nicht gebrauchen konnte", einige schlechte Lehrmittel in engen und niedrigen Schulzimmern, das war die ganze Schuleinrichtung der damaligen Zeit. Die Klagen über den Zustand des Offenbacher Schulwesens wurden darum immer lauter, zumal auch die Schulen der einzelnen Religionsgemeinschaften den Anforderungen der Zeit nicht mehr genügten.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, begann eine im Jahre 1819 eingesetzte Schulkommission die Vorbereitung einer völligen Umgestaltung der Offenbacher Schulen. Das Resultat jahrelanger Beratungen der verschiedensten Pläne und Vorschläge war eine neue Schuleinrichtung, die endlich am 11. Januar 1830 mit Genehmigung der Regierung, der einzelnen Religionsgemeinden und des Stadtvorstandes ins Leben trat. Die einzelnen Konfessionsschulen, sowie alle Privat- und Winkelschulen wurden aufgehoben, und die Deutsche und Lateinische Schule in folgende Lehranstalten umgewandelt: eine allgemeine, eine mittlere und eine höhere

Volksschule und ein Progymnasium. Eine dieser 4 Schulen mußten alle Offenbacher Kinder vom 6. Jahre bis zur Konfirmation oder bis zum Alter von 13½ Jahren besuchen.

Nach 4jährigem Bestehen dieser Schuleinrichtung fand am 24. April 1834 eine abermalige Umgestaltung statt. Es bestanden von nun ab nur noch 3 Schulen: eine Realschule, die für eine Industriestadt weit wichtiger erschien als ein Progymnasium, eine Bürgerschule und eine Freischule. Die Oberleitung aller dieser Schulen nahm der bekannte Schulmann Direktor Dr. Curtmann in die Hand. Im ganzen wurden 13 Lehrer vorgesehen: 3 für die Realschule und 10 für die übrigen Schulen; von den letzteren hatten jedoch auch einige an der Realschule Unterricht zu erteilen. Die Freischule zerfiel in eine Knaben- und eine Mädchenklasse. Ihre Lehrgegenstände waren: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang, weibliche Handarbeiten; die Teilnahme am Zeichenunterricht war eine freiwillige. Die Bürgerschule hatte 4 Knaben- und 4 Mädchenklassen. Ihr Unterricht erstreckte sich auf die Fächer der Freischule, sowie auf Sprachlehre, Realien und Formenlehre; Zeichnen und Französisch waren den Schülern freigestellt. Die Realschule umfaßte 4 Klassen. Ihre Zöglinge wurden unterrichtet in Religion, Lesen, Rechnen, Schreiben, deutscher Sprachlehre, Realien, Französisch, Arithmetik und Geometrie; freiwillige Gegenstände waren: Lateinisch, Englisch, Griechisch, Zeichnen und Gesang.

Mit dieser Neugestaltung des Offenbacher Schulwesens war im großen und ganzen die Grundlage eines Schulsystems geschaffen, aus dem im Laufe der Zeit das Gymnasium, die Oberrealschule, die höhere Mädchenschule, die I. und II. Knaben- und Mädchenbürgerschule und die obligatorische Fortbildungsschule hervorgegangen sind. Neben diesen Anstalten vermitteln noch die Goetheschule, das Heintzenberg'sche Institut, die kaufmännische Fortbildungsschule die Kunstgewerbe- und gewerbliche Fachschule ihren Zöglingen eine höhere allgemeine oder fachliche Ausbildung. Neue Schulhäuser mit zeitgemäßen Einrichtungen sind teils erbaut, teils geplant, damit namentlich die überfüllten Volksschulen entlastet werden. Es ist dies alles ein Beweis, daß dem in unserer Stadt herrschenden Bildungsbedürfnis möglichst Rechnung getragen wird.

Neben diesen Bildungsanstalten besteht noch ein weit verzweigtes Vereinswesen, das einesteils ebenfalls die geistige, körperliche oder fachliche Ausbildung seiner Mitglieder im Auge hat, andernteils jedoch auch der Geselligkeit, Wohlthätigkeit u. s. w. dienen will. So stellt z. B. der Verein für Volksbildung seine umfangreiche Volksbibliothek jedem Bildungsbeflissenen kostenlos zur

Verfügung; der Ausschuß für Volksvorlesungen hat eine unentgeltliche öffentliche Lesehalle errichtet und läßt außerdem allwinterlich populär-wissenschaftliche Vorträge halten, zu denen jedermann freien Zutritt hat. Auch das Stadttheater soll dazu dienen, durch Vorführung von Erzeugnissen unserer Dichter auf eine gediegene Geistes- und Gemütsbildung unserer Bevölkerung hinzuarbeiten. Die Gründung des Stadttheaters als regelrechte Bühne, auf der auch einst die berühmte Henriette Sonntag aufgetreten war, ist bereits erwähnt. [1]) Später kam „Schlossers Garten" — ein besonderer Platz für Feste und Konzerte — hinzu. Seinen Namen hat er von Johann Heinrich Schlosser, dem Bruder des bekannten Geschichtschreibers, erhalten. Schlosser hatte sich 1780 als Uhrmacher dahier niedergelassen. Später wurde er Hausverwalter im Theatergebäude und übernahm dann 1817 den Schloßgarten für 50 fl. jährlich in Miete mit der Erlaubnis, ihn in einen Wirtsgarten umändern zu dürfen. Es war dies ein mit etwa 500 Obstbäumen bestandenes Gartenland, das sich von dem Theatergebäude bis zur Schloßkirche hin erstreckte. Damit war eine Gartenwirtschaft entstanden, die als die erste derartige Anlage eine starke Anziehungskraft hatte. Dort war aber auch manch idyllisches Plätzchen, als die Aussicht auf den an schönen Sommerabenden mit vielen Booten befahrenen, dicht am Garten vorbeifließenden Main noch nicht durch den prosaischen Damm versperrt war. Im Jahre 1826 ging das Theatergebäude samt dem ganzen Gebiete des ehemaligen Schloßgartens für 15000 fl. an J. C. Hauff in Frankfurt über, der zunächst eine Türkischrotfärberei [2]) daselbst errichtete, das Schauspielhaus und den Wirtsgarten aber an Schlosser weiter vermietete. 1843 kaufte der Sohn Schlossers das Theater und den Garten zum Preise von 20000 fl., um beide dann 1866 an eine Aktiengesellschaft zu verkaufen. Die große Gartenhalle stand ursprünglich in der Frankfurter elektrischen Ausstellung, die im Jahre 1891 abgehalten wurde.

Endlich bieten zwei Tageszeitungen dem Publikum Lese- und Unterhaltungsstoff. Es sind dies die „Offenbacher Zeitung" und das „Offenbacher Abendblatt". Erstere ist aus dem „Offenbacher privil. Real- Frag- und Anzeige-Blat" hervorgegangen, indem dieses später in wiederum vergrößertem Format als „Wochenblatt für die Stadt und den Kreis Offenbach", dann als „Intelligenzblatt für die Stadt und den Kreis Offenbach" mit der Unterhaltungsbeilage „Der Mainbote" wöchentlich zweimal und von 1862 an täglich (mit Ausnahme Sonntags) herausgegeben wurde. Am 1. Juli 1871 erschien das abermals vergrößerte Blatt unter dem

[1]) Siehe Seite 125.

[2]) Spätere Baumwollenweberei u. s. w. Siehe Seite 155.

Titel „Offenbacher Zeitung“ mit „Unterhaltungsblatt“. Die kriegerischen Ereignisse, die Zunahme der Bevölkerung, das Emporblühen der Industrie und das Fortschreiten der allgemeinen Bildung hatte eine solche Vergrößerung der damals noch einzigen Tageszeitung unserer Stadt unbedingt erforderlich gemacht, wenn sie dem Bedürfnis des Publikums, auf allen Gebieten möglichst eingehend unterrichtet zu werden, Rechnung tragen wollte. Heute steht die „Offenbacher Zeitung“ also in ihrem 129. Jahrgang. Jüngeren Datums als sie ist das „Offenbacher Abendblatt“. Es wurde im Jahre 1874 als „Neue Offenbacher Tageszeitung“ zum erstenmal herausgegeben. Inzwischen ist es unter den Titeln „Neue Offenbacher Zeitung“, „Offenbacher Tageblatt“, „Offenbacher Sonntagsblatt“ erschienen; seit dem Jahre 1886 heißt es „Offenbacher Abendblatt“. Die Gründung dieser zweiten Zeitung ist in erster Linie dadurch veranlaßt worden, daß die im Laufe der Jahre entstandene Arbeiterpartei, die anfangs ihr Hauptaugenmerk auf das Gebiet der Selbsthilfe — Krankenkassen, Sterbekassen u. s. w. — richtete, nach und nach auch eine politische Thätigkeit entfaltete und zu diesem Zwecke sowohl, als auch zur Vertretung der von ihr aufgestellten Forderungen überhaupt sich ein eigenes Organ schuf. Andere Zeitungen, wie die „Offenbacher Morgenzeitung“, der „Offenbacher General-Anzeiger“ u. a. hatten sich auf die Dauer als nicht lebensfähig erwiesen. Dagegen bestehen gegenwärtig noch verschiedene Blätter einiger Religionsgemeinschaften, z. B. das evangelische Wochenblatt, der Offenbacher Anzeiger, die Morgenröte.

Alle die genannten Bildungsinstitutionen sind in ihrer Gesamtheit ein Beleg dafür, daß jedem Lernbeflissenen in unserer Stadt reichlich Gelegenheit geboten ist, seinem Wissenstrieb im allgemeinen und besonderen Befriedigung zu verschaffen, und daß gerade hier in dieser Beziehung das Wort gilt: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“

Tolle Geschichten.

Frankreichs Bürgerkriege blieben nicht ohne Wirkung auf unser Vaterland. In verschiedenen deutschen Ländern, namentlich in Baden, kam es zu Volksaufständen und Empörungen. Das deutsche Volk, bisher von aller politischen Thätigkeit ausgeschlossen, war ja damals unwissend und leichtgläubig wie die Kinder; es wußte vielfach gar nicht, was es eigentlich wollte. So verlangten in Hamburg große Volksmengen die Einführung der Republik. Als man entgegnete, sie hätten ja eine solche, schrie alles zusammen: „So wollen wir noch eine!“ Auch in Hessen trug man großes Verlangen nach einer Republik; „aber unsern alten Großherzog wollen wir doch behalten“, knüpfte man gleich als Bedingung daran.

Die hiesige Gegend war gleichfalls in die Kreise der politischen Gährung gezogen. So wurden namentlich in unserer Stadt viele öffentliche Volksversammlungen mit vorwiegend politischen Vorträgen abgehalten. Im Jahre 1847 wurden deshalb verschiedene Offenbacher Vereinigungen — darunter auch der Turnverein — von der hessischen Regierung als staatsgefährlich aufgelöst. Am 5. März 1848 fand nun in Schlossers Liegenschaft eine Bürgerversammlung statt, bei der diese Angelegenheit erörtert wurde; schon am nächsten Tage wurde das Turnen wieder freigegeben und einige Tage darnach der Turnverein neu gegründet, sicherlich zur Freude des Turnvaters Jahn, der ja bald darauf — zu den Zeiten des Frankfurter Parlaments — neben den schon erwähnten Männern*) öfters unsere Stadt besuchte und mit besonderer Vorliebe in Schlossers Garten weilte.

*) Siehe Seite 130.

Auch an der großen Volksversammlung, die am 17. September 1848 auf der Pfingstweide zu Frankfurt am Main stattfand, beteiligten sich viele Offenbacher; sie hatte blutige Auftritte im Gefolge. Ein erbitterter Volkshaufen erstürmte nämlich am folgenden Tage das Parlament in der Paulskirche und türmte sogleich nach seiner Hinausweisung Barrikaden auf; ein Straßenkampf zwischen der Menge und den zur Aufrechterhaltung der Ruhe herbeibeorderten Soldaten war bald im Gange. Während nun der Kampf noch in der Stadt wogte, hatten die preußischen Abgeordneten General von Auerswald und Fürst Felix Lichnowsky einen Spazierritt unternommen. Auf der Landstraße begegneten sie einem mit Sensen und Flinten bewaffneten Bauernhaufen — darunter auch Offenbacher — der den Aufständischen in der Stadt zu Hilfe zog. Drohende Worte und Geberden veranlaßten die beiden Reiter einen Nebenweg einzuschlagen, und, da dieser sich in Hecken und Zäunen verlief, in einer Gärtnerwohnung Zuflucht zu nehmen; denn die wütende Menge, die beide Männer für preußische Spione hielt, war ihnen schon auf den Fersen. Das Haus wurde erstürmt, die beiden Abgeordneten wurden hervorgeholt und niedergemetzelt. Als Rädelsführer bei der unseligen That wird Georg Andreas Nispel von Offenbach bezeichnet; auch Henriette Jobst von hier war daran beteiligt; sie erhielt 15 Jahre Zuchthaus.

Ein besonders hervorragender Achtundvierziger aus Offenbach war Philipp Wagner, der als politischer Flüchtling lange Zeit in Amerika lebte. Am 10. Mai 1848 schiffte er sich wieder mit seiner Familie nach der Heimat ein, um — wie er sich ausdrückt — teilzunehmen, „an der Neugestaltung unseres geliebten, unseres herrlichen, deutschen Vaterlandes". Seinen Empfang in unserer Stadt schildert er mit folgenden Worten: „Vier Wochen darauf*) landeten wir in London, nahmen den Dampfer nach Rotterdam und dort das Rheinboot nach Mainz; von da konnten wir den letzten Zug der Eisenbahn nach Frankfurt benutzen, wo wir zu übernachten beschlossen. — Im Gasthaus angekommen, hörten wir, daß in Offenbach, infolge eines Angriffs der Soldaten auf die Bürger große Aufregung herrsche, und ich beschloß, um meine Ungeduld zu befriedigen, allein hinauszugehen. Es war Mitternacht, als ich da ankam. An der Hauptwache wurde ich angerufen von der Schildwache, einem Bürger, und ich gab die gewöhnliche Antwort, trat aber zugleich auf den Posten zu. Da ich niemand von meiner Rückkehr brieflich benachrichtigt hatte, wer hätte an mein Erscheinen denken, wer hätte mich unter diesen Umständen erkennen sollen? — Ich mußte meinen Namen nennen, aber das war das Signal

*) Nach der Abreise von New York.

zu einer Demonstration des herzlichsten Empfanges in der Wachtstube. — Das reguläre Militär war in der Kaserne interniert, die Bürger hatten die Stadt im Besitz und alle Wachtposten besetzt. — Ich wurde von einem Posten zum andern geführt und überall mit gleichem Enthusiasmus begrüßt. — Es war gegen Morgen, als ich wieder bei meiner Familie in Frankfurt ankam und einige Stunden zu schlafen versuchte. Es war nur eine kurze Ruhe. Bald erschienen einige Freunde, um uns abzuholen, denn man habe uns einen öffentlichen Empfang zugedacht und die ganze Stadt sei in einer freudigen Erregung.

Wirklich, als wir eine Stunde später an den Bahnhof von Sachsenhausen kamen, war derselbe gedrängt voll von Menschen, und der Zug, als er sich in Bewegung setzte, war überfüllt. — Am Bahnhof in Offenbach hatten die Turner sich aufgestellt und begrüßten uns mit einer Salve, welche wohl mit einem tausendstimmigen Echo in unserm Zuge und der versammelten Menge erwidert wurde. Unter diesem Jubel umarmte mich mein Vater, als ich aus dem Wagen stieg. — Thränen der Freude wurden vergossen, — und während ich dies niederschreibe, rinnt wieder eine Thräne über meine Wangen. — Das sind die schönen Augenblicke meines Lebenskampfes. Unter Musikbegleitung setzte sich ein großer Zug in Bewegung nach dem Schloß, wo mein alter Freund Bode wohnte. Von der Gallerie des Schlosses herab beantwortete ich eine Ansprache von Dr. Kolb, dem Schwager Dr. L. Diefenbachs." — Im September desselben Jahres sehen wir Wagner schon wieder auf der Flucht, zunächst nach Straßburg und von da wieder nach Amerika.

Wir sehen aus all diesem, daß die Offenbacher Bürgerschaft in jenen bewegten Tagen auch hin und wieder unter die Waffen getreten war. So wird uns ferner noch berichtet, daß ein Trupp Freiheitsmänner ein anderes Mal vor das Haus des Bürgermeisters zu Bürgel zog und die Herausgabe der Bürgergewehre verlangte. Erst nach ernstlichen Drohungen wurden dieselben an die inzwischen herbeigekommenen Bürgeler Freiheitsmänner abgegeben, die dann eintrachtsvoll mit den Offenbachern gen Hanau zogen, wo die Gährung ebenfalls gewaltig um sich gegriffen hatte.

Daß aber doch auch der Humor in jenen tiefernsten Zeiten nicht völlig ausgegangen war, zeigt folgende Episode. In dem benachbarten Bürgel wollte der dortige Turnverein, der stark im Verdachte von freiheitlichen Bestrebungen stand, ein Fest feiern. Bei der Ausschmückung des Saales waren auch einige schwarz-rot-goldene Fähnchen angebracht Alsbald kam ein Polizeibeamter von Offenbach, um die Fähnchen zu konfiscieren und zugleich den

Turner Philipp Stamm zur Rechenschaft zu ziehen. Auf die Frage, was er denn eigentlich beim Befestigen der Fähnchen gedacht habe, gab Stamm ganz trocken dem erstaunten Beamten zur Antwort:

„Wann nortz*) der Klowe hält,
daß die Fahn' net fällt!"

Bald war dieser Ausspruch zum Schlagwort für die ganze Umgegend geworden.

Wenige Jahre nach diesen sogenannten „tollen" Begebenheiten von 1848 war unser Offenbach die Schaubühne einer in ihrer Art noch mehr als „tollen" Geschichte, die nicht allein fortwährend die Zungen unserer Bürgerschaft im Gange hielt, sondern auch der deutschen und sogar der außerdeutschen Presse willkommenen Stoff darbot, dazu noch die Gerichte alarmierte und die Behörden in Atem hielt. Ihr Inhalt ist kurz skizziert folgender: Am 14. November 1853 wurde auf Veranlassung der Bürgermeisterei zu Weiskirchen ein von der dortigen Polizei aufgegriffenes Mädchen dem Offenbacher Kreisamt vorgeführt; über Namen und Herkunft desselben war nichts zu erfahren als die Bezeichnung, die das Halstuch aufwies: Carolina B. Deutsch verstand das Mädchen kein Wort; es sprach nur ungarisch. Das Kreisamt erließ ein diesbezügliches Ausschreiben; doch keine Behörde, keine Privatperson gab Auskunft. Karoline wurde darum im hiesigen Gefängnis behalten. Hier zeichnete sie sich nun in allen Stücken so vorteilhaft aus, daß sie der Gefängnisaufseher in seine eigene Familie aufnahm. Am 19. April 1854 beschloß darauf der Offenbacher Stadtrat auf mehrmonatliche Beobachtung hin, für den Unterhalt und die Ausbildung der Fremden zu sorgen, da sie zwar geistig, aber nicht sittlich verwahrlost sei. Karoline wurde also einer hiesigen Familie in Kost und Wohnung und dem Volksschullehrer Friedrich Eck in Privatunterricht gegeben. Zunächst wurde sie im Deutschen unterrichtet. Hierin machte sie so gute Fortschritte, daß sie sich schon nach einiger Zeit in kindlich-naiver Weise verständigen konnte. Ihre Ausdrucksweise war das Kinderdeutsch, z. B. ich habe dacht; ich nicht denken können, so viele Menschen geben auf der Welt; ich wissen jetzt, wie dies heißt, und wie das heißt u. s. w.; als ihr erklärt wurde, daß man nicht „ich wissen", sondern „ich weiß" sagt, antwortete sie: „O, nein! Schnee weiß ist, Mehl weiß ist, aber nicht „ich weiß", muß sagen: ich wissen." Im Rechnen verstand sie weiter nichts, als in ungarischer Sprache bis auf 29 zu zählen; doch machte sie auch hierin bald recht erfreuliche Fortschritte. Nach etwa $^3/_4$jährigem Unterricht fing Lehrer Eck an,

*) Wenn nur.

die Vergangenheit ſeiner Schülerin möglichſt genau zu erforſchen. Aus ihren Mitteilungen konnte er etwa folgendes feſtſtellen: Bis zu ihrem 5. Jahre wohnte Karoline, deren Vater Offizier geweſen ſei, bei ihrer „Mama“ in einem ſtattlichen, ſchloßähnlichen Gebäude. Eines Tages aber wurde ſie von einem ſtarken Manne mit fort nach einer unterirdiſchen, in einem dichten Walde liegenden Wohnung gebracht, wo eine Frau von 40—45 Jahren ihre Pflege übernahm. Karoline durfte hier nichts lernen als Stricken und ſoviel Nähen, daß ſie die Häkchen an ihre Kleider befeſtigen konnte; umſomehr aber wurde für ihr leibliches Wohl geſorgt. In dieſer Waldesklauſe lebte ſie etwa 16 Jahre. Eines Morgens nun ſagte die Wärterin zu ihr: „Komm, liebe Karlinka, wir gehen zur lieben Mama, wovon ich ſchon immer geſagt habe.“ Nach einer langen Wanderung durch den Wald gelangten beide an ein Haus, vor dem mehrere Wagen hielten. Sie ſtiegen in einen derſelben — er hatte zu beiden Seiten Glasthüren — und fuhren nun Tag und Nacht drauf los; im Wagen aßen und ſchliefen ſie. Am Abend des 13. Tages kamen ſie an einen dichten Wald. Hier ſtiegen ſie aus, indes die Kutſche auf und davon raſte. Karoline erhielt von der Wärterin ein Tuch mit Brot und Fleiſch und den Befehl, hier zu warten, während ſie auf einen Augenblick wegginge; aber die Wärterin erſchien nicht wieder. Im Walde umherirrend, traf Karoline ein Mädchen, das ſich liebevoll der alſo Verlaſſenen annahm, ihr aber beim Uebernachten in einer Herberge die ganze Habe — ſogar die Kleider — ſtibitzte und noch vor Tagesgrauen damit ausrückte. Karoline war einer Landſtreicherin in die Hände gefallen. Die mitleidige Wirtin gab ihr darauf ein paar alte Kleider und ließ ſie ziehen. Auf ihrer Wanderſchaft kam ſie auch nach Weiskirchen und von da nach Offenbach. Dies die wichtigſten Ereigniſſe, die Lehrer Eck bezüglich des ſeitherigen Lebens der „großen Unbekannten“, wie Karoline auch genannt wurde, kraft ihrer eigenen Ausſage feſtzuſtellen vermochte. Dabei beteuerte ſie wiederholt: „Ich nicht ſagen können, was ich denke; ich viel wiſſen und nicht ſagen können.“

Alles dies legte Eck ſamt den von ihm gemachten Erfahrungen ausführlich in einer Broſchüre nieder, die auch ins Holländiſche übertragen wurde. Er hoffte auf dieſe Weiſe an der Aufklärung des Geheimniſſes mitzuwirken, an dem ſo zu ſagen die halbe Welt ein lebhaftes Intereſſe hatte. War ja doch Karoline nicht nur der Mittelpunkt des Tagesgeſprächs im Hauſe, auf der Gaſſe und in der Kneipe zu Offenbach, ſondern auch der Lieblingsgegenſtand der geſamten Preſſe Deutſchlands und anderer Länder geworden! Hatten ſich ja doch allerlei Mutmaßungen und Kombinationen gar bald zu der felſenfeſten Ueberzeugung verdichtet, daß Karoline das

Opfer eines Verbrechens der höheren ungarischen Gesellschaftskreise sei! Kein Wunder darum, wenn Personen aller Stände sogar aus weiter Ferne kamen, um die romantische Ungarin zu sehen und ihr Geschenke mitzubringen. Jedermann nahm lebhaften Anteil an ihrem Geschicke: die „Leipziger Illustrierte Zeitung" brachte Karolinens Bild; anonyme Geldsendungen kamen an; die Gerichte legten sich ins Mittel, um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen; die deutschen Höfe zeigten reges Interesse für das fabelhafte Mädchen; die österreichische Regierung sandte einen Bevollmächtigten zur Erforschung und Berichterstattung; ein reicher Böhme wollte sie als Adoptivtochter annehmen. Letzteres leuchtete ihr auch ein, doch wollte sie zuvor durch Taufe und Konfirmation in den Schoß der evangelischen Kirche aufgenommen sein. Doch soweit sollte es nicht kommen. Zwar war sie hinlänglich mit den Lehren der evangelischen Kirche vertraut gemacht, zwar hatte sich auch eine Frankfurter Dame als Patin angeboten und bereits sogar das Konfirmationskleid und 6 feine Hemden als Patengeschenk überreicht, da war mit einem Male der angehende Täufling auf rätselhafte Weise verschwunden. Es war dies am 26. Juli 1858, und siehe da, am 9. August schon traf bei der hiesigen Polizei ein Bericht des Königl. Bayr. Landgerichts Neustadt an der Aisch ein, worin mitgeteilt war, daß „die berüchtigte Vagantin Kunigunde Lechner aus Linden" neuerdings vagabundierend aufgegriffen worden, nachdem sie seit ihrer Entlassung aus einer bayerischen Strafanstalt im Oktober 1853 nirgends zu finden gewesen sei. Da sie nun angebe, sich während dieser Zeit in Offenbach aufgehalten und sich dort der ungarischen Sprache bedient zu haben, so bitte man um nähere Auskunft hierüber u. s. w. Und es war in der That so. Unsere Karoline war aufgefangen und wegen Landstreicherei bald darauf zu einer mehrmonatlichen Strafe in einer Zwangs-Arbeitsanstalt verurteilt worden. Damit war der ganze romantische Zauber dahin. Die „ungarische Magnatentochter", die ihre ersten Kinderjahre in dem „vornehmen Elternhause" verbrachte und dann fern von ihrer „Mama" in einer einsamen Waldesklause lebte, entpuppte sich als das uneheliche Kind einer gewissen Anna Barbara Lechner aus Linden bei Neustadt a. d. Aisch.*) Die Mutter, die sich einige Jahre nach der Geburt ihrer Tochter Kunigunde — vulgo Karoline — verheiratete, starb frühzeitig. Als nun der Stiefvater Kunigundens sich zum zweitenmal verehelichte, begannen schlimme Zeiten. Die Stieftochter mußte tagtäglich betteln gehen; hatte sie dabei geringe Resultate erzielt, so gab es zu Hause Schläge in Menge. Um dieser Mißhandlung endgiltig zu entgehen, verließ die unterdessen älter gewordene

*) In Mittelfranken.

Kunigunde ihren Heimatort und begann die Landstreicherlaufbahn. So kam sie auf ihrem unruhigen Vagabundenleben bis nach Ungarn — daher ihre Kenntnisse in der betreffenden Sprache — und mehrere Jahre darnach wieder nach Deutschland zurück, wo sie sich denn zuletzt in unserer Gegend herumtrieb. Schon öfters war sie wegen Landstreicherei bestraft worden, doch niemals wegen Unehrlichkeit oder sonstigen unmoralischen Wandels; das letztere soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Verdutzt schauten nun ob solcher Enthüllungen alle jene drein, die von der „großen Unbekannten" am Narrenseil herumgeführt worden waren: die guten Offenbacher samt dem mildthätigen Stadtrate und dem väterlichen Freunde Eck, die hohen Behörden und Regierungen nebst der stets bereiten Nemesis, die wohllöbliche Presse des In- und Auslandes mit ihren Mutmaßungen, Kalkulationen und Kombinationen, die hilfskräftige Frankfurter Patin, der angehende Adoptivvater u. a. m. Und das muß man unserer Karoline lassen: meisterlich hat sie es verstanden, alle zu düpieren, ohne nur ein einziges Mal aus der Rolle zu fallen. Ihre Politik war aber auch zweifellos in schlauer Weise der „hohen Aufgabe" angepaßt. Sie sprach nur mit den Leuten, wenn es nicht anders ging; denn sie kannte wohl die Gefahr, daß sie bei vielem Reden sich leicht durch ein vorschnelles Wort verraten könnte. Ihr kindliches Kauderwelsch, dessen sie sich absichtlich beim Gebrauche der deutschen Sprache bediente, hatte den Zweck, ein verdächtiges Wort, das ihr etwa gelegentlich entschlüpfen könnte, auf ihre Unkenntnis im Deutschen zurückzuführen. Durch ihr stets zögerndes Antwortgeben wollte sie Zeit gewinnen, um jede an sie gerichtete Frage reiflich überlegen zu können. Ihr mürrisches Auftreten gegen Fremde, die sie in ihrer Behausung aufsuchten, sollte dazu führen, die anfangs so zahlreichen, neugierig fragenden Besuche nach und nach vom Halse zu halten. Durch äußerlich herzloses und undankbares Benehmen gegen ihre Pflegeeltern suchte sie jeden intimeren Familienanschluß unmöglich zu machen, um nicht Gefahr zu laufen, in einer vertraulichen Stunde irgend einmal durch unüberlegte Aeußerungen Verdacht zu erwecken. Doch gerade dieses ungefällige, ja nicht selten störrische Betragen gegen ihre Kostleute sollte der Anfang vom Ende werden.

In ihrer Starrköpfigkeit überwarf sie sich mit ihren Quartiergebern und kam infolgedessen am 12. Juli 1858 zu ihrem Lehrer in Kost und Wohnung, gegen den sie ja seither stets freundlich und zuvorkommend war. Angenehm wird ihr zwar dieser Wechsel nicht gewesen sein, da sie hier unter viel schärferer Kontrolle stand. Schon am 25. Juli wurde sie bei einer eklatanten Lüge ertappt, und — — andern Tages war sie verschwunden. Jeden-

falls hatte sie eingesehen, daß ihr der Boden in dem Hause des Lehrers Eck denn doch für die Dauer zu heiß würde. Zwar gab sie als Grund ihres Entweichens von Offenbach an, daß sie die Sünde der nochmaligen Taufe und Konfirmation nicht auf sich laden wollte, fügte aber doch auch hinzu, daß ihre Rolle anfangs leichter gewesen sei als zuletzt.

Hiermit wollen wir die Skizze über die Lebensgeschichte der „großen Unbekannten" beschließen, da sie ja nur bis hierher für uns Offenbacher ein Interesse hat. Hinzugefügt möge nur noch sein, daß Kunigunde Lechner sich der Wohlthaten im Hause ihrer ersten Offenbacher Kostleute stets mit besonderen Gefühlen des Dankes erinnerte, während sie den Namen ihres braven Lehrers gar nicht mehr erwähnte. „War es vielleicht eine unbesiegliche dumpfe Gewissensscheu, die sie hinderte, sich auch seiner dankend und freundlich zu erinnern, seiner, der unter allen am meisten für sie gethan, der am schmählichsten von ihr betrogen, am tiefsten von ihr gekränkt wurde?" So fragt der Chronist, und wir sagen mit ihm: vielleicht!

Verkehrsmittel unserer Zeit.

Die verkrachte Offenbacher Messe hatte — wie bereits dargethan — einen wesentlichen Aufschwung im Fabrikwesen zur Folge. Mit diesem stetigen Anwachsen von Industrie und Handel, welch' letzterer sich seit jener Zeit in der Hauptsache auf Offenbacher Erzeugnisse erstreckt, ging auch die Verbesserung der Verkehrsmittel Hand in Hand. Gab es doch früher außer der großen Handelsstraße, die an der Südseite unserer Stadt vorbei gegen Frankfurt zog, keine eigentlichen Landstraßen. Auf zerfahrenen und holperigen Feldwegen mußten die Waren aus unserer Stadt und nach ihr befördert werden; dem Verkehr zu Wasser diente das Marktschiff. Leichte Waren wurden auf dem Kopfe, auf Schiebkarren, in Körben u. s. w. fortgeschafft. Heute jedoch ist das anders geworden.

Von allen Nachbargemeinden führen jetzt gute, fahrbare Straßen nach unserer Stadt. Nach Vollendung der neuen Kunststraße von Seligenstadt nach Offenbach*) (1824) ging ein Postkurs zweimal in der Woche nach Aschaffenburg und zurück; von 1837 an fuhr ein Eilwagen täglich diese Strecke. Zur Meßzeit wurde noch ein besonderer Kurs von Fußboten eingerichtet, um die Briefe von und nach Frankfurt zu bringen. Vom Jahre 1834 ab ging auch ein Postkurs von Darmstadt über Offenbach nach Gießen und zurück. Das alte Postgebäude stand in der Frankfurter Straße; seit 1879 hat es einem schönen Neubau mit Abteilungen für den Brief- und Paketverkehr, für das Telegraphen- und Telephonwesen Platz gemacht. Die früheren Postverbindungen mit andern Städten hat jetzt die Eisenbahn übernommen, so daß die gelben Postwagen nur noch innerhalb der Stadt verkehren.

*) Siehe Seite 152.

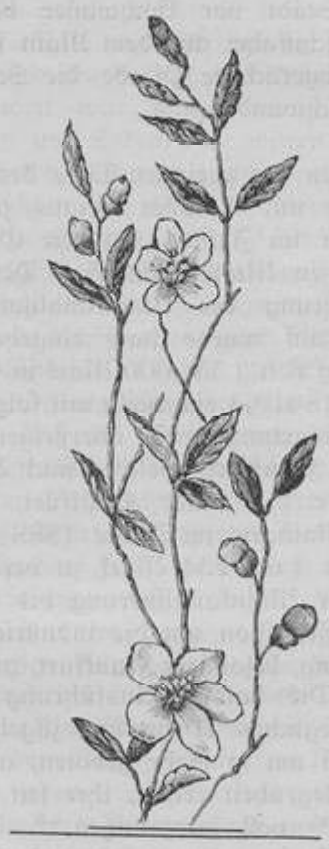
Die älteste unserer Eisenbahnen ist die Lokalbahn. Sie wurde am 8. März 1848 zum erstenmal in Betrieb gesetzt; mit der Eröffnung des Bahnverkehrs stellte das alte Marktschiff seinen Kurs ein. Interessant sind die Mitteilungen, die ein Augenzeuge über den Bau und die ersten Fahrten der Lokalbahn hinterlassen hat. Er schreibt: „Der Bahnbau Frankfurt-Offenbach hatte schon in der ersten Hälfte der 1840er Jahre auf Grund eines Staatsvertrages zwischen Hessen-Darmstadt und Frankfurt begonnen. Während die Arbeiten im hessischen Gebiete verhältnismäßig sehr rasch von statten gingen, zogen sie sich auf dem Frankfurter Terrain außerordentlich in die Länge. Frankfurt hatte damals kein Enteignungsgesetz; niemand konnte gezwungen werden, ein Grundstück für Bahnzwecke abzutreten. Glücklicherweise gelang es, den größten Teil des nötigen Geländes freihändig zu erwerben. Aber der Besitzer eines Weingartens ganz in der Nähe der heutigen Siemensstraße blieb halsstarrig und stellte weitaus übertriebene Forderungen. Der Bau zog sich infolge dieser Schwierigkeiten jahrelang hinaus und wurde erst im Anfange des Jahres 1847 fertiggestellt. So weit war man nun. Das Betriebsmaterial stand bereit, Wagen und Lokomotive waren angeschafft. Eröffnet konnte der Bahnverkehr dennoch nicht werden, denn die beiden Staatswesen vermochten sich über die Betriebsbestimmungen, die Fahrpreise ꝛc. nicht zu einigen. Und so beschränkte sich der Verkehr darauf, daß fast täglich die Lokomotiven Spazierfahrten zwischen Frankfurt und Offenbach unternahmen. Den Märzstürmen des Jahres 1848 blieb es vorbehalten, auch diese Frage wie so manche andere zu einer plötzlichen Lösung zu bringen. Am 6. März, Samstags, kam die Offenbacher Abordnung aus Darmstadt zurück mit der Nachricht, daß der Großherzog die Mainz-Offenbacher Forderungen im wesentlichen bewilligt habe. Der politische Aufschwung gab unserer Bahnfrage einen kräftigen Antrieb. Schon am Montag, den 8. März, drang eine Volksmenge in den Lokalbahnhof und zwang das Zugpersonal zum Heizen der Maschinen. Dann nahmen die Stürmer und Dränger Platz, und der erste Zug der Strecke setzte sich unter großem Jubel der Bevölkerung in Gang. An den ersten Tagen fuhr alle Welt, ohne zu zahlen, auf der Linie hin und her. Später wurde das Fahrgeld während der Fahrt in einer klingelbeutelähnlichen Kupferbüchse erhoben, ähnlich wie sie auf dem Mainz-Frankfurter Marktschiff in Gebrauch war. Erst am 14. oder 15. März trat an die Stelle des Einsammelns ein regelrechter Billetverkauf und der ordnungsmäßige Betrieb. Gleich darauf kam auch der Staatsvertrag mit der Beschleunigung zu stande, die damals so mancher verschleppten Angelegenheit widerfuhr. Man darf wohl sagen, daß noch keine neue Bahn „in solcher Laun'" zwangsweise eröffnet wurde."

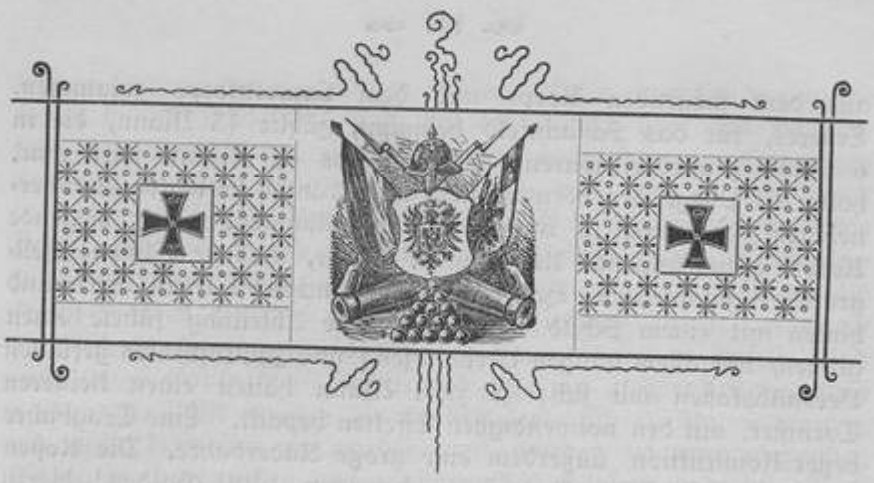
Offenbach ist ferner Haltestelle der Linie Frankfurt-Bebra. Auch die so lange geplanten Nebenbahnen durch den Rodgau sind seit wenigen Jahren dem Betrieb übergeben; es sind dies die Strecken Offenbach-Reinheim und Offenbach-Dietzenbach. Dem Personenverkehr in der Stadt selbst, sowie nach Oberrad und Sachsenhausen, dient die im Jahre 1884 eröffnete elektrische Straßenbahn. Neben diesen Beförderungsmitteln herrscht noch ein reger Wagenverkehr. So fahren täglich über 600 Fuhrwerke auf der Straße zwischen Offenbach und Frankfurt, und über 800 000 Ctr. Güter werden täglich mittels Fuhrwerk auf dieser Strecke befördert. Eine feste Brücke führt seit dem 1. Oktober 1887 über den Main; außer ihr dient auch noch die Ueberfahrt an der Stelle der ehemaligen Schiffbrücke dem Verkehr nach Norden. Von 1890 bis 1893 fand der Ausbau des Mainufers statt, wodurch der Handelsverkehr auf dem Main wesentlich erleichtert und die Stadt vor Hochwasser beschützt wird. Seit Eröffnung der Kettenschiffahrt auf dem Main sind die sogenannten „Leinreiter", deren abgerackerte Pferde die Schiffe stromaufwärts zu ziehen hatten, verschwunden.

Da jedoch wegen der geringen Tiefe des Maines nur flache Schiffe bis Offenbach und darüber hinaus zu fahren im stande waren, so hatte schon im Jahre 1888 die Offenbacher Handelskammer beim hessischen Ministerium eine Denkschrift eingereicht, worin die Weiterführung der Mainkanalisation bis Offenbach beantragt war. Darauf wurde nach eingehender Prüfung der Sachlage die Forderung von 1 356 000 Mark in den Voranschlag des Staatshaushaltes für 1891/94 eingestellt mit folgender Begründung: „Nach den jede Erwartung weit übersteigenden Erfolgen der Mainkanalisierung bis Frankfurt, welcher nach Angaben der Frankfurter Handelskammer die Stadt Frankfurt und die unterhalb Frankfurt gelegenen Mainorte im Jahre 1888 eine Frachtersparnis von nicht weniger als 1 692 754 Mark zu verdanken haben, liegt die Weiterführung der Mainkanalisierung bis Offenbach dringend im öffentlichen Interesse, schon um die industrielle Stadt Offenbach ihrer nächsten Umgebung, besonders Frankfurt, gegenüber konkurrenzfähig zu erhalten. Die baldige Ausführung der Kanalisierung, bei welcher ein bewegliches Wehr mit zugehöriger Schleuse zu errichten sein wird, ist um so mehr geboten, als die Stadt Offenbach nur dadurch Gelegenheit erhält, ihre seit kurzem begonnenen großen Hafenanlagen*) voll auszunutzen."" Die Ständekammer gab auch ihre Genehmigung zur Verwendung obiger Summe, doch konnten die Kanalisierungsarbeiten erst im Jahre 1897 in

*) Der große Sicherheitshafen kommt auf mehrere Mill. Mark.

Angriff genommen werden, da sich die Verhandlungen mit Preußen wegen der Ausgestaltung der Pläne sehr in die Länge zogen. Insbesondere zeigte sich die Stadt Frankfurt ziemlich kratzbürstig, da sie bei Anlage des diesbezüglichen Nadelwehres immerfort das Interesse ihres „Osthafens" im Auge hatte. Endlich, am 24. August 1901, war die Kanalisierungsanlage von der Frankfurter alten Brücke bis zur Gemarkungsgrenze Bürgel-Offenbach soweit fertig, daß sie dem Betrieb übergeben werden konnte. Seit diesem Tage ist Offenbach an den Großschiffahrtsverkehr des Rheines und des unteren Maines angeschlossen. Hoffentlich gehen nun auch alle Wünsche in Erfüllung, die für das wirtschaftliche Leben unserer Stadt mit der Erbauung dieser „Kunstwasserstraße" verbunden waren und seit ihrer Eröffnung verbunden sind.





Samariterdienste.

Die Streitigkeiten um Schleswig-Holstein hatten den deutschen Krieg von 1866 hervorgerufen, der bekanntlich für einen Teil unserer Umgebung recht ereignisvoll enden sollte: Kurhessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt wurden dem preußischen Staate einverleibt; der Main bildete fortan die Grenze zwischen dem Norddeutschen Bund und den Süddeutschen Staaten. Für unser Offenbach speziell ist dieser Bruderkrieg jedoch in anderer Beziehung bedeutungsvoll geworden; er hat die Gründung eines Instituts im Gefolge gehabt, das seit seinem Bestehen eine höchst segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat.

Neben verschiedenen Einquartierungen von Hamburgern, Oesterreichern und Preußen waren nämlich auch verwundete und kranke Soldaten von Freund und Feind in der zum Lazarett umgewandelten hiesigen Kaserne untergebracht. Und gerade der Jammer dieser leidenden Krieger, sowie das allgemeine Kriegselend überhaupt gaben den Anstoß zur Bildung eines Sanitätskorps, das sich zur Aufgabe stellte, in einem etwaigen neuen Kriege dem Gesundheitswesen Dienste zu leisten und in Friedenszeiten bei plötzlichen Unglücksfällen hilfreich zur Seite zu stehen. Noch im Herbst 1866 wurde das Korps hauptsächlich auf Veranlassung unseres verstorbenen Mitbürgers Adolf Lachmann von jungen Männern des hiesigen Turnvereins ins Leben gerufen. Unter der Leitung des Arztes Dr. Böhm wurden die Mitglieder durch belehrende Vorträge und Uebungen im Verbinden und Tragen mit den Geräten für den Sanitätsdienst vorbereitet.

Da kam im Juli 1870 die Kriegserklärung; trefflich geschult stand unser Sanitätskorps zur Hilfeleistung bereit. Es setzte sich

aus dem fliegenden Korps und dem Lazarettkorps zusammen. Ersteres, für das Schlachtfeld bestimmt, zählte 43 Mann, die in 6 Züge gegliedert waren; letzteres, das 28 Mann stark war, hatte die Pflege der verwundeten und kranken Soldaten zu übernehmen, die etwa in unserer Stadt anlangten. Das fliegende Korps hatte folgende Ausrüstung: Blaue, wollene Blusen, hellgraue, englisch-lederne Hosen und wachstuchene Käppis, vorn und hinten mit einem Schild versehen. Jede Abteilung führte einen großen, mit allem nötigen Verbandzeug und Instrumenten gefüllten Verbandskasten mit sich; je zwei Mann hatten einen kleineren Tornister, mit den notwendigsten Effekten bepackt. Eine Tragbahre bester Konstruktion, außerdem eine große Räderbahre. Die Kosten für diese feldmäßige Ausrüstung betrugen 1400 Gulden; hierzu steuerte der Offenbacher Hilfsverein 1200 und der Turnverein 200 Gulden bei. Ersterer und der Landeshilfsverein für das Großherzogtum Hessen, dem sich unser Korps zur Verfügung gestellt hatte, lieferten außerdem eine weitere Anzahl Sanitätsgerätschaften.

Am 7. August 1870 erhielt das Korps von Darmstadt aus den Befehl zum Abmarsche, und wenige Stunden darnach erfolgte mit mehreren Leiterwagen die Abfahrt der Mannschaft. Ihre Barschaft betrug 400 Gulden, die der hessische Landeshilfsverein überwiesen hatte; im übrigen aber lehnten unsere Sanitätsleute jedes besondere Tagegeld, das ihnen wiederholt angeboten wurde, jedesmal ab und beanspruchten nur das, was den im Felde stehenden Truppen zukam. Für die etwa sonst sich noch ergebenden Bedürfnisse der Mitglieder des Korps und ihrer Familien sorgte in dankenswerter Weise der hiesige Hilfsverein.

In Darmstadt angelangt, wurde unsern Sanitätsleuten die Weisung erteilt, sich in Saarbrücken dem Fürsten von Pleß zur Verfügung zu stellen, der die Oberleitung für freiwillige Krankenpflege übernommen hatte. Alsbald wurde auch die Fahrt dahin angetreten. „Saarbrücken war der Sammelpunkt aller freiwilligen Sanitätskorps. Während nahezu alle weder einheitliche Kleidung, noch eine entsprechende Geräteausrüstung — in den meisten Fällen waren die Leute nur im Besitz einer Tragbahre — hatten, stachen die Offenbacher, welche stets in militärischer Ordnung aufrückten, gegen die meisten Korps sehr vorteilhaft ab. Am folgenden Morgen wurde sofort einem Zug der Perrondienst auf dem Bahnhof übertragen, was als eine ganz besondere Auszeichnung genannt zu werden verdient.

Dem Kennerblick der höheren Offiziere, welche für den freiwilligen Sanitätsdienst bestimmt waren, konnte die Offenbacher Mannschaft nicht entgehen. Die beiden sächsischen Johanniter, Graf Alexander von Rex und Rittmeister von Stammer, zwei äußerst liebenswürdige Männer, erbaten sich das Korps und

waren fortan seine eigentlichen Führer. Unter ihrer Leitung wurde sofort in der Frühe des 9. August der Marsch über das Schlachtfeld bei Saarbrücken und Spicheren nach dem in Lothringen liegenden Dorfe Elzlingen angetreten." Bald gab es nun Arbeit in Hülle und Fülle. Deutsche und französische verwundete Soldaten wurden verbunden und gepflegt, Lazarette eingerichtet, Totengräberdienste geleistet, Lebensmittel herbeigeschafft u. s. w. Bei Tag und Nacht wurden während und nach der blutigen Arbeit der Heere die Schlachtfelder abgesucht, um den Verwundeten zu helfen. Und nicht selten waren diese Samariterdienste mit größter Lebensgefahr verbunden. Oft mußten die Sanitätsleute sich zu Boden werfen, um nicht beschossen zu werden; oft wurden sie von platzenden Granaten, brennenden und einstürzenden Häusern bedroht. Doch unaufhaltsam gings weiter, dem Siegeszuge der deutschen Truppen folgend. Nach der Schlacht bei Gravelotte traf das Korps in der Nähe des Dorfes Ste. Marie-aux-Chênes zum erstenmal mit Landsleuten zusammen. „Nachdem man sich nach Verwandten, Freunden und Bekannten, Verwundeten und Toten erkundigt hatte, *) ging es in dem erwähnten Dorfe mit allen Kräften an die Arbeit. Der Mannschaft war der schwere Auftrag geworden, bei dem Aufheben und Verbinden der vielen Verwundeten — es waren etwa 5000 — welche teils noch auf der Straße, auf Leichenhaufen und unter brennenden Trümmern, teils in Scheunen und Ställen lagen, behilflich zu sein. Drei Tage, teilweise auch die Nächte, mußte hier mit übermenschlicher Anstrengung gearbeitet werden, bis einigermaßen Ordnung geschaffen war. — Wie es sich leicht denken läßt, war auch hier die Verpflegung außerordentlich mangelhaft, drei Tage gab es kein Brot, kaum konnte man das notwendigste Wasser erhalten. Mehrere Mitglieder des Korps waren infolge der Strapazen, der Entbehrungen und der schlechten Verpflegung von Ruhr und Typhus befallen und mußten, als einigermaßen Besserung eingetreten war, auf Wagen nachgefahren werden. . . . Der lebhafte Wunsch des Korps, nunmehr der hessischen Division folgen und den eigenen Landsleuten ihre Dienste widmen zu können, wie es von Anfang an beabsichtigt war, ging leider nicht in Erfüllung. Graf von Rex und Rittmeister von Stammer, die seitherigen Führer, die Tüchtigkeit der Offenbacher mit jedem Tage mehr einsehend und würdigend, äußerten den Wunsch, das Korps fortan bei ihren Landsleuten verwenden zu können. Infolgedessen folgte es von jetzt ab ganz speziell auf längere Zeit dem 12. (sächsischen) Armeekorps, demnach der neu gebildeten Maasarmee." Den ganzen Monat August hindurch war das Korps unermüdlich thätig. Dann kam

*) Während des ganzen Feldzuges fielen 9 Offenbacher Söhne und 10 wurden verwundet; zumeist geschah dies in der Schlacht bei Gravelotte.

Die Schlacht bei Sedan.

„Es war am 1. September 1870, als das Offenbacher Sanitätskorps nach 19stündigem Eilmarsch in die Nähe von Beaumont kam. Links von der Chaussee lag das von den Franzosen in panischem Schrecken verlassene berühmte Zeltlager, welches tags zuvor unsere Braven erstürmt hatten. Soweit das Auge reichen konnte, lagen die Feinde niedergestreckt, unsere leichte Artillerie hatte entsetzliche Lücken gerissen. Trotzdem der Abend hereinbrach, durfte das Korps in Beaumont nicht Rast machen; man wußte, daß am kommenden Morgen eine entscheidende Schlacht beginnen würde und eilte, Hunger und Müdigkeit vergessend, vorwärts. Gegen Mitternacht kam die Mannschaft in Mouzon an, der Wagen wurde abgeladen, die Räderbahren und Verbandtorniſter revidiert und für kommende blutige Arbeit in stand gesetzt und dann in einer Scheuer sehnsüchtig dem kommenden Tag entgegengeharrt. Lebensmittel waren im vollsten Sinne des Wortes nirgends aufzutreiben. Graf Alexander von Rex und Rittmeister a. D. von Stammer vom Johanniter-Orden, welchen das Korps zugeteilt war, ließen einen großen Kessel mit Wasser aufstellen und in denselben zwei kleine Töpfchen Fleischextrakt entleeren; dies bildete die Nahrung für 63 Personen.

Um 2 Uhr nachts rückten die preußischen Batterien in voller Carriere durch Mouzon auf; man sah es den Pferden an, daß sie so gut wie die Mannschaften fühlten, daß es zum blutigen Tanz ging, mit gespitzten Ohren und weit geöffneten Nüstern wieherten sie freudig in die frische Morgenluft. — Kaum graute der Tag, so eröffneten unten hinter Douzy die bayrischen Vorposten bei Bazeilles das Feuer, welches die Franzosen erwiderten. Man sagte damals, „die Bayern hätten keine Ordre gehabt, so früh anzugreifen, sondern erst die im Anmarsch und zur Mithülfe bestimmten preußischen Kolonnen abwarten sollen."

Binnen einer Stunde war ein furchtbarer Kampf um das große Dorf Bazeilles entbrannt, der sich bis Balan hinzog. Die Franzosen waren den Bayern an Zahl weit

überlegen und erhielten aus ihrem Zentrum fortwährend Verstärkung; Mac Mahon mußte schon rechtzeitig erkannt haben, daß er mit einer eisernen Mauer umschlossen sei und ließ die verzweifeltsten Anstrengungen machen, um hier durchzubrechen.

Die Bayern leisteten Uebermenschliches; aus dem brennenden Bazeilles, wo auch französische Marinesoldaten bis aufs Messer kämpften, zurückgeworfen, griffen sie immer wieder mit verzweifelnder Wut an.

„Wir lassen nicht, wir halten's!"

tönte es durch die Reihen.

Oben auf der Anhöhe hielt indessen das Offenbacher Sanitätskorps, mit sehnsüchtigen Augen den heißen Kampf beobachtend, allein leider vorerst zur Unthätigkeit verurteilt, da die Chaussee von Mouzon aus, welche nach Douzy und Bazeilles hinabführt, durch die Feldgendarmen, die auf- und absprengten, für einen etwa notwendig werdenden Rückzug freigehalten wurde.

Hell schien die Septembersonne über das Schlachtfeld; man sah, daß das deutsche Zentrum und der linke Flügel im Avancieren waren, fürchterlich rollte der Kanonendonner aus den Bergen zurück, und enger und enger wurde das Terrain, in das die Franzosen eingeschlossen wurden. Endlich kam auch die preußische Infanterie im Laufschritt herbei und begann den Kampf um Bazeilles und Balan vereint mit den Bayern. Bald darauf winkten auch die Feldgendarmen dem Offenbacher Sanitätskorps vorzugehen, und mit lautem Hurra eilte dasselbe durch Douzy die Chaussee entlang, bis vor Bazeilles. Allein hier war nicht durchzukommen, rechts und links waren Waldungen, in denen noch gekämpft wurde, das Dorf brannte schon so sehr, daß die Pferde, welche die Räderbahren fuhren, sich bäumten und nicht durch die versengende Hitze wollten. Es mußte zurückgekehrt und vor Bazeilles rechts ein Feld passiert werden, wo das Korps alsdann bis an die Mauern von Balan vorrückte, nachdem es vorher in einem Schloßhof verwundete bayerische Jäger verbunden hatte. In Balan gab

es viel Arbeit; auf einer kleinen Anhöhe lagen besonders viele Zuaven, tot und verwundet. Bis nachts um 3 Uhr arbeitete die Mannschaft auf dem Schlachtfelde ununterbrochen, hell leuchtete ihnen zu ihrem Samariterdienst das brennende Bazeilles. Nach 3 Uhr wurde noch ein Wagen voll Verwundete durch einen aufwärts gehenden Hohlweg, über die Leiber gefallener Franzosen hinweg, zurück in die Zuckerfabrik bei Douzy gebracht und alsdann in der Nähe bei Bazeilles auf dem Felde bivouakiert.

Als es Tag wurde, sprengte ein Adjutant vorüber und rief dem Korps zu: „Der Kaiser Napoleon ist gefangen!“ Die Mannschaft erhob sich von der Erde und begann aufs neue ihren Beruf.“

So berichtet ein Mitglied des Offenbacher Sanitätskorps. Ueber 22 Stunden waren unsere Sanitätsleute in der heißen Schlacht bei Sedan ununterbrochen im Dienste der Nächstenliebe thätig; gar mancher von ihnen brach dabei vor Hunger und Ermüdung halbtot zusammen.

Da man nun allgemein annahm, daß mit der Schlacht bei Sedan der Krieg zu Ende sei, so kehrten 29 Mitglieder, die zum Teil von Blattern*) und Typhus befallen waren, in die Heimat zurück; zwei von ihnen starben zu Hause. Die in Frankreich zurückgebliebenen Sanitätsleute traten noch im September den Vormarsch nach Paris an; auch von den in die Heimat zurückgekehrten begaben sich 9 wieder in Feindesland zu ihren Kameraden. Dort blieben sie bis März, da Fürst von Pleß ausdrücklich gewünscht hatte, die Offenbacher Sanitätsleute möchten vor Paris bleiben, bis der letzte deutsche Verwundete den französischen Boden verlassen hätte. Und so hielten sie denn auch wacker aus.

„Endlich, am 11. März, konnte die so lang ersehnte Fahrt in die liebe Heimat angetreten werden. Nach rascher, zweitägiger Fahrt über Châlons-sur-Marne, Nancy und Straßburg kam das Korps am Mittag des 13. März in Frankfurt an. Als nun Tag und Stunde der Rückkehr bekannt wurden, entstand eine große, freudige Bewegung in der Bevölkerung. Alles rüstete sich zum würdigen Empfang. Viele Angehörige und Freunde, sowie die Mitglieder des Turnvereins und Lazarettkorps eilten den Erwarteten

*) Diese Krankheit wurde während des Krieges auch in unsere Stadt verschleppt. Die daran Erkrankten wurden in dem Blatternhaus untergebacht, das vor der Stadt am Wege nach Heusenstamm stand.

bis Sachsenhausen entgegen, von wo aus es zu Fuß hierher ging. Die Realschüler waren den Leuten bis Oberrad entgegengegangen. Hier wurde das Korps seitens der Stern'schen Brauerei gastfreundlich aufgenommen und bewirtet.

Unter dem Jubel der Bevölkerung und herzlichster Begrüßung hielt das Korps, nachdem es 7 Monate in ruhmvollster Weise in fremdem Lande gewesen, am 13. März 1871, zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags, seinen Einzug in unsere Stadt. An der Spitze ein Musikkorps, bewegte sich der große Zug durch die ganze Frankfurter Straße, über den Markt, durch die Große Marktstraße vor das Vereinslokal des Turnvereins, die „Stadt Frankfurt", und von da auf den Paradeplatz (jetzt Aliceplatz). Der Führer der Mannschaft, Herr Hofgerichtsadvokat Ludwig Strecker, spendete seinen Kameraden für die bewunderungswürdigen Leistungen im Dienste der Menschlichkeit höchste Anerkennung und innigsten Dank und hob gleichzeitig die Opferwilligkeit der Bürgerschaft hervor, durch welche es möglich gewesen sei, das Korps auszurüsten und zu unterhalten; auch gedachte er derjenigen Männer, welche seit Jahren die Leute eingeübt und schloß mit Dankesworten für den freundlichen Empfang und einem dreifachen Hoch auf die Stadt Offenbach, worauf der Zug sich auflöste.

Mit Fug und Recht darf dieser Einzugstag als ein Ehrentag unserer Stadt bezeichnet werden, denn nicht viele Städte können sich dessen rühmen, ein so starkes, wohlgeschultes und mit solchem Erfolg thätiges, freiwilliges Sanitätskorps ohne Unterbrechung während des ganzen Feldzuges in Feindesland gehabt zu haben."

König Wilhelm, Bismarck, Moltke und andere hervorragende Männer haben den Offenbacher Sanitätsleuten hohes Lob gespendet; in dem großen Generalstabswerk wird ihrer besonders gedacht. Und Graf von Rex war so stolz auf sie, daß er wiederholt äußerte, er wolle hoch zu Roß mit ihnen in Offenbach seinen Einzug halten. Doch es hat nicht sollen sein! Schon im September 1870 mußte er blatternkrank nach Hause zurückkehren, wo er auf seinem Stammsitz bei Dresden starb. — Selbst fremdländische Kriegsberichterstatter zollten der Mannschaft großes Lob. So steht z. B. in einer englischen Geschichte über den deutsch-französischen Krieg folgende Notiz: „Eine zweite auffallende Erscheinung ist die Truppe organisierter und uniformierter Krankenwärter aus Offenbach am Main. Diese strammen Burschе treten in jeder Beziehung gewandt und taktvoll auf; sie rufen den Eindruck hervor, daß sie ein herzhaftes und praktisches Korps sind, das seiner Aufgabe gewachsen und stets dazu bereit ist. Was sie zum Transport der Verwundeten mit sich führen, ist im höchsten Grade bequem und selbst elegant, während ihre Kleidung ganz einfach und bescheiden ist."

In Anerkennung der hervorragenden Leistungen der Mannschaft wurden ihr viele Auszeichnungen zu teil: 3 eiserne Kreuze, 1 Ritterkreuz des sächsischen Albrechtsordens mit den Schwertern, 1 bayerisches Verdienstkreuz, 6 Ehrenkreuze des sächsischen Albrechtsordens und gegen 20 hessische Sanitätskreuze. Lachmann, der umsichtige Organisator und unermüdliche Fürsorger der Mannschaft, erhielt von der deutschen Kaiserin das goldene Verdienstkreuz und von Kaiser Wilhelm den Kronenorden.

Während nun das fliegende Korps auf dem Schlachtfelde so segensreich wirkte, entfaltete das Lazarettkorps, das sich inzwischen wesentlich verstärkt hatte, seine Thätigkeit in unserer Stadt. Von dem Eintreffen der ersten Verwundeten an bis zum Schlusse des Feldzuges war es unaufhörlich thätig. Ueber 3000 verwundete und kranke Soldaten wurden von der Lokalbahn in die verschiedenen Lazarette gebracht. Unter ihnen waren auch viele Franzosen, von denen einer hier gestorben ist. Sein Grab wird alljährlich am 2. September mit den Gräbern der deutschen Krieger geschmückt. Das Lazarettkorps wurde neben dem Transportieren von Verwundeten und Kranken auch zur Labung und Pflege derselben in den Hospitälern, sowie zur Begleitung von Krankenzügen herangezogen. Auf diese Weise entfalteten auch diese wackeren Sanitätsleute nach allen Richtungen hin eine höchst ersprießliche Wirksamkeit im Dienste der Menschenliebe, so daß ihnen allen nicht nur der wärmste Dank der Behörde ausgesprochen, sondern auch 20 Mitgliedern im Namen des Kaisers die Medaille in Stahl am Band für Nichtkombattanten verliehen wurde.

So hat also das gesamte Offenbacher Sanitätskorps, dem außerdem viele hiesige Frauen, Jungfrauen und Schulkinder im Herstellen von Verbandzeug emsig zur Seite standen, eine Thätigkeit entfaltet, die gar nicht rühmend genug hervorgehoben werden kann. Insbesondere aber verdienen in einer Geschichte Offenbachs die Namen der Leute vom fliegenden Korps festgehalten zu werden, weil sie Leben und Gesundheit in uneigennütziger Weise zum Wohle ihrer Mitmenschen in die Schanze geschlagen haben. Hier sind sie:

Führer: Ludwig Strecker.

I. Obmann: Andreas Henkel. II. Obmann: Wilhelm Waller.

1. Zug.	2. Zug.
Andreas Henkel, Führer.	Philipp Heimberger, Führer.
Otto Berz.	Georg Barfus.
Leopold Heß.	Georg Frank.
Georg Leschmann.	Emil Knauer.
Christian Moller.	Wilhelm Kraushaar.
Heinrich Petermann.	Konrad Michel.
Hermann Rosner.	Heinrich Stahl.

3. Zug.

Wilhelm Waller, Führer.
Jakob Bayer.
Ludwig Endl.
Karl Geh.
Karl Petri.
Martin Schäfer.
Heinrich Weingarth.

5. Zug.

Heinrich Knauer, Führer.
Jakob Betz.
Karl Grünberg.
Siegmund Homburg.
Bernhard Kluftinger.
Karl Rullmann.
Georg Schreck.

4. Zug.

Peter Knipp, Führer.
Georg Bier.
Ernst Jart.
Ludwig Keitel.
Joseph Mitschler.
Andreas Voltz.
Georg Strauch.

6. Zug.

Adam Zehner, Führer.
Adam Döpp.
Adam Elsenheimer.
Karl Kahres.
Konrad Schneider.
Martin Thurn.
Konrad Wagner.

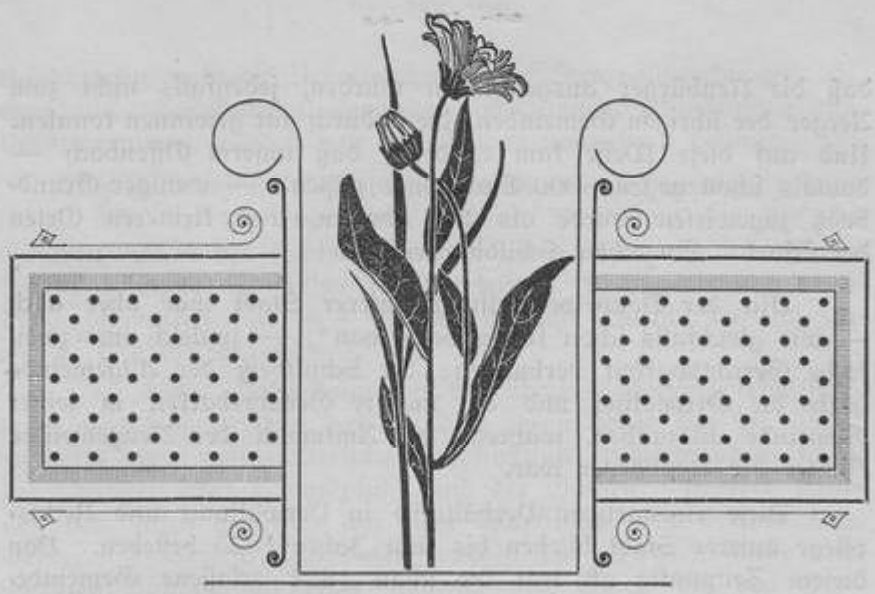
Nach dem Kriege galt die nächste Zeit der Ruhe und Erholung, denn jeder der Sanitätsleute merkte an seinem eigenen Körper recht wohl, was er im Feldzuge geleistet, welche Strapazen er ertragen hatte. Nach dieser Erholungspause gings dann wieder mit frischem Mut ans Werk, zumal neu beigetretene Mitglieder für den Sanitätsdienst vorzubereiten waren.

Bald trat man auch dem Plane näher, eine Anzahl Verbandstellen in unserer Stadt zu errichten; allerlei Umstände verzögerten aber die Ausführung dieses Projektes bis Ende 1882. Anfangs des folgenden Jahres wurden denn mit ministerieller Genehmigung 8 Verbandstellen errichtet und von solchen Männern übernommen, die 1870/71 dem fliegenden Korps angehört hatten. Heute bestehen 20 derartige Verbandstellen, deren Inhaber ärztlich geprüft und mit allen erforderlichen Mitteln ausgerüstet sind, um bei etwaigen Unglücksfällen bis zum Eintreffen eines Arztes die erste Hilfe leisten zu können durch Anlegung von Notverbänden, durch Transportieren der Verunglückten in die Wohnung, ins Krankenhaus u. s. w. Wie segensreich sich eine solche Einrichtung gerade für unsere Fabrikstadt erweist, das braucht wohl hier nicht erst noch näher erläutert zu werden.

Nach dem Tode von Dr. Böhm wurde der Geheime Medizinalrat Dr. Mogk mit der ärztlichen Leitung betraut; er wurde seit 1885 durch den nunmehr verstorbenen Medizinalrat Dr. Grosch abgelöst, dessen Sohn gegenwärtig als Korpsarzt fungiert. Von 1887 an führt das Korps den Namen „Freiwilliges Sanitätskorps des Turnvereins Offenbach a. M."

In dem Festzuge, der gelegentlich des 25. Mittelrheinischen Jubiläums-Turnfestes am 14. Juli 1901 durch unsere Stadt ging, waren die noch lebenden Mitglieder des Korps von 1870/71 in derselben Ausrüstung wie damals vertreten. Mit ihnen ging in dem Festzuge der bei Mouzon aus der Maas gezogene französische Bagagewagen, der dem Sanitätskorps als Gepäckwagen diente und nach Beendigung des Krieges als Geschenk der Militärbehörde nach Offenbach gebracht wurde. Leider hat der Tod schon viele der braven Sanitätsleute hinweggerafft, doch ihr Name wird auch über das Grab hinaus in den Offenbacher Herzen fortleben.

Ehre, wem Ehre gebührt!



Verwaltung und Rechtspflege.

Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein bestand die schon früher erwähnte eigentümliche Einrichtung der Doppelverwaltung unserer Stadt.[1]) Die vielen Schwierigkeiten und Verwicklungen, die naturgemäß dadurch entstanden, ließen zwar mitunter den Wunsch nach einer einheitlichen Regelung der Verwaltung und der zum Teil damit verbundenen Rechtspflege laut werden. Durch das Rivalisieren der Alt- und Neubürger aber kam man vorerst über den Wunsch nicht hinaus. Ja: Neid, Eifersucht und Mißgunst waren z. B. bei den Altbürgern so üppig ins Kraut geschossen, daß infolge davon unsere Stadt um einen wesentlichen Teil an Grundbesitz gebracht wurde. Und das geschah so: Im Jahre 1819 einigten sich die einzelnen Gemeinden der Bieger Mark dahin, den Grund und Boden der letzteren nach der Kopfzahl der Gemeinden zu verteilen. Die Bieger Mark war zu jener Zeit zwar größtenteils nur noch ein aus Weideland bestehendes Gebiet, das aber immerhin einen ganz beträchtlichen Umfang hatte und bis zum Offenbacher Mühlbach reichte, der darum auch „Grenzbach" genannt wurde, welchen Namen der Volksmund in „Gänsbach" umwandelte.[2]) Bei der Verteilung dieses Bodens der Bieger Mark brachten es nun die Offenbacher Altbürger dahin,

[1]) Siehe Seite 90.

[2]) Andere behaupten, der Name „Gänsbach" stamme daher, daß früher die Gänse hierher zur Weide getrieben worden seien.

daß die Neubürger ausgeschlossen wurden, jedenfalls nicht zum Aerger der übrigen Gemeinden, die dadurch nur gewinnen konnten. Und auf diese Weise kam es denn, daß unserm Offenbach — damals schon gegen 6000 Einwohner zählend — weniger Grundbesitz zugewiesen wurde als den übrigen, weit kleineren Orten der Mark. Ein echter Schildbürgerstreich!

Mit der Doppelverwaltung unserer Stadt war aber auch — wie gleichfalls schon früher dargethan*) — zugleich eine zweifache Gerichtsbarkeit verbunden: der Schultheiß der Altgemeinde hatte die Ortspolizei und die niedere Gerichtsbarkeit in seiner Gemeinde auszuüben, während der Amtmann der Neugemeinde Richter der Neubürger war.

Diese eigenartigen Verhältnisse in Verwaltung und Rechtspflege unserer Stadt blieben bis zum Jahre 1823 bestehen. Von diesem Zeitpunkte ab trat die schon 1821 erlassene Gemeindeordnung für das Großherzogtum Hessen endlich auch für Offenbach in Kraft; Alt- und Neugemeinde wurden vereinigt; der erste gemeinsame Bürgermeister hieß Georg d'Orville. Zugleich wurde auch in jener Zeit wie im übrigen Hessen die Trennung von Verwaltung und Rechtspflege vorgenommen. Offenbach wurde dabei der Sitz eines Landratsamts und eines Landgerichts.

Das Landgericht Offenbach wurde dann infolge der neuen deutschen Gerichtsordnung am 1. Oktober 1879 in ein Amtsgericht umgewandelt und noch in demselben Monat in dem neuen Amtsgerichtsgebäude in der Kaiserstraße untergebracht. Der Offenbacher Amtsgerichtsbezirk umfaßt etwa 71 000 Menschen, die sich auf folgende Plätze verteilen: Bieber, Bürgel, Dietesheim, Forst Offenbach, Grafenbruch, Groß-Steinheim, Hausen, Heusenstamm, Klein-Steinheim, Lämmerspiel, Mühlheim, Neu-Isenburg, Offenbach, Offenbacher Hintermark, Obertshausen, Patershausen, Rumpenheim, Steinbach, Steinbacher Haidewald, Wildhof.

Neben dem Oberamtsrichter, dem vom Ministerium die Dienstaufsicht übertragen ist, sind noch verschiedene Richter und Hilfsrichter angestellt, von denen jeder für die ihm übertragenen Arbeiten voll und ganz verantwortlich ist. Am Amtsgericht Offenbach sind ferner zwei Gerichtschreibereien eingerichtet, eine für die streitige und eine für die nichtstreitige (freiwillige) Gerichtsbarkeit. Jede der beiden hat in einem Gerichtschreiber ihren Vorstand. Den Sitzungsdienst versehen die Hilfsgerichtschreiber. Zur Erledigung der Schreibgeschäfte sind ferner Schreibgehilfen beschäftigt. Einer besonderen Amtsanwaltschaft liegt die Verfolgung strafbarer

Siehe Seite 90.

Handlungen und die Ueberwachung der Strafvollstreckungen ob. Gerichtliche Zustellungen, Zwangsvollstreckungen, Pfändungen und Versteigerungen werden von den Gerichtsvollziehern besorgt.

Das ursprüngliche Offenbacher Gefängnis war am Schloßplatz; später war es der sogenannte „Neue Bau" im Französischen Gäßchen neben der französisch-reformierten Kirche. Das jetzige Haftlokal wurde im Jahre 1882 erbaut. In demselben werden Gefängnisstrafen bis zu 1 Monat verbüßt, Haftstrafen dagegen wie es das Gesetz bestimmt.

Bei dieser Darstellung der Offenbacher Gerichtsverhältnisse möge noch bemerkt sein, daß seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zwei mittelalterliche Strafinstitute verschwunden sind: der Pranger oder Schandpfahl und der Galgen. Ersterer stand vor dem alten Rathaus auf dem Marktplatz und bestand aus mehreren Halseisen. An diesen wurden die ertappten Diebe und sonstigen Sünder mit einer umgehängten Tafel, die das Vergehen meldete, den Verhöhnungen der Bevölkerung preisgegeben. Die zuletzt (im Jahre 1812 oder 1813) daselbst öffentlich gekennzeichneten Personen waren zwei Männer und eine Frau, die in der Metzler'schen (später Proli'schen Besitzung) als Krautdiebe erwischt worden waren. Zur Strafe mußten sie an einem Markttage mehrere Stunden lang zum Spotte der Vorübergehenden mit angelegtem Halseisen am Pranger stehen. Zur Verschärfung der Strafe war ihnen das gestohlene Kraut umgehängt worden.

Von der Richtstätte des Galgens war schon an anderer Stelle die Rede.*) Hier möge aber noch einiges über die letzte Hinrichtung zu Offenbach folgen, die jedoch nicht durch den Strang, sondern mittels des Schwertes im Jahre 1811 oder 1812 stattfand. Die Verurteilten waren Konrad Werner, der „schwarze Konrad" genannt, und sein Bruder Johannes mit dem Beinamen „Wuttwuttwutt". Beide waren Genossen des berüchtigten Räubers Georg Philipp Lang, der unter dem Namen „Hölzerlips" zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit seiner Bande die Gegenden des Maines, des Odenwaldes, des Spessarts und Oberhessens unsicher machte. Hölzerlips, der 22 Einbrüche und Diebstähle, 16 Straßenräubereien und 1 Mord auf dem Gewissen hatte, wurde 1812 mit zwei seiner Genossen in Heidelberg durch das Schwert hingerichtet. Die Gebrüder Werner vollbrachten ihre Thaten hauptsächlich in Oberhessen; insbesondere wurden ihnen verschiedene Straßenräubereien im Büdinger Wald, bei Gelnhausen und Dörnigheim, mehrere Einbrüche bei Friedberg, in Wilhelmsbad u. s. w. zur Last gelegt. Zuletzt verübten sie noch in Gemeinschaft mit

*) Siehe Seite 64.

Johann Borgener, der „Polengänger Hannes" genannt, einen mit Mord verbundenen Straßenraub bei Heckenbergheim in Oberhessen. Der schlimmere von beiden Brüdern war Johannes Werner, ein richtiger Straßenräuber, während Konrad mehr Einbrecher und Dieb war. Die gerichtliche Untersuchung war in Langenselbold geführt worden. Von dort kamen beide Verbrecher in das hiesige Gefängnis am Schloßplatz. Johannes Werner erhängte sich in seiner Zelle; sein Leichnam wurde nach herkömmlicher Sitte mit einem Strick um den Hals in eine Tierhaut gewickelt und durch den Schinderknecht auf dem Abdeckerkarren zu dem Galgen hinausgefahren und dort verscharrt. Zur Hinrichtung Konrad Werners wurde draußen ein besonderes Schafott aufgestellt. Der Verurteilte wurde aus dem Gefängnis hervorgeholt, begleitet von den Henkersknechten und einer neugierigen Volksmenge. Vor dem Rathaus machte der Zug Halt; hier wurde dem Armsünder durch den Hofrat Neuhof der Stab gebrochen. Dann gings hinaus zur Richtstätte, wo sich mittlerweile eine ungeheure Volksmenge aus Offenbach und der ganzen Umgebung — namentlich aus Frankfurt — eingefunden hatte, worunter das „Ewig Weibliche" besonders stark vertreten war. Selbst Kinder waren zugegen; sie wurden von ihren Vätern und Großvätern emporgehalten, damit sie dem blutigen Schauspiel recht deutlich zusehen konnten. Mit einem Streiche fiel das Haupt des Verbrechers; lautes Bravo der Menge und Tücherschwenken seitens des „zarten Geschlechts" ehrten die Geschicklichkeit des Scharfrichters. Ein Henkersknecht überreichte nun sogleich das abgeschlagene Haupt dem Hofrat Dr. Meyer, der von dem Fürsten die Erlaubnis erhalten hatte, das Blutgerüst zu besteigen, um zu untersuchen, ob die Gesichtsmuskeln des eben Hingerichteten noch zuckende Bewegungen machten, wie das vielfach vorgekommen sein sollte. Es war jedoch nichts davon wahrzunehmen.

Bei dieser Hinrichtung sollte auch der mittelalterliche Aberglaube zu seinem Rechte kommen. Ein epileptisches Mädchen trank von dem noch frischen, warmen Blute des Enthaupteten, das der Scharfrichter zu diesem Zwecke in einem Glase aufgefangen hatte; dann rannte die Kranke nach Vorschrift auf und davon, bis sie vor Ermüdung niedersank. Ob aber diese Blut-Rennkur etwas geholfen hat, darüber schweigt die Geschichte.

Diese letzte Hinrichtung in Offenbach wurde von Johann Michael Hoffmann vollzogen, der von 1789 bis 1841 Scharfrichter in Frankfurt war und ob seiner Virtuosität im Kopfabschlagen weit und breit berühmt war. „Hoffmann war ein in seiner Art ganz gebildeter Mann (von Beruf soll er ursprünglich Chirurg gewesen sein), von stattlicher Erscheinung und würdevollem Auftreten, und in gewissem Sinne eine populäre Figur im alten

Frankfurt und in der ganzen Umgegend. Zu einer Hinrichtung machte er sorgfältig Toilette, legte aber auf dem Schafott Rock und Weste ab und vollzog dann in feierlicher Haltung den Akt der Justifikation so reinlich und so zweifelsohne, daß sein blütenweißes Hemd selten auch nur durch ein Tröpflein des aufspritzenden Blutes befleckt wurde. Er hat — — elegant geköpft! . . . . . Das städtische Museum in Frankfurt bewahrt von dem letzten Scharfrichter der freien Reichsstadt vier große Richtschwerter, von denen zwei noch blank und scharf geschliffen sind. Auf der Klinge des einen steht:

Die Herren steuren dem Unheil,
Ich exequir ihr Urdheil —

und auf der andern Seite:

Wan ich das Schwert dun aufheben
So wünsche ich dem armen Sünder das ewige Leben."

Doch damit genug von dieser gruseligen Geschichte! Wenden wir uns nun von ihr und der Offenbacher Gerichtsbarkeit überhaupt hinweg und gehen zur Verwaltung über, die ja so lange aufs engste mit der Rechtspflege verbunden war.

Im Jahre 1832 — also wenige Jahre nach der Trennung von Verwaltung und Rechtspflege — wurde mit der neuen Kreiseinteilung das Landratsamt in ein Kreisamt umgewandelt, das heute noch seinen Sitz in unserer Stadt hat. Offenbach ist somit die Hauptstadt des Kreises Offenbach, zu dem im ganzen jetzt 35 Orte gehören: Bieber, Bürgel, Dietesheim, Dietzenbach, Dreieichenhain, Dudenhofen, Egelsbach, Froschhausen, Götzenhain, Groß-Steinheim, Hainhausen, Hainstadt, Hausen, Heusenstamm, Jügesheim, Klein-Auheim, Klein-Krotzenburg, Klein-Steinheim, Klein-Welzheim, Lämmerspiel, Langen, Mainflingen, Mühlheim, Neu-Isenburg, Obertshausen, Offenbach, Offenthal, Philippseich, Rembrücken, Rumpenheim, Seligenstadt, Sprendlingen, Steinbach,*) Weiskirchen, Zellhausen. — Die Beschäftigung der Landbevölkerung des Kreises Offenbach besteht in Ackerbau, Handwerk und Hausindustrie. Einige der genannten Orte haben auch selbst ansehnliche Fabriken; viele Bewohner der um Offenbach liegenden Orte werden in den Industriebetrieben unserer Stadt beschäftigt.

Die Verwaltung des Kreises geschieht nach den gesetzlichen Bestimmungen der hessischen Kreisordnung vom Jahre 1874. Das Verwaltungsgebäude des Kreises ist das Kreisamtsgebäude

*) Dieser Ort, im Taunus liegend, ist vermutlich bei der preußisch-hessischen Grenzregulierung von 1866 übersehen worden. Da nun zur Gemarkung Steinbach auch die Spitze des Altkönigs gehört, so ist dieselbe hessisches Gebiet.

in der Ludwigstraße. Der Vorsteher des Kreises ist der Kreisrat, dem in der Verwaltung der Kreistag und speziell im Schulwesen die Kreisschulkommission mit dem Kreisschulinspektor zur Seite stehen. Zur Bestreitung der Kosten des Kreises besteht die Offenbacher Kreiskasse. Eine weitere Behörde des Kreises ist der Kreisausschuß, der staatliche Aufsichtsbehörde, Organ des Kreisverbandes und besonderes Verwaltungsgericht ist. Der Vorsitzende des Kreistags und des Kreisausschusses ist der Kreisrat; die Mitglieder versammeln sich von Zeit zu Zeit; in der Zwischenzeit führt der Kreisrat die laufenden Geschäfte. — Der Kreis Offenbach bildet mit weiteren 6 Kreisen die Provinz Starkenburg.

Hier sei noch zugleich bemerkt, daß die Stadt Offenbach auch an der Gesetzgebung teilnimmt, indem sie zur II. hessischen Ständekammer einen Abgeordneten zu wählen hat und auch in der I. Ständekammer durch 2 Mitglieder vertreten ist. Bei der Wahl zum deutschen Reichstag bildet der Kreis Offenbach mit dem Kreise Dieburg zusammen einen der 9 hessischen Wahlkreise.

Bezüglich unserer speziell städtischen Verwaltung ist anzuführen, daß die Vereinigung der Alt- und Neugemeinde zu einem einheitlichen Organismus mit einheitlicher Verwaltung ein großer Segen für unsere Vaterstadt war. Die stetig wachsenden Wirrnisse der Doppelverwaltung waren endgiltig beseitigt, der Kredit der Stadt wuchs damit immer mehr, und die hessische Regierung war bald in der angenehmen Lage, den Offenbacher Gemeindehaushalt öffentlich als Muster hinzustellen.

Zur Zeit der Amtsthätigkeit des Bürgermeisters d'Orville war dessen Büreau nicht mehr in dem alten Rathaus auf dem Markt, sondern vorübergehend in dem Gebäude, das rechts vom Eingange der früheren Bernard'schen Fabrik in der Herrnstraße stand. Als später die Realschule in dem Hauptbau der II. Knabenbürgerschule (in der Schulstraße) untergebracht war, kam die Bürgermeisterei in das Erdgeschoß des alten Lateinischen Schulhauses in der Herrnstraße; daselbst war auch der Sitzungssaal des Gemeinderats. Im Jahre 1845 siedelte die gesamte Stadtverwaltung nach dem Dr. Fulda'schen Haus in der Herrnstraße über*), wo sie bis zur Erwerbung des jetzigen Stadthauses in der Frankfurter Straße (1858) blieb. Hier hat die Stadtverwaltung gegenwärtig noch ihre Räume.

---

*) Das Lateinische Schulhaus wurde darauf umgebaut und vergrößert und zum Realschulgebäude gemacht; dies blieb es bis zum Jahre 1873, wo die Realschule ihr jetziges Haus bezog. In ersteres verlegte man dann die I. Knabenbürgerschule und später verschiedene Klassen der II. Knabenbürgerschule, die Kaufmännische Fortbildungsschule u. s. w.

Offenbach bildet heute nach den gesetzlichen Bestimmungen für das Großherzogtum Hessen (vom Jahre 1874) eine Stadtgemeinde, die nach der hessischen Städteordnung verwaltet wird. Jedes Mitglied der Gemeinde hat teil an den städtischen Einrichtungen, ist aber auch verpflichtet, die städtischen Lasten tragen zu helfen. An der Spitze der Stadt steht der Stadtvorstand, der sich aus der Bürgermeisterei und der Stadtverordnetenversammlung zusammensetzt; letztere besteht aus 36 Mitgliedern. Der Vorsteher der Bürgermeisterei ist der Bürgermeister, dem zur Zeit der Titel Oberbürgermeister verliehen ist. Er hat die Gesetze und Erlasse der Staatsbehörden, sowie die Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung in Ausführung zu bringen; ferner hat er das Vermögen der Stadt zu verwalten, die Aufsicht über die städtischen Beamten zu führen und die Stadt nach außen hin zu vertreten. Als seine Stellvertreter sind vier Beigeordnete gewählt; zwei von ihnen sind besoldet mit Ansprüchen auf Pension, die beiden andern bekleiden ihr Amt als Ehrenamt. Den Bürgermeister und die Beigeordneten wählt die Stadtverordnetenversammlung auf 12 Jahre, doch muß ihre Wahl vom Großherzog bestätigt werden. Die Stadtverordneten werden von den stimmberechtigten Bewohnern der Stadt gewählt. Alle drei Jahre scheidet $^1/_3$ derselben aus; die Ausscheidenden können aber bei der Neuwahl wieder gewählt werden. Die Stadtverordnetenwahl geschieht in der Regel in den Schulhäusern der II. Knabenbürgerschule im Französischen Gäßchen. Die Liste der wahlberechtigten Einwohner liegt immer vor der Wahl auf einige Tage auf dem Stadthaus zur Einsicht offen.

Die Sitzungen der Stadtverordneten, die teils öffentlich, teils nichtöffentlich sind, finden in der Aula des Gymnasiums statt; dabei führt der Bürgermeister oder der stellvertretende Beigeordnete den Vorsitz. Die Beratungen und Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung beziehen sich auf alle Angelegenheiten, die nicht ausschließlich Sache der Bürgermeisterei sind. Um einen besseren Geschäftsgang zu ermöglichen, werden die städtischen Angelegenheiten in den einzelnen Ausschüssen der Stadtverordneten einer Vorberatung unterzogen; so z. B. die Angelegenheiten des Armenwesens, des Gas- und Wasserwerks, der städtischen Kassen, des Meldewesens, der Schulen, des Bauwesens u. s. w.

Besonders ausgedehnt ist das städtische Armenwesen, das in früheren Zeiten Sache der einzelnen Konfessionsgemeinden war. Zur Verwaltung der Armenpflege ist unsere Stadt in 9 Bezirke geteilt; jeder derselben zerfällt wieder in Quartiere mit je einem Armenpfleger. In dem städtischen Versorgungshaus finden Leute Unterkunft, die auf irgend welche Weise in Not geraten sind. Der städtischen Armenpflege gesellt sich noch private Wohlthätigkeit

hinzu. So unterstützt der Hilfsverein viele arme Leute; der Ausschuß für Ferienkolonien läßt schwächlichen Kindern während der Ferienzeit Milch und Brot als warmes Frühstück verabreichen; der Verein für Jugendhorte läßt solche Kinder nach der Schulzeit beaufsichtigen und mit Milch und Brot speisen, deren Eltern dem täglichen Verdienste nachgehen müssen; der Alice-Frauenverein und die barmherzigen Schwestern stellen sich in den Dienst der Krankenpflege; die Elise Gehler-Stiftung verfolgt den Zweck, armen Kindern die Kosten zur Verpflegung und Heilung im Krankenhaus zu gewähren; die Meißinger-Stiftung, die zu Ehren des verstorbenen Oberlehrers Heinrich Meißinger ins Leben gerufen wurde, unterstützt Schüler der II. Knabenbürgerschule aus den Familien der verschämten Armen in Fällen dringender Not durch Gewährung von Schuhen und Kleidern. Verschiedene andere Vereine bescheren Weihnachtsgaben, z. B. der Vincenz- und Elisabethenverein und der Verein für Weihnachtsbescherung.

Außer dem mildthätigen Institute der Armenpflege bestehen noch andere städtische und private Wohlfahrtseinrichtungen. So ist das Bestreben unserer Stadtverwaltung darauf gerichtet, schöne, freundliche Straßen anzulegen; die alten ungesunden Wohnungen müssen freundlicheren den Platz räumen. Das Schmutzwasser, das früher in offenen Gossen und Gräben dahinfloß, wird jetzt in unterirdischer Leitung dem Maine zugeführt. In Kontrollschächten wird die Reinigung und Spülung der Kanäle bewirkt. Besonders angestellte Beamte haben darüber die Aufsicht zu führen, daß alle Vorschriften bezüglich des Reinigungswesens pünktlich befolgt werden. Andere Wohlfahrtseinrichtungen sind das Stadtbad mit seinen stärkenden und heilbringenden Bädern, das Krankenhaus, in dem Kranke jeder Art aufgenommen und gepflegt werden, das Krematorium, das nun auch die Genehmigung der hessischen Regierung erhalten hat, die freiwillige und die Pflichtfeuerwehr, die sich aufopfernd in den Dienst der Nächstenliebe stellt u. s. w.

Dem Schutze und der Sicherheit der Bewohner und der öffentlichen Ordnung überhaupt dient ferner das Polizeiwesen, das gleichfalls unter städtischer Leitung steht. Von dem Polzeiamte werden die allgemeinen Polizeivorschriften erlassen und überwacht. An der Spitze der Polizeiverwaltung steht der Oberbürgermeister, dessen Stellvertreter der Polizeikommissär ist; neben diesem gibt es noch 3 Revierkommissäre. Die Schreibereien des Polizeiwesens werden von Büreaubeamten erledigt, indes im äußeren Dienste Schutzleute und Hilfsschutzleute darüber wachen, daß die Polizeiverordnungen nicht übertreten werden. Den Dienst der Feldpolizei versehen die Flurschützen.

Neben der Civilverwaltung unserer Stadt gibt es hier noch eine Militärverwaltung. Als nämlich Offenbach im Jahre 1816 hessisch geworden war, wurden die Bewohner bei der hessischen Regierung um eine Garnison vorstellig. Um diese Bitte schneller erfüllt zu sehen, erklärte sich die Stadt bereit, das ehemalige Armenhaus in der Bieberer Straße dem Staate zum Geschenk zu machen, wenn es als Kaserne benutzt würde. Dabei behielt sich die Stadt jedoch aus, daß sie bei Manövern von Einquartierungen verschont bleiben müsse. Im Jahre 1817 ist denn auch Offenbach Garnisonstadt geworden, indem das Regiment „Groß-Erbprinz" hierher verlegt wurde. Nach der Erbauung der jetzigen Kaserne kaufte die Stadt die „alte Kaserne" zum Preise von 45 400 Mark wieder zurück, ließ sie niederreißen und den Grund und Boden zu Bauplätzen verwenden. Zur Erbauung der jetzigen Kaserne hat die Stadt einen Beitrag von 75 000 fl. gegeben, bezw. die Stadt hat jährlich 3000 Gulden gezahlt zur Verzinsung und Tilgung eines zu 3% verzinslichen Kapitals von 75 000 fl., das durch 1% jährlich mit Berechnung der Zwischenzinsen getilgt wurde.

Inzwischen haben verschiedene Truppenabteilungen in unserm Orte gelegen. So wurde z. B. im Jahre 1867 das neugegründete II. Leib-Jäger-Bataillon unserer Stadt zugewiesen. Dieses kämpfte im Kriege 1870/71 in 8 Gefechten und Schlachten mit. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich marschierte es aber in Mainz ein, während das I. Bataillon vom Regiment No. 117 mit Stab nach Offenbach kam. Dieses blieb hier bis zum Oktober 1872. Hierauf wurde es nach Mainz überwiesen, und das zum Füsilier-Bataillon No. 118 umgewandelte II. Leib-Jäger-Bataillon kehrte wieder in unsere Stadt zurück. Im April 1898 wurde dieses als III. Bataillon nach Worms verlegt. Offenbach erhielt dafür das II. Bataillon mit Stab vom neugebildeten Regiment No. 168. Seit dieser Zeit haben wir auch eine Regimentsmusik. Die Exerzierübungen des hiesigen Bataillons werden teils in dem Kasernenhofe, teils in der Exerzierhalle daselbst und teils auf dem geräumigen Exerzierplatz auf dem Bieberer Berg vorgenommen. Die militärischen Schießstände befinden sich in der Nähe der Tempelseemühle und bei Heusenstamm. An ihrem Ausbau haben die in dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 nach unserer Stadt transportierten gefangenen Franzosen mithelfen müssen. Manche dieser Kriegsgefangenen fanden auch — soweit sie gelernte Handwerker waren — bei hiesigen Geschäftsleuten während ihres Hierseins Arbeit, indes wieder andere unter besonderer Aufsicht zu allerlei Thätigkeiten, z. B. zu Schiffsausladungen u. s. w. herangezogen wurden.

Zur hiesigen Garnison gehört auch noch das militärische Meldeamt. Es ist dem Großherzoglich Hessischen Bezirkskommando I Darmstadt zugeteilt und führt die Namen aller militärpflichtigen Personen in besonderen Listen, die unter der Bezeichnung Stammrollen bekannt sind. Bei militärischen Aushebungen und Musterungen ist das Meldeamt vertreten; es übt ferner ein- oder zweimal des Jahres Kontrolle über alle Personen des Beurlaubtenstandes, erteilt Auskunft in allen militärischen Angelegenheiten und nimmt diesbezügliche Meldungen entgegen.

Mit diesen Ausführungen mögen Verwaltung und Rechtspflege unserer Stadt vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart genügend dargestellt sein.

Die Industrie der Gegenwart.

Wer noch vor nicht langer Zeit als Fremder unserer Vaterstadt einen Besuch abstattete, der konnte auf den ersten Blick hin nicht glauben, daß er sich in einer der ersten Fabrikstädte befinde; denn die damals nur spärlich vorhandenen Fabrikschornsteine konnten als Wahrzeichen einer „Arbeiterstadt" die innere Thätigkeit nur in geringem Maße äußerlich verkünden. Seit aber neben der bedeutenden Lederindustrie, die Offenbach von je her in so hervorragender Weise auf dem Weltmarkt vertritt, auch die gesamte übrige Industrie in riesenhaftem Aufschwunge begriffen ist, da schossen die Schlote wie Pilze aus der Erde hervor und zeigten dem Fremden sofort, daß in unserer Stadt mächtiges gewerkthätiges Getriebe herrscht. Und welches sind die einzelnen Zweige der gegenwärtigen Offenbacher Industrie? Wir lassen sie nach Gruppen geordnet hier folgen.

Auf dem Gebiete der mineralischen Erzeugnisse ist zunächst der Thätigkeit des städtischen Gas- und Wasserwerks zu gedenken. Die Gasfabrik wurde im Jahre 1845 eröffnet; ursprünglich ein Privatunternehmen, ging sie 1879 in städtischen Besitz über. Mit ihrer Errichtung verschwanden die alten Oellaternen, die unsere Straßen und freien Plätze notdürftig beleuchteten; heute sind etwa 1900 öffentliche Gaslaternen angebracht. Auch die Nachbargemeinde Bürgel wird von hier aus mit Gas versehen. Bei dem raschen Anwachsen unserer Stadt mußte die Gasfabrik wiederholt erweitert werden; im Westen der Stadt wird bald eine neue Anlage eröffnet werden. Mit der Einführung der Gasbeleuchtung auf den Straßen und freien Plätzen trat auch eine solche in den Läden und Wohnungen der Bürger ein. Dadurch sowohl als

durch die Benutzung von Gasherden, Gasöfen und Gasmotoren ist der Gasverbrauch von Jahr zu Jahr gestiegen, so daß jetzt die Erzeugung von etwa 4 Mill. Kubikmeter Gas im Jahre notwendig geworden ist. Bei der Gasbereitung werden auch noch Coaks, Theer und Ammoniakwasser als Nebenprodukte gewonnen. Der Reingewinn, den die Gasanstalt jährlich abwirft, ist beinahe 300000 Mark. — Bezüglich der Wasserverhältnisse unserer Stadt ist die Gegenwart auch den früheren Zeiten um vieles voraus. Mußten doch ehedem die Leute alles Wasser zum Trinken, zum Gebrauche in den Haushaltungen und gewerblichen Betrieben an öffentlichen und privaten Brunnen holen, die auf Straßen und in Höfen standen. Da aber das Brunnenwasser vielfach gesundheitsschädlich war und die Keime von mancherlei Krankheiten enthielt, beschloß die Stadtverwaltung, durch eine Leitung für gutes Wasser zu sorgen. Der Wasserreichtum unserer Gegend hat sich dabei als so groß erwiesen, daß von dem in der Tempelseemühle errichteten Reservoir aus die ganze Stadt mit Wasser versehen werden konnte; mittels Hydranten wird das Wasser auch zum Besprengen der Straßen und zum Löschen des Feuers benutzt. Da aber das Wasser durch das stetige Anwachsen der Stadt nicht mehr ausreichen wollte — namentlich in den heißen Sommermonaten — so wurden zwecks Errichtung eines neuen Wasserwerks umfangreiche Bohrungen in der Hintermark vorgenommen, die zu einem günstigen Resultate führten. Die Kosten der zweiten Leitung belaufen sich bis zur völligen Herstellung derselben auf ca. $2^1/_2$ Mill. Mark. — Neben diesen beiden Hauptfaktoren der mineralischen Erzeugnisse sind noch zu erwähnen: die Druckluftanlage, die gegenwärtig ebenfalls einen nennenswerten Reingewinn aufzuweisen hat, also auch die gehegten Erwartungen erfüllt, ferner die verschiedenen Cement-, Asphalt- und Dachpappefabrikationen.

In Bezug auf die Nahrungs- und Genußmittelbranche ist zunächst zu bemerken, daß in unserer Stadt ein erheblicher Großviehhandel getrieben wird. Es findet ferner die Fabrikation von Cichorie und sonstiger Kaffeeersatzmittel, von Essig und Branntwein hier statt. Die Tabakindustrie erstreckt sich auf die Herstellung von Rauch-, Kau- und Schnupftabak, sowie auf die Fabrikation von Cigarren. Neben dem stark natron-lithionhaltigen, besonders gegen Rheumatismus, Brust- und Halsverschleimung und Magenkrankheiten angewandten, sowie als Tafelgetränk beliebten Wasser der Kaiser-Friedrich-Quelle (eröffnet 1888) wird auch noch künstliches Mineralwasser fabriziert. Verschiedene mehr oder weniger bedeutende Weinhandlungen haben Weingüter im Rheingebiete. Die Pfeffernuß- und Lebkuchenbäckerei erfreut sich noch immer eines guten Rufes.

In der Holz- und Schnitzstofffabrikation gibt es hier Dampfsägewerke, Möbel- und Fachschreinereien, eine Sonnen- und Regenschirmfabrik mit Niederlagen in vielen größeren Städten, ferner Elfenbeinschnitzereien. Die Stockfabrikation dagegen hat sich in verschiedene Nachbarorte verzogen.

Recht vielseitig sind in unserer Stadt die polygraphischen und verwandten Gewerbe vertreten: Buch- und Steindruckereien, eine Notendruckerei mit Musikalienhandel, Schriftgießereien, lithographische Anstalten, Fabriken in Bunt-, Glacé-, Chromo-, Phantasie-, Geschäfts-, Luxus- und Albuminpapier, Prägeanstalten, Kartonagefabriken u. s. w.

In der größten Mannigfaltigkeit aber hat sich bei uns besonders die Lederindustrie entwickelt. Hier wird Sohl- und Vacheleder, Lack- und Kidleder neben Treibriemen und lackierten Filz- und Lederwaren (Feuerwehrrequisiten und Militäreffekten) verfertigt. Mehrere Häute- und Lederhandlungen haben neben dem hiesigen Platzgeschäft auch noch einen bedeutenden Absatz nach außen. Im Bereiche der Lederwarenindustrie existieren hier über 250 Geschäfte in Etuis-, Portefeuille-, Sattler- und Ledergalanteriewaren, die zum Teil Fabriken im eigentlichen Sinne des Wortes sind, zum andern Teil nur Grossistenfirmen, die die Hausindustrie beschäftigen. Verschiedene Portefeuillefabriken verfertigen nebenbei Albums; doch gibt es auch reine Albumfabriken. Bezüglich der Portefeuillewaren wetteifert Offenbach namentlich mit Berlin, Paris und Wien. Die letzte Berliner Gewerbeausstellung (1896) hat jedoch bewiesen, daß in der Fabrikation feiner Lederwaren die Spreehauptstadt unser Offenbach noch nicht erreicht hat. Die Vielseitigkeit der hiesigen Lederwarenfabrikation ist erstaunlich: Portemonnaies in den verschiedensten Formen und Lederarten, Brief- und Visitkartentaschen, Damentaschen, Schmuckkasten, Koffer, Necessaires fürs Haus und für die Reise, Photographiealbums und Rahmen nebst Rahmengestellen in den verschiedensten Formen u. s. w. Alles dies in seiner bunten Mannigfaltigkeit ist ein deutlicher Beweis von dem Erfindungsgeist der Offenbacher „Mustermacher", für die jetzt an der Kunstgewerbeschule zur Heranbildung tüchtigen Nachwuchses eine besondere Lehrwerkstätte errichtet ist. Auch die Schuhwarenfabrikation ist hier gut vertreten; es werden Halbfabrikate (Schäfte) und fertige Schuhwaren teils einzeln, teils beide Waren zusammen gemacht.

In der Fabrikation chemischer Produkte hat sich Offenbach ebenfalls rasch emporgeschwungen. Zunächst ist hier zu erwähnen, daß das alteingesessene Seifensiedergewerbe kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts zur Industrie erhoben wurde und zwar durch Karl Naumann, der ursprünglich seine Fabrik in Frankfurt anlegen wollte, daselbst aber abgewiesen, sich nach Offenbach wandte

und hier am 1. Januar 1843 sein Etablissement eröffnete, das nach der Einäscherung (1889) in neuem Gewande erstand. Naumann war der erste in Deutschland, der nach englischem Vorbild den Versuch machte, die Seife aus gebleichtem Palm- und Kokosnußöl an Stelle tierischer Fette im großen durch fabrikmäßigen Betrieb mit Dampfeinrichtung herzustellen, ein Versuch, der ausgezeichnet gelang und hier am Platze vielfach Nachahmung fand. Heute werden in den Offenbacher Seifenfabriken Toiletteseifen und Parfümerien, Haushaltungs- und Schmierseifen, sowie Lichter verfertigt. Außerdem gibt es im Bereiche der Fabrikation chemischer Produkte noch Stearinkerzen-, Vaseline-, Lack-, Tinten-, Bleiweiß- und Lackfirnisfabriken, Pulverisieranstalten, Fabriken chemisch-technischer Produkte und ein sehr bedeutendes Etablissement in der Anilinfarbenfabrikation. Endlich gehören hierher noch Fabriken zur Herstellung von Wachstuch-, Hartgummi-, Schmuck- und Celluloidwaren.

Die Metallindustrie steht gleichfalls in hoher Blüte. Es gibt hier eine große Anzahl von Maschinenfabriken größeren und kleineren Stiles, die zum Teil auch Eisengießereien sind. Sie liefern Werkzeug- und Holzbearbeitungsmaschinen, lithographische Schnellpressen, Maschinen für Buchbindereien, Buchdruckereien, Färbereien, Tapetenfabriken, die Tabakindustrie, die Hutfabrikation, Margarin-, Parfümerien- und Seifenfabrikation, Haarschneiderei, die Portefeuilleindustrie, Gürtlerei, zur Herstellung von Farben u. s. w. Ferner gibt es hier Fabriken zur Herstellung von Schmirgelwaren, Bierbrauereieinrichtungen, Eismaschinen, Achsen, Federn, Rädern, Luxuswagen, Kunstgußwaren u. s. w. Weiter ist die Kleineisen- und Metallwarenindustrie hier sehr zahlreich vertreten: Stahl- und Gürtlerwarenfabriken, Schleifereien, Fabriken zur Herstellung von Messingwaren und Armaturen, Metallschrauben, Metallstiften, Feilen, Staniol- und Metallkapseln, Kellereigerätschaften, Blechemballagen; ferner mechanische Werkstätten, Gas- und Wasserinstallateure u. a.

In der Textilindustrie gibt es hier Fabriken für Posamentier-, Strickerei-, Netze- und Filetwaren, für Stramin, Korsette und Filzwaren, ferner Häuser für Gold- und Silberspinnerei und Haarschneiderei.

Als nun die Offenbacher Industrie soweit erstarkt war, daß sie mit derjenigen in andern Städten konkurrieren konnte, dachte man daran, auch auf Ausstellungen aufzutreten. Zuvörderst sollte jedoch die eigene Kraft auf einer Ortsgewerbeausstellung erprobt werden. Am 25. August 1846 wurde dieselbe im städtischen Lagerhaus eröffnet; 256 Gewerbetreibende und Kaufleute hatten auf ihr ausgestellt. Ihr Katalog diente als erstes Offenbacher (gewerbliches) Adreßbuch. Nach dieser Heerschau beteiligte sich Offenbach

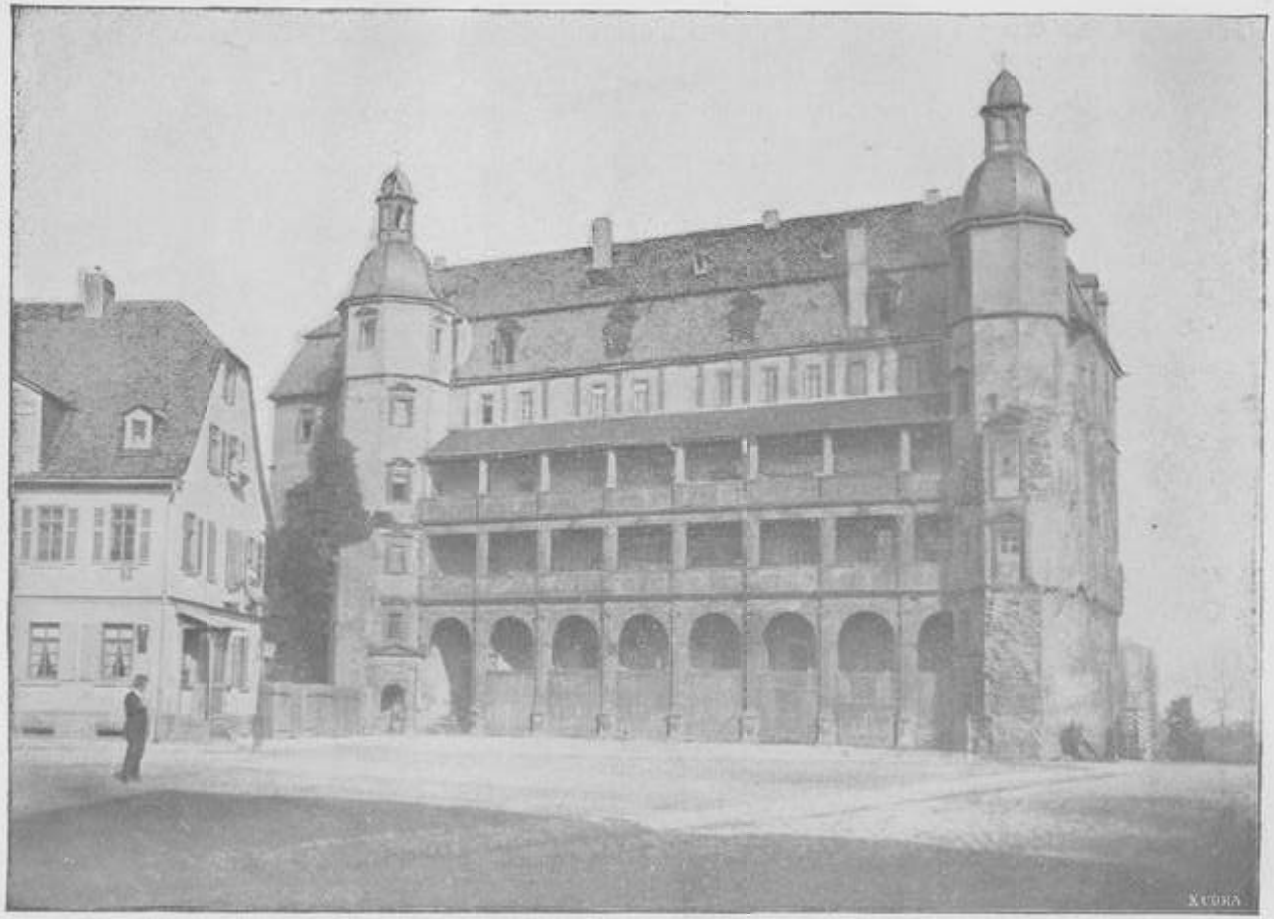
nun mit großem Erfolg fast an allen bedeutenden Ausstellungen des In- und Auslandes. Es nahm auf der Weltausstellung in London (1851) nach der Zahl der Aussteller berechnet, den 5. Platz unter den dort vertretenen deutschen Städten ein; es trug ferner Auszeichnungen davon auf den Ausstellungen in Wien, New York, Sydney, Melbourne und auf den Weltausstellungen in Paris. Seine ganze Kraft als Industriestadt aber konnte Offenbach namentlich auf der hessischen Landesgewerbeausstellung entfalten, die von Mai bis September 1879 in seinen Mauern abgehalten wurde und einen großartigen Verlauf hatte.

„Und diese mitführende Position im Kontingent der auf dem Weltmarkte im Konkurrenzkampfe der Industrieländer auftretenden deutschen Plätze hat Offenbach bis auf den heutigen Tag zu wahren gewußt; es ist schwerlich ein Absatzgebiet für europäische Erzeugnisse ausfindig zu machen, auf welchem Offenbacher Waren nicht, direkt oder indirekt importiert, anzutreffen wären; und wenn unsere stolze Nachbarin vermöge ihres historischen Ansehens einen Weltruf besitzt, so haben Erzeugnisse des hiesigen Gewerbefleißes unserem weit bescheideneren Offenbach neben derselben einen guten Klang in Ost und West und zwar sowohl auf der nördlichen wie der südlichen Hemisphäre verschafft und dauernd gesichert."

* * *

Damit wären wir am Schlusse unserer Betrachtungen angekommen. Die weite Wanderung durch den Zeitraum vieler Jahrhunderte ist zurückgelegt; wir sind an der geschichtlichen Endstation angekommen. Eine Menge vaterstädtischer Ereignisse und Errungenschaften haben wir vor unserem geistigen Auge Revue passieren lassen; gute und böse, freudige und traurige, rühmliche und unrühmliche Zeiten sind dabei auf eine kürzere oder längere Spanne festgehalten worden. Wir haben unser Offenbach aus einem kleinen Bauerndorf — oder wenn die Vermutungen schließlich zutreffen, aus einem uralten Fischer-, Jäger- und Hirtendorf oder sogar aus einem einsamen Hofwerk — zu einer Industriestadt ersten Ranges heranwachsen sehen. Und gerade der Umstand, daß unser Heimatort aus sich selbst heraus, auf sich selbst vertrauend zur rechten Zeit die nötigen Wandlungen, Erweiterungen und Neuerungen vorgenommen hat, daß er nicht fremder Unterstützung, sondern seiner eigenen Kraft das rasche Emporblühen verdankt, das muß uns mit ganz besonderem Stolze erfüllen und unsere Liebe zur Heimat umso intensiver gestalten. Der deutsche Wandertrieb strebt zwar hinaus in die Weite, aber die deutsche Heimatliebe läßt das Bild der Heimat darum nicht ver-

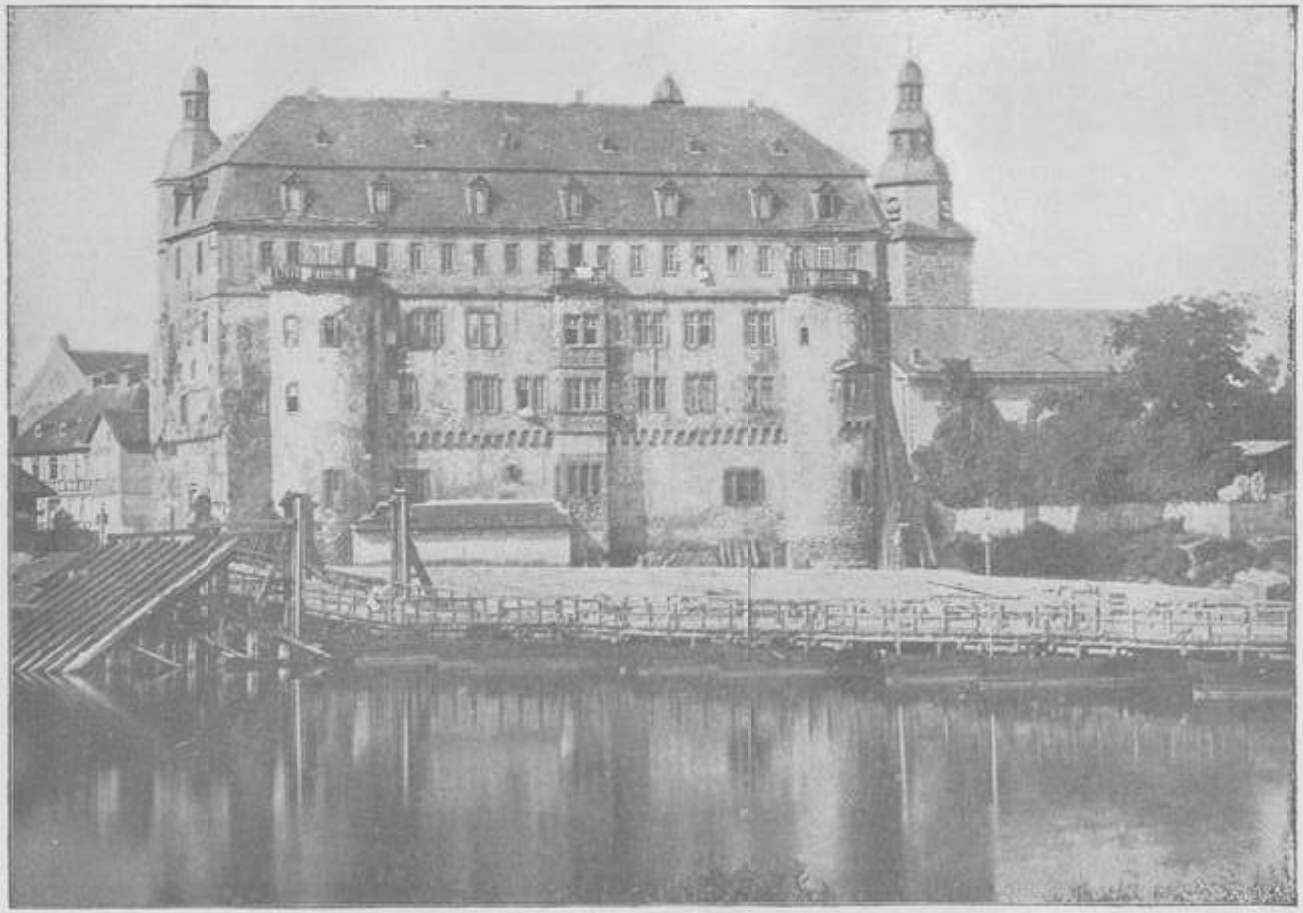
wischen. Glücklich zieht mancher hinaus in die weite Welt, glücklich begrüßt er fremde Leute und ihre Weise, glücklicher aber ist er dennoch, wenn er wieder einmal — und sei es auch nur auf kurze Zeit — die traute Heimat geschaut hat. Doch nur derjenige wird seine Heimat in rechter Weise lieben und verehren, der ihre Gegenwart versteht und ihr Ringen und Kämpfen vergangener Tage kennt. Und diese Kenntnis vermitteln zu helfen, dazu soll vorliegende Geschichte von Offenbach dienen. Möge es ihr gelingen, ihr Scherflein dazu beizutragen, die Liebe zur Heimat zu wecken und die echte Anhänglichkeit zur Vatererde zu pflegen, von der Dichter und Volk so begeistert singen, und von der Bogumil Goltz so treffend sagt: „Und wären es kahle Klippen oder die Eisfelder des Nordens, wäre es ödes Moorland oder die weite sandige Wüste, wo du das Licht der Welt erblicktest, du würdest doch für Zeit und Ewigkeit an Felsen und Schneefelder, an Heiden und Wüstengrund gebannt sein, und kein Paradieszauber könnte je dein Herz so ganz und gar füllen, wie das Bild der Heimat. So schön ist die Welt an keinem Orte; mit so vertrauten, wohlbekannten Zügen grüßen uns die Menschen, die Tiere, die Häuser, die Hütten, die Bäume, die alten Strauchzäune, die Wege, die Stege, das Steinpflaster auf den Gassen und die Ackerfurche auf dem Felde; so grüßt uns das ganze Leben nirgends mehr in der Welt."



Südfront des Schlosses im Jahre 1887.

Post und Stadthaus im Jahre 1901.

Frankfurter Straße im Jahre 1901.



Schloß und Schiffbrücke im Jahre 1887.